# Tiroler Heimat

Zeitschrift für
Regional- und Kulturgeschichte
Nord-, Ost- und Südtirols

Begründet von Hermann Wopfner

Herausgegeben von Christina Antenhofer
und Richard Schober

80. Band 2016

Universitätsverlag Wagner

Die Drucklegung wurde von der
Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung,
vom Tiroler Landesarchiv und
vom Amt für Kultur der Südtiroler Landesregierung
gefördert.

Herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem
Südtiroler KULTURinstitut

**Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Angaben sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 978-3-7030-0946-4

Umschlagbild:
Als Buchumschlag verwendetes Pergamentfragment eines mittelalterlichen Missales.
Fragmentesammlung des Tiroler Landesarchivs, Handschrift 95.1024.

Satz: Karin Berner
Lektorat: Mercedes Blaas

ISSN 1013-8919
Copyright © 2016 Universitätsverlag Wagner, Erlerstraße 10, A-6020 Innsbruck

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

## Inhaltsübersicht

Editorial . . . . . 5

*Aufsätze*

Christoph Haidacher
Zerstörte Quellen.
Die Fragmentesammlung des Tiroler Landesarchivs . . . . . 7–30

Ursula Schattner-Rieser
Das Forschungsprojekt *Genisat Tirolensia*
zur Erfassung der mittelalterlichen Hebraica-Bestände
in Tirols Bibliotheken und Archiven . . . . . 31–50

Konstantin Graf von Blumenthal
Die Herren von Velturns.
Ein Beitrag zu ihrer Geschichte von den Anfängen
bis zum Jahre 1240 . . . . . 51–104

Thomas Bunte / Stefan Ehrenpreis / Benjamin van der Linde
Tiroler in der niederländischen
Vereinigten Ostindien-Kompanie (VOC)
(ca. 1680–1795) . . . . . 105–118

Hansjörg Rabanser
Die kunst- und kulturhistorische Beschreibung
der Certosa di Pavia durch Andreas Alois Dipauli (1785) . . . . . 119–140

Michael Span
Ein Tal mit Büchern?
Privater Buchbesitz im Stubaital zwischen 1750 und 1800 . . . . . 141–170

Ulrich Leitner
Gebaute Pädagogik – Raum und Erziehung.
Die Bedeutung der Architektur für die Fürsorgeerziehung
am Beispiel der Landeserziehungsanstalt am Jagdberg . . . . . 171–200

*Nachruf*

Josef Riedmann
Em. o. Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Johann Rainer † . . . . . 201–203

*Besprechungen* . . . . . 205–266

Abstracts . . . . . 267–270
Autorinnen und Autoren dieses Bandes . . . . . 271

# Editorial

Mit Band 79 (2015) der Tiroler Heimat legte Josef Riedmann nach 35 Jahren überaus verdienstvollem und engagiertem Einsatz die Mitherausgeberschaft der Zeitschrift nieder und übergab sie an Christina Antenhofer vom Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck. Für die ausgezeichnete langjährige Zusammenarbeit sprechen der Mitherausgeber Richard Schober und der Universitätsverlag Wagner ihm ihren herzlichsten Dank aus. Auch im neuen Herausgeberteam wird damit die Zusammenarbeit zwischen dem Tiroler Landesarchiv und der Universität Innsbruck als zwei zentralen Forschungseinrichtungen Tirols fortgesetzt.

Der Wechsel in der Herausgeberschaft wurde zum Anlass genommen, um einige Änderungen vorzunehmen, die zum einen den geänderten Bedingungen des Wissenschaftsbetriebs entgegenkommen, zugleich aber auch den Leserinnen und Lesern der Tiroler Heimat. Mit Band 80 (2016) durchlaufen die Beiträge der Zeitschrift nunmehr ein Begutachtungsverfahren (*peer review*) durch zwei redaktionsexterne Gutachterinnen und Gutachter. Dadurch wird die hohe wissenschaftliche Qualität der Beiträge gemäß internationaler Standards gesichert. Alle Beiträge werden zudem mit einer englischen Zusammenfassung und Verschlagwortung versehen, die gedruckt am Ende des Bandes stehen und zugleich auf der Homepage der Zeitschrift abrufbar sind. Sie erhöhen die internationale Sichtbarkeit der Beiträge auch für interessierte Fachkolleginnen und -kollegen aus dem nicht deutschsprachigen Ausland. Ebenso rundet nunmehr ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren den Band ab. Um die Lesefreundlichkeit der Rezensionen zu erhöhen, werden diese nicht mehr in Petit gedruckt.

Die Veränderungen in der Gestaltung der Zeitschrift finden ihren Ausdruck in der leichten Änderung des Untertitels: Die Bezeichnung *Jahrbuch* wurde durch den mittlerweile gängigeren Begriff der *Zeitschrift* ersetzt, das Themenpaar *Geschichte* und *Volkskunde* durch *Regional-* und *Kulturgeschichte*, da dies der inhaltlichen Ausrichtung der Beiträge in den letzten Jahren sowie der Planung für die Zukunft besser entspricht, insbesondere, da das Fach *Volkskunde* in dieser Form an der Universität Innsbruck nicht mehr existiert. Der Themenschwerpunkt der Zeitschrift hat sich mittlerweile ausgedehnt und umfasst nun im weitesten Sinne Beiträge zu Geschichte und Kultur Nord-, Ost- und Südtirols. Methodische und inhaltliche Vielfalt sowie ein hoher wissenschaftlicher Standard, der die Regional- und Kulturgeschichte des historischen Tirol in einen überregionalen, europäischen Rahmen einbettet, kennzeichnen die Arbeitsweise.

Einen thematischen Schwerpunkt dieses Bandes bilden historische Fragmente, die sich in Archiven und Bibliotheken als „Abfall" über die Jahrhunderte erhalten haben und nunmehr wertvolle Quellen für die Wissenschaft darstellen. Christoph Haidacher gibt in seinem Beitrag Einblick in den Fragmentebestand des Tiroler

Landesarchivs, den er über zahlreiche Abbildungen illustriert. Ursula Schattner-Rieser präsentiert in ihrem Aufsatz das Projekt der Aufarbeitung von jüdischen mittelalterlichen Fragmenten aus Tirols Bibliotheken und Archiven und stellt einige bemerkenswerte Beispiele vor. Einen weiteren mittelalterlichen Akzent setzt Konstantin Graf von Blumenthal mit einer historisch-genealogischen Abhandlung zu den Herren von Velturns, deren Geschichte er bis zum Jahr 1240 nachzeichnet. Hansjörg Rabansers Untersuchung der Beschreibung der Certosa von Pavia durch Andreas Alois di Pauli setzt den Themenschwerpunkt mit dem neuzeitlichen Interesse an Denkmälern und Altertümern fort. Der Geschichte des Buchbesitzes gilt der Beitrag von Michael Span, der sich dem privaten Buchbesitz im neuzeitlichen Stubaital widmet. Thomas Bunte, Stefan Ehrenpreis und Benjamin van der Linde geben als Team des Fachbereichs Geschichte der Neuzeit an der Universität Innsbruck Einblick in ein laufendes Projekt, welches die Präsenz von Tirolern in der niederländischen Vereinigten Ostindien-Kompanie als Beispiel von Fernmigration untersucht. Ulrich Leitners Abhandlung über das Zusammenspiel von Raum und Erziehung führt in das 20. Jahrhundert, wo er am Beispiel der Landeserziehungsanstalt am Jagdberg die Rolle der Architektur für die Fürsorgeerziehung aufzeigt. Josef Riedmann beschließt den Band mit seinem Nachruf auf den verdienstvollen Historiker Johann Rainer. 32 Rezensionen stellen schließlich die Neuerscheinungen zur Tiroler Landesgeschichte und verwandten Themenbereichen vor.

Universitätsverlag Wagner — Die Herausgeber

***

Am Beginn meiner Tätigkeit als Mitherausgeberin der Tiroler Heimat danke ich für das in mich gesetzte Vertrauen meinem Doktorvater Josef Riedmann, meinem Mitherausgeber Richard Schober, dem Universitätsverlag Wagner und dort insbesondere Mercedes Blaas, mit denen ich bereits als Schlern-Schriften-Autorin ausgezeichnete Erfahrungen sammeln konnte. Die Herausgabe dieses ersten Bandes durfte ich als erfreuliche, reibungslose und angenehme Zusammenarbeit erleben, wofür ich ferner noch besonders den Autorinnen und Autoren, den Rezensentinnen und Rezensenten wie auch den Gutachterinnen und Gutachtern und den Subventionsgebern danken möchte. Ich wünsche den Leserinnen und Lesern eine interessante Lektüre und freue mich, an der weiteren Gestaltung der Bände der Tiroler Heimat mitwirken zu dürfen.

Christina Antenhofer

# Zerstörte Quellen. Die Fragmentesammlung des Tiroler Landesarchivs

Christoph Haidacher

„Wenn Buchmenschen zum Messer greifen" – mit diesem griffigen Titel versah Mark Mersiowsky jüngst seinen grundlegenden Beitrag über die Wiederverwendung mittelalterlicher Bücher.[1] Er drückte damit treffend aus, wie Fragmente üblicherweise entstehen: durch Zerstörung von nicht mehr benötigten Handschriften, Urkunden oder Drucken. Diese Geringschätzung schriftlicher Zeugnisse in der Vergangenheit ist heute einem steigenden Interesse der Sprach- und Geschichtswissenschaften an diesen „Überresten" gewichen; man erkannte den Wert dieser bruchstückhaften Überlieferung und begann ab dem späten 18., vor allem aber im 19. Jahrhundert in den Bibliotheken und Archiven Fragmentesammlungen anzulegen, diese zu erschließen und zugänglich zu machen; heute ist dies vielfach schon online möglich.

## I

Im Rahmen dieses Beitrags müssen die unzähligen einschlägigen Sammlungen in den in- und ausländischen Institutionen ausgeblendet bleiben,[2] lediglich einige Hinweise auf Fragmente in Tiroler Archiven und Bibliotheken seien gestattet:

Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (Abteilung für Sondersammlungen) verfügt über einen Bestand von rund 220 Fragmenten, die aus deren eigenen Handschriften und Drucken herausgelöst wurden.[3]

Für die Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum weist der Handschriftencensus der deutschsprachigen Texte des Mittelalters zahlreiche Einträge auf;[4]

---

1 Mark Mersiowsky, Wenn Buchmenschen zum Messer greifen: Zur Wiederverwendung mittelalterlicher Bücher, in: www.flick-werk.net. Die Kunst des Flickens und Wiederverwertens im historischen Tirol, hg. von Siegfried de Rachewiltz / Andreas Rauchegger in Zusammenarbeit mit Christiane Ganner (Schriften des Landwirtschaftsmuseums Brunnenburg 15), Brunnenburg 2014, 200–219.

2 Stellvertretend sei auf die Bayerische Staatsbibliothek München hingewiesen, deren im 19. Jahrhundert begründete Sammlung 3000 lateinische und 500 deutsche Fragmente umfasst (neben mehreren tausend Stücken, die nicht von ihren Trägermedien gelöst worden sind); vgl. https://www.bsb-muenchen.de/die-bayerische-staatsbibliothek/abteilungen/handschriften-und-alte-drucke/abendlaendische-handschriften/fragmente/ (aufgerufen am 25.7.2016).

3 Vgl. https://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/sondersammlungen/fragmente.html (aufgerufen am 25.7.2016).

4 Vgl. http://www.handschriftencensus.de/hss/Innsbruck (aufgerufen am 25.7.2016). Diese Dokumente bilden einen Teil der Bibliothek, eine gesonderte Fragmentesammlung existiert nicht. Die bei

in einer Position, die unter anderem ein Fragment der Weltchronik des Rudolf von Ems enthält und auf Anton von Roschmann (1694–1760) zurückgeht, fanden sich auch acht frühkarolingische Blätter aus der Zeit knapp vor 800.[5]

Der erwähnte Handschriftencensus weist deutschsprachige Fragmente für viele weitere Tiroler Bibliotheken und Archive wie das Stadtarchiv Bozen,[6] die Bibliothek des Priesterseminars Brixen, die Kapuzinerbibliothek Brixen, das Stiftsarchiv Fiecht-Georgenberg, das Stiftsarchiv Wilten in Innsbruck, das Stadtarchiv Meran, das Franziskanerarchiv Schwaz oder die Stadtbibliothek Trient aus.

Noch größer ist die Zahl der überlieferten lateinischen Fragmente:[7] Sie begegnen in fast allen Bibliotheken und Archiven Tirols, die über ältere Überlieferungen verfügen. Beispielsweise konnten im Stiftsarchiv Stams Bruchstücke entdeckt werden, die aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts und damit aus karolingischer Zeit stammen.[8]

Zum überwiegenden Teil sind diese Fragmente mit Ausnahme literarisch und historisch bedeutsamer Einzelstücke, denen seit jeher das Interesse der Forschung gegolten hat, noch ungenügend erfasst und bearbeitet. Vieles befindet sich noch in situ, d. h. es schlummert in den Einbanddecken und Buchrücken und wartet darauf, herausgelöst zu werden. Durch einzelne Projekte, wie beispielsweise den Handschriftencensus der deutschsprachigen Texte des Mittelalters, sind manche thematische und örtliche Bereiche gut erforscht und erfasst: Für Innsbruck weist das Werk mit Stand Juli 2016 insgesamt 214 Einträge auf.[9] Seit kurzem beschäftigt sich ein österreichweites Projekt mit hebräischen Fragmenten; im Rahmen dessen konnten in Tirol bis dato insgesamt 45 Schriftstücke gefunden und bearbeitet werden.[10]

## II

Diese erwähnten Unzulänglichkeiten in der Erfassung und Erschließung von Fragmenten gaben den Anstoß zu einem Forschungsseminar des Instituts für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck im Wintersemester 2013/14, das von Univ. Prof. Dr. Mark Mersiowsky, dem damaligen Ordinarius für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften,[11]

---

Restaurierungen herausgelösten Bruchstücke (rund 20 Stück) werden gesondert aufbewahrt (Auskunft von Bibliothekskustos Mag. Roland Sila).

5 Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, olim Bibl. Dip. 973; nun FB 32.139, FB 32.140 A–F, FB 32.141; vgl. dazu Josef Riedmann, Unbekannte frühkarolingische Handschriftenfragmente in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 84 (1976) 262–289.

6 Darunter ein Fragment der Christherre-Chronik aus dem beginnenden 14. Jahrhundert (Stadtarchiv Bozen, Umschlag von Hs. 683).

7 Die Erfassung der Fragmente im Tiroler Landesarchiv ergab, dass die lateinischen Dokumente gegenüber den deutschen bei weitem überwiegen.

8 Wilhelm Kundratitz, Fund von Handschriftenfragmenten aus dem 9. Jahrhundert im Stiftsarchiv Stams, in: Tiroler Heimat 55 (1991) 167–168.

9 http://www.handschriftencensus.de/hss#i (aufgerufen am 25.7.2016).

10 Vgl. dazu www.hebraica.at sowie den Beitrag von Ursula Schattner-Rieser in diesem Band.

11 Seit November 2014 Professor an der Universität Stuttgart.

zusammen mit dem Verfasser dieses Beitrags abgehalten wurde. Ziel dieser Lehrveranstaltung war es, die zahlreichen, vielfach noch völlig unerschlossenen Fragmente des Tiroler Landesarchivs einzeln zu erfassen, zu verzeichnen und nach Sachgruppen (Liturgica, Musicalia, Scientifica, Litteraria, Iuridica, Acta, Varia, Drucke) zu gliedern; anschließend sollte eine Digitalisierung und die Eingabe der Metadaten samt Scans in das Archivinformationssystem des Tiroler Landesarchivs erfolgen.[12] Die insgesamt fünf am Forschungsseminar teilnehmenden Studentinnen und Studenten erfassten unter Anleitung von Mark Mersiowsky und Christoph Haidacher die Dokumente in Excel-Tabellen und fertigten über einzelne Fragmente, die entweder inhaltlich oder äußerlich von Bedeutung waren, Prüfungsarbeiten an. Die Ergebnisse wurden im Rahmen eines Vortrags und einer kleinen Ausstellung am 7. Mai 2014 vor den Mitgliedern des Tiroler Geschichtsvereins und Angehörigen der Universität Innsbruck im Lesesaal des Tiroler Landesarchivs präsentiert.

## III

Die Bewahrung von Relikten der Vergangenheit war für die Menschen früherer Epochen kein Wert für sich; wenn ein Objekt seinen Nutzen verlor, wurde es meist nicht – modernen „musealen Vorstellungen" folgend – für kommende Generationen erhalten, sondern seinem Schicksal überlassen, zerstört oder verwertet. Dies lässt sich in der Architektur beobachten, wenn beispielsweise antike Tempel als Baumaterial für Kirchen verwendet oder romanische und gotische Kirchen barockisiert wurden.

Gleiches gilt für Bücher und andere schriftliche Hinterlassenschaften. Wenn liturgische Handschriften durch häufigen Gebrauch verschlissen waren, durch technische Neuerungen wie die Erfindung des Buchdrucks wertlos wurden, durch Änderungen im Ritus – beispielsweise infolge des Tridentinums – keine Gültigkeit mehr besaßen oder wegen der Reformation von den protestantischen Gemeinden nicht mehr benötigt wurden, dann erfolgte deren „Zerstörung", aber nicht im Sinne einer vollständigen Entsorgung, sondern einer Wiederverwertung des kostspieligen Pergaments.

Großformatige Buchseiten, wie sie besonders bei Missalen, Antiphonarien oder Gradualen Verwendung fanden, dienten bevorzugt als Buchumschläge, kleinteiligere Pergamente wurden von den Buchbindern als Makulatur für Verstärkungen, Verklebungen oder Reparaturen benötigt, selbst Papier aus nicht mehr benötigten Drucken wurde mit Knochenleim zusammengeklebt und als Karton verwendet. Solcherart „recycelt" verbrachten und verbringen Bruchstücke mittelalterlicher Kodizes und Urkunden, aber auch von Drucken, Jahrhunderte in einer „fremden Umgebung".

Die Wahrnehmung als Fragment und nicht mehr als Makulatur, die Wahrnehmung als Träger wichtiger Informationen und manchmal als einziger erhaltener Überlieferung alter Texte setzte erst im Gleichklang mit der Entstehung einer methodisch fundierten Geschichtswissenschaft im späten 18. und im 19. Jahrhundert ein.

---

[12] Mit der für 2017/18 geplanten Onlinestellung des bis dato nur im Intranet zugänglichen Archivinformationssystems des Tiroler Landesarchivs sollen die bearbeiteten Fragmente zusammen mit Informationen über die anderen Bestände auch außerhalb der Öffnungszeiten des Lesesaals zugänglich sein.

## IV

Auch das damalige Innsbrucker Statthaltereiarchiv (der Vorläufer des heutigen Tiroler Landesarchivs), das sich 1866 vom internen Behördenarchiv zum öffentlich zugänglichen wissenschaftlichen Archiv wandelte, sah die Fragmente als Teil der historischen Überlieferung und wandte diesen daher vermehrt sein Interesse zu.

Mangels detaillierter Unterlagen[13] lässt sich die Entstehung der Fragmentesammlung des Tiroler Landesarchivs nur in groben Zügen nachzeichnen. Im Wesentlichen waren es drei Quellen, aus denen der heutige Bestand an Fragmenten erwuchs.

In den eigenen Beständen des Tiroler Landesarchivs wie auch in den übernommenen Archiven (Gerichtsarchive, geistliche und kommunale Archive, Privatarchive etc.) fanden sich vereinzelt Fragmente, die diesen Fonds entnommen und separat aufbewahrt wurden. Mehrfach treffen wir auf diesbezügliche Hinweise bzw. Vermerke.[14]

Ein Teil der im Tiroler Landesarchiv verwahrten Fragmente wurde im Kaufweg erworben. Neben vereinzelten Ankäufen im 19. und 20. Jahrhundert kam im Jahr 1943 ein größeres Konvolut an Fragmenten, das auf die Sammeltätigkeit von Oswald Zingerle zurückgeht, an das Archiv.

Oswald Zingerle kam am 8. Februar1855 als Sohn des Literaturwissenschaftlers und Germanisten Ignaz Vinzenz Zingerle in Innsbruck zur Welt, studierte zunächst an seinem Heimatort und später in Erlangen und Berlin Germanistik und habilitierte sich 1881 an der Universität Graz. Von 1892 bis 1918 wirkte er als Professor an der Universität Czernowitz in der Bukowina. Er starb 72-jährig am 30. Jänner1927 in Innsbruck. So wie sein Vater sammelte auch Oswald Zingerle mit großer Leidenschaft Archivalien und Fragmente, die er zum Teil bei Antiquitätenhändlern erwarb, zum Teil oft zufällig auf Tiroler Burgen und Schlössern sowie an anderen Orten fand.

Aus seinem Nachlass erwarb das Tiroler Landesarchiv im Jahr 1943 von seiner Schwägerin Franziska Zingerle um 1520 Reichsmark Archivalien, darunter 40 meist aus Missalen abgelöste Pergamentblätter.[15] Einen Teil dieser Fragmente (darunter ein Bruchstück der Statuten der Stadt Pisa aus dem Spätmittelalter)[16] hatte Oswald Zingerle, wie man seinen handschriftlichen Vermerken entnehmen kann, beim Salzburger Antiquitätenhändler Wenzel Swatek, der damals zu den renommiertesten in der gesamten Habsburgermonarchie zählte, gekauft.

Der Großteil der Fragmente entstammt jedoch den Beständen des Tiroler Landesarchivs; sie wurden im Zuge von Neubindungen und Restaurierungen von den alten Trägermaterialen abgelöst.[17]

---

[13] Es wurde in der Vergangenheit meist unterlassen, genaue Daten über den Erwerb bzw. die Provenienz von Fragmenten zu vermerken.

[14] David Schönherr vermerkt bei Hs. 21/1 und 21/2 (Fragmente aus dem „Buch der Väter"), dass diese 1869 im Gerichtsarchiv von Meran gefunden worden sind (Einbände von Urbaren des Klarissenklosters Meran).

[15] Tiroler Landesarchiv (im Folgenden TLA), Archivregistratur Zl. 1, 193 ex 1943.

[16] TLA, Hs. 95.5001.

[17] Heute wird das Herauslösen von Makulaturfragmenten durchaus kritisch gesehen und zum Teil nicht mehr gemacht; der Einband wird – auch in seiner Heterogenität – als historisch gewachsenes Ganzes gesehen, der nur mehr in Ausnahmefällen zerlegt werden sollte; – vgl. Bernd Bader, Frag-

Da bis in jüngere Zeit[18] meist nicht vermerkt wurde, aus welcher Archivalie ein Fragment entnommen wurde, kann lediglich vermutet werden, dass nicht wenige Stücke bei den umfangreichen Neubindungen von Handschriften, Urbaren sowie Kopial- und Rechnungsbüchern in den 1960er- und 1970er-Jahren ihren Weg in die Fragmentesammlung gefunden haben. Vereinzelt kann auf Grund der noch vorhandenen Signaturen und Beschriftungen nachgewiesen werden, von welchem Codex das abgelöste Fragment stammt.[19]

## V

Die solcherart an das Tiroler Landesarchiv gekommenen Fragmente wurden mangels eines eigenen Fonds oder Sonderbestands in die Handschriftenreihe integriert. Diese Reihe wurde – damaligen Tendenzen im Archivwesen folgend – unter Zerreißung alter Provenienzen[20] in den 1870er- und 1880er-Jahren angelegt.[21] Dabei erhielten „prominentere" und identifizierte Stücke eigene Signaturen: So wurden beispielsweise unter der Handschriftennummer 21 folgende Fragmente abgelegt:

Hs. 21/1:
Fragment aus dem „Buch der Väter" aus der 1. Hälfte des 14. Jh. (17 Blätter)

Hs. 21/2:
Fragment aus dem „Buch der Väter" aus der 1. Hälfte des 14. Jh. (2 Blätter)

Hs. 21/2a:
Fragment aus dem „Buch der Väter" aus der 1. Hälfte des 14. Jh. (4 Blätter)

Hs. 21/3:
Fragment aus „Hadamars von Laber Jagd" von ca. 1375 (2 Blätter)

---

menta Gissensia. Antike lateinische Literatur in Handschriftenfragmenten der UB Gießen (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen 63), Gießen 2015, 7.

18 Eine Ausnahme bildet Fragment Hs. 21/2a, bei dem angegeben ist, dass es sich ursprünglich im Einband von Urbar 99/1 (Urbar des Klarissenklosters in Meran von 1685) befunden hat und 1929 herausgelöst worden ist. Vgl. Christa Bertelsmeier-Kierst, Tiroler ‚Findlinge', in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 123 (1994) 334–340, hier 336. Erst in den letzten Jahren wurde die Herkunft der Fragmente konsequent vermerkt, so bei den im Zuge der Restaurierung von Kopialbüchern abgelösten Bruchstücken: Beispielsweise stammen die Fragmente Hs. 95.1528a–e, Hs. 95.1529a–e und Hs. 95.1533a–g aus den Kammerkopialbüchern Nr. 2 (1496/97), 27 (1505) und 138 (1534).

19 Fragment Hs. 95.2027 bildete ursprünglich den Einband von Hs. 2358, einem Protokollbuch des Klosters Sonnenburg im Pustertal von 1649–1670.

20 Bedauerlicherweise wurde damals das von Wilhelm Putsch im 16. Jahrhundert sehr gut erschlossene landesfürstliche Schatzarchiv (TLA, Rep. 1–8 bzw. 369–373) ohne Anfertigung von Konkordanzen zerrissen und in neuen Reihen (Handschriften, Urkunden, Urbare, Inventare etc.) aufgestellt.

21 Vgl. dazu Rep. 44, das erste 1879 begonnene und bis 1900 von David Schönherr und Oswald Redlich geführte Verzeichnis der Handschriften, das später durch Rep. 40 ersetzt wurde.

Hs. 21/4:
Sonnenburger Psalmenfragmente aus der 1. Hälfte des 13. Jh. (2 Blätter)

Hs: 21/5:
Fragment aus der „Christherre-Chronik" vom Beginn des 14. Jh. (2 Blätter)

Hs. 21/6:
„Altvater Jakob auf der Werbung um Rachel" (Gedicht, Abschrift) (4 Blätter)

Hs. 21/7:
Fragment zweier mittelhochdeutscher Gedichte aus dem 14. Jh. (3 Blätter)[22]

All diese Stücke sind in der Fachwelt, insbesondere in der Literatur- und Sprachwissenschaft, bekannt, gut erforscht und mehrfach in der Fachliteratur thematisiert. Der Handschriftencensus der deutschsprachigen Texte des Mittelalters beschreibt die Fragmente der Handschriftennummer 21 und führt die aktuelle Literatur dazu an.[23]

Die Masse der Fragmente im Tiroler Landesarchiv landete jedoch in der Handschrift 95. Die diesbezüglichen Erwägungen lassen sich aus dem Eintrag von David Schönherr im Handschriftenrepertorium[24] nachvollziehen: Demnach diente diese Position vor allem für abgelöste Pergamenteinbände und andere Makulatur. Lediglich einige wenige Stücke, die inhaltlich und zeitlich eingeordnet werden konnten, wurden dieser Position wieder entnommen und erhielten neue Signaturen.[25]

Damit wurde Handschrift 95, die aus drei Pappschubern bestand, zu einem „Sammelsurium"[26] abgelöster Einbände und sonstiger Pergament- und Papiermakulatur bis hin zu Resten alter Spielkarten, das nur vereinzelt Beachtung von Forschern fand.[27] Lange Zeit nahm sich im Tiroler Landesarchiv niemand die Mühe, sich der nicht ganz einfachen Aufgabe zu unterziehen, diese Fragmente zu erfassen, wenigstens grob einzuordnen und zu identifizieren.

---

[22] Weitere Fragmente sind unter folgenden Signaturen zu finden: Hs. 189 (Fragmente eines Nekrologs von ca. 1400), Hs. 214 (Fragment aus „De Musica" von Boethius aus dem 11. Jh.), Hs. 308 (Fragment der Gesta Pontificum aus dem 12. Jh.), Hs. 310 (Fragment eines Nekrologs des Klosters Mariathal aus dem 13. Jh.), Hs. 1171 (Fragmente von Rechnungslegungen von ca. 1312/14), Hs. 4079 (Reste eines lateinischen Glossars aus dem 13. Jh. sowie ein Fragment aus dem Buch der Väter aus der 1. Hälfte des 14. Jh.).

[23] Vgl. http://www.handschriftencensus.de/hss/Innsbruck (aufgerufen am 28.7.2016). Lediglich Hs. 21/6 blieb unberücksichtigt, da es sich um eine moderne Abschrift handelt.

[24] Vgl. Rep. 44, sub numero. Die Eintragung der Handschriftennummer Nr. 95 erfolgte im Jahr 1880 durch David Schönherr.

[25] So wurde ein Fragment der Christherre-Chronik entnommen und als Hs. 21/5 neu aufgestellt. Gleiches geschah mit einem Fragment aus dem Buch der Väter (zusammen mit Resten eines lateinischen Glossars), das nun die Signatur Hs. 4079 besitzt.

[26] Es existierte weder ein Grundverzeichnis noch irgendeine andere Art der Erschließung; lediglich bei einigen wenigen Fragmenten, die das Interesse von Forschern erregt hatten, fanden sich rudimentäre inhaltliche Hinweise.

[27] Vgl. beispielsweise den Beitrag von Christa Bertelsmeier-Kierst, Die ehem. Stamser Handschrift der ‚Weltchronik' des Rudolf von Ems, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 122 (1993) 271–284.

Als Erstsicherung wurden daher von der Restaurierwerkstätte des Tiroler Landesarchivs im Jahr 2004 konservatorisch geeignete Kartons angefertigt, so dass eine adäquate Unterbringung dieser teils doch sehr alten und historisch bedeutsamen Zeugnisse gewährleistet werden konnte. Die Detailerschließung erfolgte dann im Rahmen des bereits erwähnten Forschungsseminars des Instituts für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck im Wintersemester 2013/14.

## VI

Als Ergebnis dieses Seminars verfügt das Tiroler Landesarchiv nun über ein Grundverzeichnis seiner unter Handschrift 95 in sechs großen Kartons aufbewahrten Fragmente, das zurzeit allerdings nur im intern zugänglichen Archivinformationssystem einsehbar ist. Im Zuge dieser Einzelstückerfassung wurden die Fragmente auch vollständig digitalisiert, so dass sie mit der Online-Stellung des Archivinformationssystems (voraussichtlich 2017/18) auch im Internet über die Homepage des Tiroler Landesarchivs einsehbar sein werden.

Die Gliederung und der Umfang der Fragmentesammlung des Tiroler Landesarchivs (Handschrift 95) stellen sich nun (Stand Juli 2016) wie folgt dar:

| Signatur | Art | Anzahl | Latein | Deutsch | Pergament | Papier |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Hs. 95.1000–1052<br>Hs. 95.1500–1533 | Liturgica | 140 | 138 | 2 | 138 | 2 |
| Hs. 95.2000–2027 | Musicalia | 46 | 46 | 0 | 46 | 0 |
| Hs. 95.3000–3033 | Scientifica | 52 | 52 | 0 | 51 | 1 |
| Hs. 95.4000–4006 | Litteraria | 17 | 2 | 15 | 15 | 2 |
| Hs. 95.5000–5011 | Iuridica | 17 | 17 | 0 | 17 | 0 |
| Hs. 95.6000–6025 | Acta | 31 | 6 | 25 | 21 | 10 |
| Hs. 95.7000–7013 | Varia | 63 | 3* | 14* | 4 | 59 |
| Hs. 95.8000–8006 | Drucke | 27 | 21 | 6 | 0 | 27 |
| **Summe** | | **393** | **285*** | **62*** | **292** | **101** |

* Die Differenz bei der sprachlichen Zuordnung zur Gesamtzahl der Fragmente erklärt sich dadurch, dass 45 Bruchstücke aus der Untergruppe „Varia" (vor allem Fragmente von Spielkarten) keinen Text und damit auch keine Sprache aufweisen; ein Dokument ist auf Italienisch abgefasst.

Die fast 400 Fragmente des Tiroler Landesarchivs bestehen zu mehr als einem Drittel aus liturgischen Texten, rechnet man die fast ausschließlich dem religiösen Bereich zuordenbaren „Musicalia" hinzu, dann ergibt sich ein Anteil von fast 50 %. Es darf auf Grund dieses hohen Anteils liturgischer Texte auch nicht überraschen, dass Latein die vorherrschende Sprache der im Tiroler Landesarchiv überlieferten Fragmente ist; Gleiches gilt für den hohen Anteil an Pergamenten, wobei beim Beschreibstoff noch zu berücksichtigen ist, dass Pergament auf Grund seines großen Materialwertes und seiner guten Wiederverwendbarkeit im Gegensatz zu Papier geradezu dafür prädestiniert war, als Fragment die Jahrhunderte zu überdauern.

## VII

Im Folgenden sollen nun die einzelnen Gruppen der Fragmente kurz vorgestellt, einzelne Dokumente näher besprochen und durch Abbildungen ergänzt werden.

Die **Liturgica** (Hs. 95.1000–1052 und 1500–1533) stellen – wie bereits erwähnt – die umfangreichste Gruppe innerhalb der Fragmente des Tiroler Landesarchivs dar. Dies hat seinen Grund zum einen im Umstand, dass sich die großformatigen Messbücher aus Pergament besonders gut zur Wiederverwertung, insbesondere zum Überziehen der meist hölzernen Einbanddeckel, eigneten. Zum anderen standen diese in großer Zahl zur Verfügung, da sie auf Grund starken Gebrauchs und der damit verbundenen Abnutzung immer wieder ausgeschieden wurden, aber auch wegen Änderungen im Ritus der katholischen Kirche nicht mehr benötigt und daher durch aktuelle Messbücher ersetzt wurden.

Aus diesem Grund umfasst die Sammlung vor allem großformatige liturgische Fragmente. Sogenannte Einbandmakulatur, die zum Reparieren, Verstärken etc. verwendet wurde, bildet die Ausnahme. Die Fragmente, meist aus Messbüchern, sogenannten Missalen, stammend, bestechen vor allem durch ihre Ausstattung, sei es die oftmals sehr feierliche gotische Textura, die als Buchschrift diente, seien es die vielen Zierelemente, insbesondere die prächtigen, mehrfarbig ausgeführten Initialen.

Mehrfach lässt sich bei den „Liturgica“ des Tiroler Landesarchivs die Herkunft des Fragments feststellen, da die „Neueinbände“ oft mit Signaturen versehen wurden, die manchmal bestimmten Beständen zugewiesen werden können. Beispielsweise kann das Fragment Hs. 95.1044 auf Grund der am Buchrücken angebrachten Sig-

**Abb. 1:** Verwendung eines Missales als Einband. TLA, Hs. 95.1009a.

natur „Brix(en) L(ade) 32, N(ummer) 17, Litt(era) B“ dem Hochstiftsarchiv Brixen zugeordnet werden, das sich (seit 1803) bis zum Ende des Ersten Weltkriegs in Innsbruck befand: Im zweiten Band des dazugehörigen Repertoriums findet sich unter der genannten Signatur ein Eintrag zu dieser Archivalie (Reichshandlungen 1608).[28] Nicht wenige Stücke Einbandmakulatur aus der Gruppe „Liturgica“ sind in den letzten Jahren im Zuge von Restaurierungsarbeiten an den Kopialbuchreihen des Tiroler Landesarchivs entdeckt worden.[29]

**Abb. 2:** Missale mit aufwendig ausgeführten Initialen. TLA, Hs. 95.1515a.

**Abb. 3:** Einbandrücken mit alter Signatur. TLA, Hs. 95.1044.

[28] TLA, Rep. 382, fol. 852v. Weitere Provenienzhinweise finden sich bei den Fragmenten Hs. 95.1052, 95.1513, 95.1521, 95.1523, 95.1528–1530.

[29] Vgl. Hs. 95.1528a–e, Hs. 95.1529a–e sowie Hs. 95.1533a–g.

Inhaltlich – im Sinne eines historischen Erkenntniswertes – ist den Liturgica-Fragmenten keine größere Bedeutung beizumessen, da es sich um Vielfachüberlieferungen handelt, deren Texte über Jahrhunderte im kirchlichen Gebrauch standen und daher allesamt bekannt sind. Der Wert dieser Fragmente liegt für das Tiroler Landesarchiv in ihrem teilweise hohen Alter. Einige der Liturgica[30] gehören der karolingischen bzw. nachkarolingischen Schriftepoche[31] an und stammen damit aus der Zeit zwischen dem 9. und dem 12. Jahrhundert. Sie sind damit zum Teil älter als ein Diplom Kaiser Heinrichs II. für den Bischof von Brixen aus dem Jahr 1004,[32] das bis dato als ältestes Dokument des Tiroler Landesarchivs gegolten hat.

Von diesen ältesten Fragmenten des Tiroler Landesarchivs verdienen folgende Signaturen besondere Erwähnung:

*Hs. 95.1523:* Ein Doppelblattfragment aus einem Missale, welches Gebete für den Zeitraum 19.–29. September (Euphemia bis Michaeli) und vom 11.–30. November (Mennas bis Andreas) enthält. Es diente als Umschlag für eine Kapellenbaurechnung (Salvatorkapelle südöstlich von Innichen) von 1590 und dürfte aus dem Hochstiftsarchiv Brixen[33] stammen, wobei sich die angebrachte Signatur nicht mit letzter

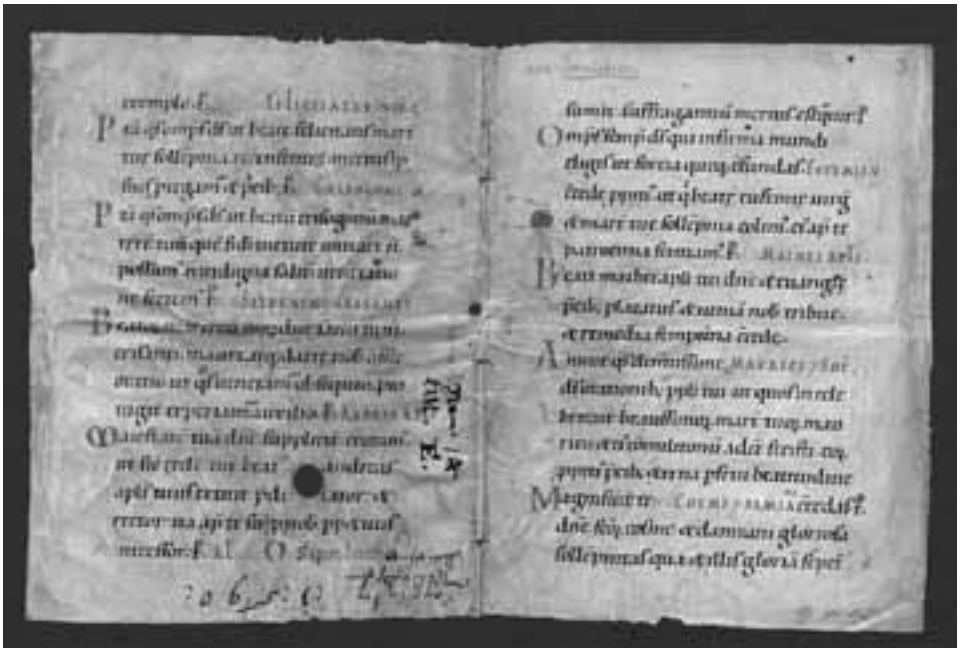


**Abb. 4:** Fragment eines Missales aus Innichen. TLA, Hs. 95.1523.

30 Hs. 95.1523–1525b, 1529a, 1530, 1532.

31 Die Masse der Liturgica-Fragmente ist in gotischer Textura geschrieben und stammt damit aus dem ausgehenden Hochmittelalter und dem Spätmittelalter.

32 TLA, Kaiserurkunden sub dato (1004 IV 10).

33 Unmittelbar bei der Signatur befindet sich ein Bleistiftvermerk (jedoch von anderer Hand wie der „Innichner" Hinweis) des 19. Jahrhunderts: „Hochstiftsarchiv Brixen".

Sicherheit in den bereits erwähnten Brixner Repertorien nachweisen lässt; ein Bleistiftvermerk aus dem 19. Jahrhundert „aus Innichen“ deutet auf eine Herkunft aus dem Hochpustertaler Kloster hin. Als Entstehungszeitraum kommt die Zeit zwischen Ende des 10. Jahrhunderts und Anfang des 11. Jahrhunderts in Betracht.

*Hs. 95.1525a:* Ein Einzelblatt aus einer Sammlung von collectae bzw. orationes primae, den sogenannten ersten Gebeten des Priesters in der Messe. Das Fragment enthält keinen Hinweis auf eine Provenienz. Die verwendete karolingische Minuskel ist älter als die im Fragment 95.1523 verwendete und in das 10. Jahrhundert zu datieren.[34]

*Hs. 95.1525b:* Ein Einzelblatt aus einem Messbuch mit dem Evangelium nach Johannes, Teilen des 52. Kapitels aus dem Buch Jesaja und dem 1. Kapitel aus dem Brief an die Hebräer. Auch dieses Fragment enthält keinen Hinweis auf eine Provenienz. Der Entstehungszeitraum fällt auf Grund des Schriftbefunds ins ausgehende 11. oder beginnende 12. Jahrhundert.

*Hs. 95.1530:* Ein Einzelblatt, das unter anderem Passagen aus dem Lukasevangelium (15,18) vom verlorenen Sohn, aus dem Matthäusevangelium (15,21), aus dem ersten Brief an die Thessaloniker (4,1), aus dem Buch Genesis (27,29) sowie liturgische Gesänge aus dem Buch Joel (2,17) enthält. Das Fragment wurde als Einband für ein Urbar des Klosters Sonnenburg („Urbar des ambts im Milwald des 1562 jars“) verwendet, das sich im Tiroler Landesarchiv allerdings nicht mehr erhalten hat.[35] Die verwendete karolingische Minuskel ist in das 10. Jahrhundert zu datieren; einzelne Passagen (in kleinerer Schrift) wurden mit Neumen versehen.

*Hs. 95.1532:* Ein Einzelblatt mit Passagen aus dem Brief des Apostels Paulus an die Epheser (4,23–28; 5,15), aus dem Matthäusevangelium (9,1–8; 18,8–10) und aus dem Markusevangelium (12,28–34). Das Fragment enthält keine Provenienzhinweise. Von allen in karolingischer Minuskel überlieferten Fragmenten des Tiroler Landesarchivs ist es als das älteste anzusprechen und in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts zu datieren.

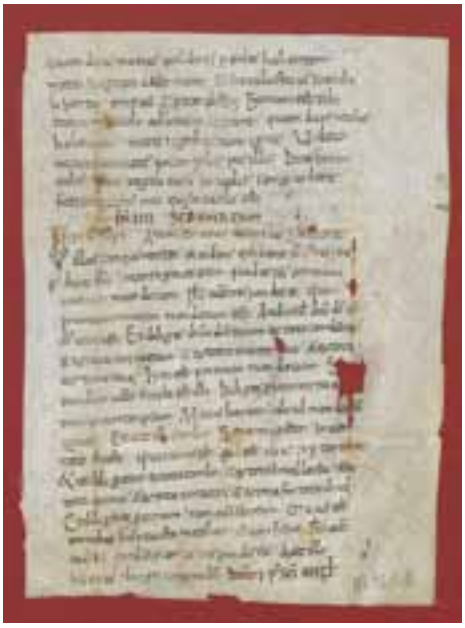


**Abb. 5:** Fragment eines Missales aus dem 9. Jahrhundert. TLA, Hs. 95.1532.

[34] Ich danke Prof. Dr. Mark Mersiowsky für den fachlichen Austausch, insbesondere hinsichtlich der Datierung dieser frühen Fragmente.

[35] Hingegen haben sich die entsprechenden Urbare dieses Amts aus den Jahren 1560 und 1563 im Tiroler Landesarchiv erhalten – vgl. TLA, Urbare 108/31 und 108/32.

Die **Musicalia** (Hs. 95.2000–2027) sind in engem Konnex mit den „Liturgica“ zu sehen, da es sich bei sämtlichen 46 erhaltenen Fragmenten dieses Typs um kirchliche Gesänge handelt. Die für die Liturgie im Mittelalter verwendeten großformatigen Gesangsbücher eigneten sich nach deren Ausscheiden – so wie die Messbücher – ganz besonders für die Weiterverwendung, insbesondere zur Herstellung von Einbänden.

Die Musicalia-Fragmente des Tiroler Landesarchivs umfassen alle gängigen Arten mittelalterlicher Notationen: Adiastemische Neumen[36] sowie Quadratnoten und Hufnagelnoten, wobei Letztere bei weitem überwiegen, während von den Neumen nur zwei Beispiele[37] überliefert sind.

Zeitlich lassen sich die Musicalia-Fragmente des Tiroler Landesarchivs der gotischen Schriftepoche und damit dem ausgehenden Hochmittelalter und dem Spätmittelalter zuordnen. Inhaltlich besitzt das über die Liturgica-Fragmente Gesagte auch für die Musicalia Gültigkeit. Ihr Wert liegt in der oftmals hochstehenden kalligraphischen Ausfertigung der Stücke, wobei dies gleichermaßen für die ausgeprägte und hochstilisierte gotische Textura wie für die zahlreichen Zierelemente, insbesondere für die aufwendig gestalteten Initialen gilt.

**Abb. 6:** Adiastemische Neumen. TLA, Hs. 95.2002.

[36] Adiastemische Neumen werden über oder neben dem Text notiert und können Tonhöhe und -dauer nicht angeben; dies wird erst durch die von Guido von Arezzo († 1050) eingeführten diastemischen Neumen möglich, die Notenlinien verwenden.

[37] Hs. 95.2002 und 95.2003. Das Liturgica-Fragment Hs. 95.1530 weist ebenfalls Neumen auf.

**Abb. 7:** Quadratnotation. TLA, Hs. 95.2005.

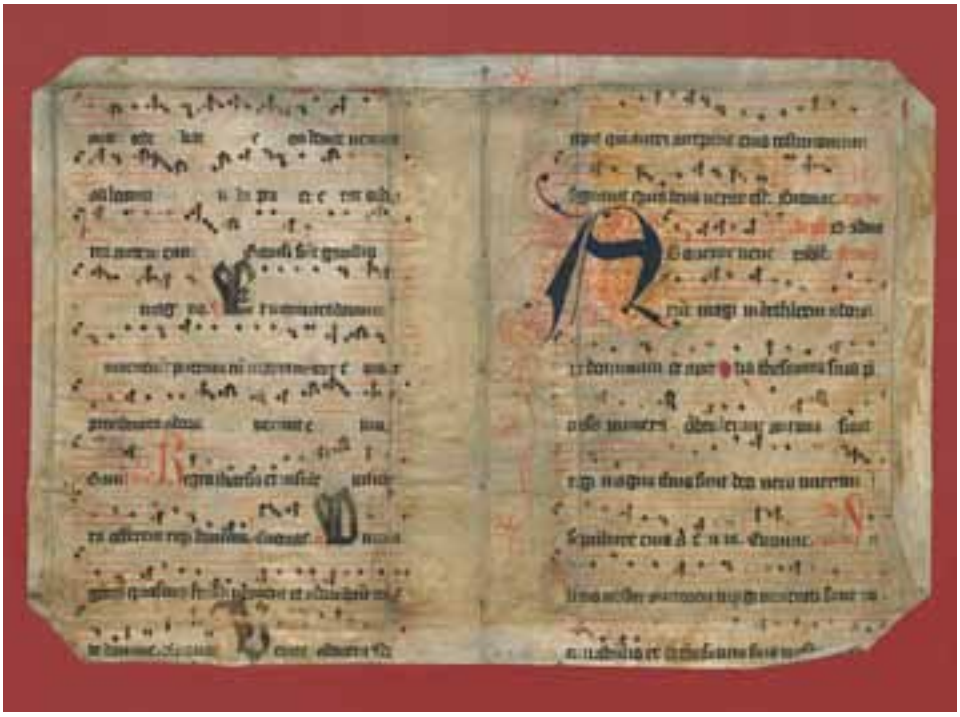



**Abb. 8:** Hufnagelnotation. TLA, Hs. 95.2023.

Die **Scientifica** (Hs. 95.3000–3033) bilden einen wesentlich heterogeneren Bestand als die bereits vorgestellten „Liturgica“ und „Musicalia“, sowohl was Inhalt und Form als auch was den Entstehungszeitraum betrifft.

Die thematische Bandbreite der insgesamt 52 Fragmente reicht von Historiographie über Astronomie und theologische Kommentare bis hin zur Staatslehre; die Formate reichen von Bruchstücken (Einbandmakulatur) bis hin zu großformatigen Doppelblattfragmenten. Zeitlich (einordenbar über die verwendete Schrift) decken die Stücke das Hoch- und Spätmittelalter ab. Zahlreiche Fragmente aus der Gruppe „Scientifica“ stammen aus der Sammlung von Oswald Zingerle.

*Hs. 95.3000:* Ein Doppelblattfragment der um 93/94 n. Chr. abgefassten Jüdischen Altertümer (Antiquitates Iudaicae) des Flavius Josephus aus dem 12. Jahrhundert. Das Bruchstück enthält Teile der Kapitel 5 und 6 des 19. Buches (Rückgabe des großväterlichen Reiches an Herodes Agrippa I. durch Kaiser Claudius; Herodes' Regierung nach seiner Rückkehr nach Judäa) sowie Teile der Kapitel 2 und 3 des 20. Buches (Übertritt der Königin Helena von Adiabene und ihres Sohnes Izates II. zum Judentum; Reise der Königin nach Jerusalem).[38]

**Abb. 9:** Fragment der Jüdischen Altertümer des Flavius Josephus. TLA, Hs. 95.3000.

[38] Vgl. Christoph Haidacher, Ein Flavius-Josephus-Fragment im Tiroler Landesarchiv, in: Lateinforum 85/86 (2015) 1–11.

*Hs. 95.3001a–c:* Zwei Einzelblätter und ein Doppelblatt des zweiten Buches der Politica des Aristoteles (384–322 v. Chr.). „Die politischen Dinge", wie der griechische Originaltitel (Πολιτικά) lautet, stellt die wichtigste staatspolitische Schrift dieses antiken Philosophen dar. Die im Tiroler Landesarchiv erhaltenen Bruchstücke aus dem 13. Jahrhundert weisen starke Beschädigungen bzw. Gebrauchsspuren auf und sind zum Teil sehr willkürlich beschnitten bzw. sogar abgerissen worden.

*Hs. 95.3003:* Fragment einer spätmittelalterlichen Bibelkonkordanz.

*Hs. 95.3012:* Spätmittelalterliches Fragment einer astronomischen Abhandlung über den Mond (mit vielen Bezugnahmen auf die Etymologiae des Isidor von Sevilla (um 560–636), die sich im dritten Buch mit den vier mathematischen Disziplinen, darunter mit der Astronomie, beschäftigen).

*Hs. 95.3015:* Ein Doppelblattfragment aus der Summa Theologiae des Thomas von Aquin (um 1225–1274) (prima pars secundae partis, quaestiones 25+26), geschrieben in gotischer Textura.

*Hs. 95.3016:* Ein Doppelblattfragment des Doctrinale des Alexander de Villa Dei (auch Alexander Gallus genannt, um 1170 – vermutlich 1250). Es handelt sich dabei um ein um 1200 in Hexametern verfasstes grammatikalisches Lehrgedicht zur lateinischen Sprache. Es diente als Einband für ein Zinsregister des Amtes Kaltern von 1490, das sich noch heute im Tiroler Landesarchiv befindet.[39]

**Abb. 10:** Fragment des Doctrinale des Alexander de Villa Dei. TLA, Hs. 95.3016.

[39] TLA, Urbar 23/5.

**Abb. 11:** Fragment aus dem Bibelkommentar des Nikolaus von Lyra. TLA, Hs. 95.3021b.

*Hs. 95.3021:* Zwei Doppelblattfragmente von Bibelkommentaren des Nikolaus von Lyra (um 1270/75–1349). Die zwei überlieferten Pergamente enthalten Erläuterungen dieses französischen Theologen zum Buch Exodus (u. a. Kapitel 32 und 38–40) und zum Buch Leviticus. Beachtenswert sind einerseits die Abbildungen der Tafeln mit den zehn Geboten Gottes, andererseits eine kalligraphisch höchst aufwendig ausgeführte Initiale. Die als Einbände für Verfachbücher des Landgerichts Rodenegg von 1528 und 1529 verwendeten Fragmente stammen aus dem 14. Jahrhundert und kamen über die Sammlung Zingerle an das Tiroler Landesarchiv.

Die **Litteraria** (Hs. 95.4000–4006) stehen, obwohl sie mit 17 Dokumenten nur einen sehr bescheidenen Anteil am Gesamtbestand „Fragmente" einnehmen, gewissermaßen am Beginn dieser Sammlung und haben über viele Jahrzehnte das Interesse der Forschung auf sich gezogen, man könnte fast schon sagen, für sich „monopolisiert". Es waren Sprach- und Literaturwissenschaftler wie der bereits erwähnte Oswald Zingerle und sein Vater Ignaz, die die Zeugnisse der deutschsprachigen Literatur Tirols gezielt sammelten und sich fachlich damit auseinandersetzten. Der Handschriftencensus der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters weist für beide Forscher 29 einschlägige Veröffentlichungen aus.[40] Es war daher nur konsequent, dass

[40] http://www.handschriftencensus.de/forschungsliteratur (Suchbegriff Zingerle, abgerufen am 3.8. 2016). Auch in jüngerer Zeit erschienen zahlreiche Abhandlungen über die im Tiroler Landesarchiv

für diese Stücke im Unterschied zur Masse der Fragmente des Tiroler Landesarchivs mit der Handschriftensignatur 21 eine eigene Nummer eröffnet wurde und die darin aufgenommenen Stücke auch detailliert erfasst wurden.

Über dieses Konvolut (Hs. 21) hinaus befinden sich in der Gruppe „Litteraria" noch weitere bedeutsame Zeugnisse deutscher Literatur des Mittelalters:

*Hs. 95.4000:* Ein Papierfragment der Steinacher Salvatorrolle, ein geistliches Osterspiel von ca. 1520, das in den Akten des Landgerichts Steinach aufgefunden wurde.[41]

*Hs. 95.4001:* Ein noch in das 12. Jahrhundert zu datierendes Pergamentfragment eines Hoheliedkommentars des Williram von Ebersberg (vor 1010–1085). Diese Paraphrase Willirams zum Hohelied König Salomos ist in mehr als 40 mittelalterlichen Handschriften überliefert.[42]

**Abb. 12:** Fragment der Hoheliedparaphrase von Williram von Ebersberg. TLA, Hs. 95.4001.

verwahrte literarische Überlieferung (vgl. die im Handschriftencensus zu Hs. 21 angegebene Literatur: http://www.handschriftencensus.de/hss/Innsbruck).

41 Vgl. Hansjürgen Linke / Ulrich Mehler, Die Steinacher Salvator-Rolle, in: Der Schlern 67 (1993) 489–506 (mit Edition).

42 Vgl. Bertelsmeier-Kierst, Findlinge (wie Anm. 18) 334–336.

*Hs. 95.4003:* Ein aus zwei Pergamentstücken zusammengenähtes Fragment der Roth'schen Predigtsammlung (Predigtbuch des Priesters Konrad) aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, das sich ehemals im Gemeindearchiv von Proveis am Nonsberg befand.[43]

*Hs. 95.4004:* Zwei weitere Fragmente der Christherre-Chronik vom Beginn des 14. Jahrhunderts; von dieser Chronik befinden sich zwei weitere Blätter als Hs. 21/5 im Tiroler Landesarchiv.[44] Bei der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts am thüringischen Hof entstandenen Dichtung handelt es sich um eine anonyme Weltchronik, die die Geschichte des Alten Testaments von der Schöpfung bis zum Buch der Richter erzählt, wo sie nach 24.330 Versen abbricht.

*Hs. 95.4005:* Von der ehemals im Zisterzienserstift Stams aufbewahrten Weltchronik des Rudolfs von Ems, die im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts leider dem „Messer der Buchmenschen" zum Opfer gefallen ist, haben sich nach derzeitigem Stand der Forschung 34 Blätter erhalten, von denen sich sieben (zwei Doppelblätter, zwei Einzelblätter und die obere und untere Hälfte eines Blattes) im Tiroler Landesarchiv befinden (auch die Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum und die Universitätsbibliothek Innsbruck besitzen Fragmente dieser Stamser Handschrift).[45] Die Bruchstücke datieren aus der Zeit um 1300.

Bei dem vom aus dem heutigen Vorarlberg stammenden Epiker Rudolf von Ems (um 1200 – vermutlich 1254) verfassten Werk, das König Konrad IV. gewidmet war, handelt es sich um die erste deutschsprachige Weltchronik. Allerdings konnte Rudolf von den geplanten sechs Weltaltern nur vier vollenden, so dass die mit der Schöpfung beginnende Darstellung nur bis zum Tod König Salomos reicht.

Einen ähnlich bescheidenen Umfang wie die „Litteraria" weisen die **Iuridica** (Hs. 95.5000–5011) mit ihren ebenfalls 17 Fragmenten auf. Neben zahlreichen mit Glossen (meist glossa ordinaria) versehenen Rechtstexten verdient lediglich ein Einzelblattfragment Erwähnung, das von Oswald Zingerle zusammen mit anderen Stücken in Salzburg vom Antiquitätenhändler Swatek gekauft wurde und die Statuten der Stadt Pisa zum Inhalt hat. Das Bruchstück ist spätmittelalterlichen Ursprungs, in gotischer Buchschrift verfasst und mit zahlreichen erläuternden Glossen versehen; die erhaltene Passage hat die Wahl des Podestà zum Inhalt (De electione potestatis).

---

[43] Vgl. Oswald Zingerle, Bruchstücke altdeutscher Predigten, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 23 (1879) 399–408 (mit Edition); Volker Mertens, Das Predigtbuch des Priesters Konrad. Überlieferung, Gestalt, Gehalt und Texte (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 33), München 1971, 36.

[44] Ein weiteres Fragment dieser Chronik befindet sich im Stadtarchiv Bozen (Fragm. 33c): Umschlag zu Hs. 683 (Bozner Kirchpropstrechnung von 1575/78).

[45] Vgl. Bertelsmeier-Kierst, Stamser Handschrift (wie Anm. 27). Eine detaillierte Aufstellung der Fragmente des Landesarchivs mit genauer Aufschlüsselung der Verse findet sich auf S. 274 (Nr. 7–13).

**Abb. 13:**
Fragment der Statuten von Pisa.
TLA, Hs. 95.5001.

**Abb. 14:** Fragment eines Kirchenrechtstextes mit Glossen. TLA, Hs. 95.5005b.

**Abb. 15:** Fragment einer frühneuzeitlichen Urkunde. TLA, Hs. 95.6003.

Sehr unspektakulär – sowohl was das Äußere als auch den Inhalt betrifft – stellen sich die **Acta** (Hs. 95.6000–6025) dar, in denen Fragmente von Urkunden, Akten und anderem behördlichen Schriftgut zusammengefasst sind. Unter den insgesamt 31 erhaltenen Dokumenten überwiegen zwar noch die Fragmente aus Pergament (von Urkunden, Libellen, Buchbeschilderungen etc. herrührend), jedoch herrscht bereits die deutsche Sprache vor, da die meisten dieser Bruchstücke aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen, nur einige wenige datieren aus dem 15. Jahrhundert. Vielfach handelt es sich um reine Einbandmakulatur.

Der zahlenmäßig nicht unbeträchtliche Umfang der **Varia** (Hs. 95.7000–7013) mit insgesamt 63 Stücken relativiert sich ein wenig durch die Tatsache, dass der größere Teil dieses Konvoluts aus frühneuzeitlichen Spielkarten besteht, die als Einbandmakulatur verwendet wurden. Hervorzuheben sind zwei Schreibmeisterblätter aus dem 16. und 17. Jahrhundert,[46] die als Umschlag eines Protokolls eines Unterinntaler Landgerichts (vermutlich Rattenberg) von 1721 bzw. eines Meraner Verfachbuchs von 1580 dienten.

[46] Hs. 95.7000 und 7001.

**Abb. 16:** Schreibmeisterblatt. TLA, Hs. 95.7001.

**Abb. 17a+b:** Spielkarten. TLA, Hs. 95.7003jj+95.7003kk.

**Abb. 18:** Fragment eines Kalendars aus Schwäbisch Hall. TLA, Hs. 95.8001.

Die **Drucke** (Hs. 95.8000–8006) umfassen insgesamt 27 Fragmente, die in ihrer Masse aus dem 16. Jahrhundert stammen. Sie dienten den Buchbindern als billiges Füll- und Kaschiermaterial, eine Verwendung als Einband war auf Grund der Fragilität des Papiers nur äußerst eingeschränkt möglich.[47] Unter den meist sehr unspektakulären Druckfragmenten verdient lediglich ein aus zwei Teilen bestehendes Kalendar[48] Erwähnung. Es handelt sich um einen Einblattkalender vom Jahr 1580 aus der Stadt Schwäbisch Hall. Auf Grund seiner Verwendung als Füllmaterial in einem Buchdeckel wurde er stark be- bzw. zerschnitten. Der Druck erfolgte einfärbig (die roten Schriftteile wurden durch einen Illuminator eingefügt), die ursprünglich insgesamt 48 Bildchen mit Szenen aus der heiligen Schrift wurden nachträglich koloriert. Das Kalendarium stammt von dem in Forchheim geborenen und in Schwäbisch Hall wirkenden Arzt und Humanisten Georg Winkler. Auf welchem Weg das Fragment nach Innsbruck gekommen ist, lässt sich nicht rekonstruieren.[49]

## VIII

Die rund 400 Stücke umfassende Fragmentesammlung des Tiroler Landesarchivs fristete lange Zeit ein Schattendasein; mit Ausnahme jener vereinzelten Stücke, die schon im 19. Jahrhundert in den Fokus des Interesses der Germanisten geraten waren, diente der Bestand allenfalls dazu, im Rahmen von Restaurierungsarbeiten angefallene Makulatur aufzunehmen, wobei auf eine Einzelerfassung und detaillierte Verzeichnung weitgehend verzichtet wurde. Über die im Rahmen eines Forschungsseminars (Wintersemester 2013/14) vorgenommene Sichtung, Neuordnung und Einzelerschließung der umfangreichen Sammlung konnte neben den bereits in der Literatur bekannten Stücken eine nicht unerhebliche Anzahl von Fragmenten entdeckt werden, deren Bedeutung weit über die einer Einbandmakulatur hinausgeht.

So enthielt der Bestand zum einen zahlreiche großformatige Pergamente, hauptsächlich „Liturgica“ und „Musicalia“, deren kalligraphische Ausführung, insbesondere die Ausgestaltung mit aufwendigen Initialen, Lombarden, Rubrizierungen und anderen Zierelementen, durchaus beachtlich ist.

Mehrere liturgische Texte ließen sich auf Grund der Verwendung der karolingischen Minuskel und ihrer Weiterentwicklung in das 9. und 10. Jahrhundert datieren. Sie stellen damit die ältesten erhaltenen Archivalien des Tiroler Landesarchivs dar.

---

47 Manchmal wurden ganze Papierhandschriften mit Knochenleim zu Kartons zusammengeklebt und als billiger Bucheinbandersatz für die mittelalterlichen, mit Leder überzogenen Holzdeckel verwendet. Auf diese Weise wanderten oft ganze Handschriften in Pappdeckel; vgl. Mersiowsky, Buchmenschen (wie Anm. 1) 209 f.

48 Hs. 95.8000.

49 Die detaillierten Angaben zu diesem Fragment sind der von Burghard Planegger verfassten und im April 2014 eingereichten Seminararbeit entnommen.

Inhaltlich ließen sich mit Fragmenten der Jüdischen Altertümer des Flavius Josephus, der Politica des Aristoteles, der Hohelied-Paraphrase des Williram von Ebersberg, der Christherre-Chronik oder der Weltchronik des Rudolfs von Ems Stücke finden, deren Vorhandensein im Tiroler Landesarchiv nicht erwartet wurde.

Mit der geplanten Onlinestellung des Archivinformationssystems des Tiroler Landesarchivs und der damit verbundenen weltweiten Zugänglichkeit der Fragmentesammlung sollte es möglich sein, die Erfassung noch zu vertiefen und zu präzisieren, insbesondere was Datierung und Inhalt betrifft.

# Das Forschungsprojekt *Genisat Tirolensia* zur Erfassung der mittelalterlichen Hebraica-Bestände in Tirols Bibliotheken und Archiven[1]

Ursula Schattner-Rieser

Nach einer vieljährigen Forschungs- und Lehrtätigkeit im judaistischen und kodikologischen Bereich an den Universitäten Paris, Zürich und Salzburg ergab sich für mich die Gelegenheit, die dabei erworbenen Kenntnisse in meinem Heimatland Tirol einsetzen zu können. Seit 2012 durchsuche ich als Judaistin und Historikerin, oftmals zusammen mit meinem Kollegen Dr. Josef Oesch, die Bestände in Tiroler Bibliotheken und Archiven nach jüdischen mittelalterlichen Fragmenten. Gesucht wird nach wiederverwendeter Makulaturware, die von mehr oder weniger vollständigen Fragmenten-Seiten bis zu schmalen Streifen reicht. Die Recyclingware ist in Einbänden christlicher Werke und Dokumente zu finden und hat als Innenspiegel oder Falze Jahrhunderte im Verborgenen überdauert. Das Tiroler Projekt mit dem Namen *Genisat Tirolensia*[2] ist ein Teilprojekt des österreichischen Projekts „Hebräische Fragmente in Österreich" und darüber hinaus des gesamteuropäischen Projekts „Books-within-Books".

---

[1] Ich danke Frau assoz.-Prof. Dr. Christina Antenhofer für ihre Bereitschaft, in diesem Beitrag für die „Tiroler Heimat" das gemeinnützige Projekt der Erforschung der mittelalterlichen Hebraica-Fragmente in Tirol und Südtirol vorstellen zu dürfen.

[2] Das aramäische Wort *Genis/zah* (im *status absolutus*), *Genisat/Genizat* (im *status constructus*) leitet sich vom Persischen *ginza*, „Schatz", ab und bedeutet zugleich „Aufbewahrungsraum, Schatzkammer" und „Versteck". Es bezeichnet ein Depot in oder nahe der Synagoge, in dem beschädigte oder liturgisch untaugliche hebräische Schriften deponiert werden. Sind mehrere liturgische Schriften, die den Gottesnamen enthalten, zusammengekommen, werden sie rituell bestattet.
Metaphorisch wird der Terminus für die Sammlung aller jüdischen Makulatur-Schriften gebraucht, die nun in Projekt-Datenbanken gesammelt werden. Die metaphorische Verwendung des Begriffs *Genisah* wurde vom israelischen Talmudforscher Prof. Yaakov Sussmann anlässlich der 80-Jahr-Feier zur Wiederentdeckung der „Kairoer Genisah" geprägt und spielt auf den größten Handschriftenfund der jüdischen Geschichte an, nämlich die Entdeckung von mehr als 200.000 Handschriften und Fragmenten im Jahre 1896 in der „Kairoer Genisah", die sich heute v. a. in Cambridge zur Aufarbeitung befinden. Vgl. Mauro Perani, Fragments of Linguistic Works from the Italian Genizah, in: A Universial Art. Hebrew Grammar across Disciplines and Faith, hg. von Nadia Vidro / Irene E. Zwiep / Judith Olszowy-Schlanger, Leiden 2014, 137. – Vgl. zum Potential der Genisa ferner Andreas Lehnardt, Genisa – Die materielle Kultur des deutschen Judentums im Spiegel neu entdeckter synagogaler Ablageräume, in: Einführungen in die Materiellen Kulturen des Judentums, hg. von Nathanael Riemer (Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur 31), Wiesbaden 2016, 173–202.

## Beginn der Erfassung des jüdischen Kulturerbes nach dem Zweiten Weltkrieg

Auf Wunsch des ersten israelischen Ministerpräsidenten David Ben Gurion[3] wurde kurz nach der Staatsgründung Israels (1948) begonnen, alle jüdischen Geistesschätze, insbesondere die der hebräischen Handschriften, die die Schoah überstanden hatten, zu sammeln und zu erfassen. Gemeint war damit nicht die physische Einsammlung der jüdischen Handschriften, sondern die fotografische Erfassung. Dies führte 1950 zur Gründung des „Institute of Hebrew Manuscripts under the auspices of the Ministry of Education and Culture, Jerusalem (IMHM)". Damit war der Grundstein gelegt, und man begann, alle bis dato bekannten jüdischen Handschriften auf Mikrofilme zu kopieren und später zu digitalisieren.

## Geschichte des Editionsprojekts in Österreich und Europa

Österreich kooperierte von Beginn an mit der National Library of Israel zur Mikroverfilmung der Hebräischen Handschriften in der Nationalbibliothek in Wien in einem gesonderten Projekt. Im Jahre 1991 wurde von Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Dexinger (Institut für Judaistik, Wien) und dem israelischen Generalkonsul DI DDr. Peter Landesmann in Zusammenarbeit mit Prof. Yaakov Sussmann (Hebrew University of Jerusalem) das Projekt „Hebräische Fragmente in Österreich" gegründet, um alle Bibliotheken auf hebräische Makulaturware zu durchforschen. Zur detaillierten Gründungsgeschichte des gemeinsamen Forschungsprojekts Israel-Österreich und zum Projektverlauf bis 2007 dürfen wir auf die Veröffentlichung von Christine Glassner und Josef Oesch, Fragmenta Hebraica, und weiterführende Internetlinks verweisen.[4] 2004–2008 leiteten Ass.-Prof. Dr. Josef Oesch (Institut für Bibelwissenschaften und Historische Theologie, Universität Innsbruck) und Univ.-Prof. Dr. Franz Hubmann (Katholisch-Theologische Privatuniversität Linz) das Projekt. Seit 2008 wird es von PD Dr. Martha Keil (Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Wien, St. Pölten)[5]

---

[3] David Ben Gurion in einer Deklaration vom 5. März 1950 in Tiberias: „… our first duty is to save Hebrew literature. There are thousands of Hebrew manuscripts lying idle in various libraries … Many of them have vanished in the darkness of the past or have been destroyed by the wrath of oppressors … It is the duty of the State of Israel to acquire and gather those exiles of the spirit of Israel dispersed in the Diaspora. Not to acquire … the original manuscripts, but their reproductions … or *mis à disposition* with public Internet access …", so zitiert auf: http://primolevicenter.org/printed-matter/the-biblioteca-palatina-and-the-national-library-of-israel/ (aufgerufen am 16.10.2016).

[4] Fragmenta Hebraica Austriaca. Akten der Session Hebrew Manuscripts and Fragments in Austrian Libraries, hg. von Christine Glassner / Josef M. Oesch (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Sitzungsberichte 783), Wien 2009; weiters: Peter Landesmann zum Projekt der Europäischen Genizah: http://www.hebraica.at./landesmann.pdf (aufgerufen am 16.10.2016) und Ferdinand Dexinger zum Stand der Hebraica-Erforschung: http://www.hebraica.at./dexinger.pdf (aufgerufen am 16.10.2016).

[5] Martha Keil, Gelehrsamkeit und Zerstörung. Hebräische Fragmente in österreichischen Handschriften und Frühdrucken, in: Fragment und Makulatur. Überlieferungsstörungen und Forschungsbedarf bei Kulturgut in Archiven und Bibliotheken, hg. von Hanns Peter Neuheuser / Wolfgang Schmitz (Buchwissenschaftliche Beiträge 91), Wiesbaden 2015, 209–222.

in Zusammenarbeit mit dem Institut für Mittelalterforschung[6] an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften weitergeführt.

Österreichs Hebraica-Bestände werden auf ca. 3000 Fragmente geschätzt, dabei sind aber viele Bibliotheken und vor allem Archive (u. a. das Wiener Stadtarchiv und das Archiv von Wiener Neustadt) nicht zur Gänze erfasst. Die Angaben und Beschreibungen zu den gefundenen Fragmenten und den Trägermedien werden in die Datenbank der Projektwebsite www.hebraica.at eingespeist. Seit 1995 sind die Ergebnisse online auf der Webseite www.hebraica.at dokumentiert, die vom Server der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) betreut wird. Ein weiterer Schritt erfolgte im Jahre 2007 mit dem Zusammenschluss der verschiedenen Teilprojekte in Europa unter dem Namen „Books-within-Books". „Books-within-Books" wird geleitet von meiner Pariser Kollegin Prof. Dr. Judith Olszowy-Schlanger (Universität Sorbonne) und ist unter der Adresse www.hebrewmanuscript.com für jedermann zugänglich. Beteiligt sind 13 europäische Länder: Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich, Schweiz, Slowakei, Spanien, Niederlande, Großbritannien, Tschechien, Ungarn, Polen, Russland, dazu kommen noch Israel und die USA. In regelmäßigen Tagungen und Kongressen tauscht man sich aus, löst technische Fragen und verbessert die Konservierungsmethoden. Das vordergründige Ziel ist die Digitalisierung und Identifizierung sowie die online-Stellung der Funde, um sie der wissenschaftlichen und interessierten Öffentlichkeit via Internet zugänglich zu machen.[7]

## Bemerkungen zur Provenienz der Handschriften in Tirol

Die in Tirol gefundenen jüdischen Handschriften datieren vorwiegend zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert. Sie sind nicht unbedingt Produktionen von Tiroler Juden. Fundort, Bindungs- und Verwendungsort der lateinischen oder deutschen Trägerhandschriften sowie der Entstehungsort der hebräischen Handschriften sind meist nicht identisch – können es aber sein. Nur eine sorgfältige Analyse von Schrift, Inhalt und dem historischen Umfeld kann darüber Klarheit bringen. Gemeinsam ist allen Fragmenten, dass sie aus Tiroler Bibliotheken und Archiven stammen und über das Geistesleben des Tiroler oder österreichischen Judentums, die Judenpolitik der Landesherren sowie die jüdisch-christlichen Beziehungen Aufschluss geben. Selbst wenn die meisten Funde aus Ortschaften stammen, für die jüdische Präsenz belegt

---

6 Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

7 Vgl. dazu Josef M. Oesch, Genizat Austria: Zwischenbericht zum Projekt „Hebräische Handschriften und Fragmente in österreichischen Bibliotheken", in: Fragmenta Hebraica Austriaca (wie Anm. 3) 11–31; Genizat Germania – Hebrew and Aramaic Binding Fragments from Germany in Context, hg. von Andreas Lehnardt (Studies in Jewish History and Culture 28; „European Genizah": Texts and Studies 1), Mainz/Leiden 2010; Josef M. Oesch, Genizat Austria: the Hebrew Manuscripts and Fragments in Austrian Libraries Project, in: ebd. 317–328; La „Genizah italiana", edizione italiana ampliata ed aggiornata (70 pagine di appendici) degli atti del convegno di Gerusalemme del 9 gennaio 1996, hg. von Mauro Perani, Bologna 1999; Books within Books, New Discoveries in Old Book Bindings. European Genizah, hg. von Andreas Lehnardt / Judith Olszowy-Schlanger (Texts and Studies 2); vgl. auch die Webseite www.hebraica.at sowie die europäische Webseite http://www.hebrewmanuscript.com/.

ist, heißt das nicht, dass ein z. B. in Hall gefundenes Fragment von Haller Juden geschrieben wurde.[8]

Oft ergibt sich bei einer Nachverfolgung der Herkunft der Trägerhandschrift eine andere Provenienz: Deutschland, Frankreich, Italien. Nur wenn die Schriften oder Vermerke es bestätigen, darf man auf eine Tiroler Herkunft schließen.

Der überwiegende Teil der jüdischen Handschriften stammt wahrscheinlich aus konfisziertem, zurückgelassenem oder geraubtem Gut, dessen Eigentümer aus religiösen und oder wirtschaftlich motivierten Gründen vertrieben oder ermordet wurden. Pergament und Leder waren im Mittelalter aufgrund ihrer Festigkeit und Haltbarkeit geschätzte Materialien, die sich als Bucheinbände und -verstärkungen, Vorsatzblätter sowie Falze in mittelalterlichen Codices bewährten. Deshalb findet man Urkunden, Gebetbücher, weltliche Literatur, Rechenzettel in lateinischer und deutscher Sprache, Glossare, medizinische Abhandlungen in christlichen Codices.

Dass man jüdische Handschriften in christlichen Bucheinbänden findet, ist mit dem Schicksal des jüdischen Volkes verbunden: oft missachtet und zerstreut. Die jüdischen Schriften wurden von ihren Besitzern[9] meist nicht freiwillig abgegeben oder verkauft, denn der Respekt vor den heiligen Schriften, die den Gottesnamen enthalten, untersagt deren Verkauf oder Abtreten. Solches wurde sogar ausdrücklich verboten.[10] Nach Pogromen wurden jüdische Pergamente oft geraubt und um viel Geld an „Buchbinder … zu schertz verkauft", um „andere Bücher drein zu binden",[11] wie in einem

---

[8] In Tirol war der Anteil der jüdischen Bevölkerung immer relativ gering, das Land war eher ein temporärer Stützpunkt für durchreisende Händler und einige Zolleinnehmer, Geldverleiher oder Ärzte und ihre Familien, die einer elitären Judenschaft zuzuordnen sind. Im Alttiroler Raum ist jüdische Präsenz zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert für Lienz, Hall, Innsbruck, Imst, Lueg am Brenner, Mils bei Hall, Brixen, Glurns, Meran, Bozen, Kaltern, Borgo (Valsugana), Arco, Rovereto, Riva und Trient urkundlich dokumentiert. Verordnungen aus Kitzbühel und Rattenberg gegen die Ansiedlung jüdischer Händler liefern indirekt einen Hinweis darauf, dass Juden durch diese Handelsstädte zogen. Dass jüdische Händler, die Luxusgüter handelten, die von wertvollen Stoffen bis zu Gewürzen, Wein, Silber, Salz und Heilmitteln reichten, schon früher Tirol durchquerten, kann mit Sicherheit angenommen werden; auch kam es wohl durch den florierenden Salz- und Silberhandel im Land vermehrt zu Niederlassungen. Im Zuge der Verfolgungen und Vertreibungen im 13. und 14. Jahrhundert kamen zudem Juden nach Tirol, die vor Pogromen und Massakern geflüchtet waren: verfolgt aufgrund ihres Glaubens, abgestempelt als Gottesmörder, Gotteslästerer und Brunnenvergifter, die für die Pest verantwortlich gemacht wurden. Sie kamen aus dem Rheinland, also vom Nord-Westen her nach Tirol, um nach Italien oder in den Osten zu gelangen. Im 14. und 15. Jahrhundert flüchteten Juden vor den Verfolgungswellen in Spanien; viele, die versuchten, nach Italien oder in den Norden zu kommen, reisten auch durch Tirol. Wenn möglich, hatten sie ihre heiligen Schriften bei sich, oftmals aber mussten sie sie zurücklassen. Zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert wurde fast das gesamte jüdische Schrifttum vernichtet.

[9] Zum jüdischen Verhältnis zum Buch als individuelles Gut und nicht für den Bibliotheksgebrauch vgl. Malachi Beit-Arié, The Individual Circumstances of The Hebrew Book Production and Consumption, in: Manuscrits hebreux et arabes: Mélanges en l'honneur de Colette Sirat (Bibliologia 38), hg. von Judith Olszowy / Nicolas De Lange, Turnhout 2014, 17–28.

[10] Der Verkauf von Rollen und heiligen Texten wird im Mischna-Traktat Megilla 3,1 und im babylonischen Talmud (bMegilla27a) ausdrücklich verboten; vgl. zudem: Joshua Bloch, The People of the Book. On the Love, Care and Use of Books among the Jews, in: Hebrew Printing and Bibliography, hg. von Charles Berlin, New York 1976, 158–198.

[11] Vgl. A. Lehnardt, „Einem Buchbinder verkauft zu schertz, andere Bücher drein zu binden": Hebräische und aramäische Einbandfragmente aus Frankfurt am Main, in: Frankfurter Judaistische Beiträge 34 (2007/08) 1–27, bes. 6–8.

jiddischen Text aus dem Jahre 1614 aus Frankfurt zu lesen ist (Megillas Vinz zum Fettmilch-Aufstand).[12] Es gibt wenige vollständige Exemplare von mittelalterlichen Handschriften, und deshalb ist jeder Fund hebräischer Fragmente eine Sensation und Teil eines Puzzles. In Tirol sind zwei vollständige Handschriften erhalten! Eine stammt von Antonius Margaritha, jenem jüdischen Konvertiten, der Martin Luther zu seinen antijüdischen Schriften inspiriert hat. Diese Handschrift ist ein weltweites Unikat und wurde von Margaritha vor seiner Konversion geschrieben.[13] Die zweite vollständige Handschrift ist ein Talmudkommentar des Traktats Nidda aus der Feder des Gelehrten Rashi aus Troyes (Shlomo ben Jitzchak) aus dem 14. Jahrhundert.[14]

Trotz der enormen Verluste hat sich kostbares Material in christlichen Bucheinbänden erhalten, und um es mit Malachi Beit-Arié, dem israelischen Paläographiker und Talmudforscher auszudrücken:

> „It may seem rather paradoxical that the extant Hebrew manuscripts which have mostly survived from Christian countries, while escaping mass expulsions and persecutions, were saved mainly by European libraries which purchased them, preserved, conserved and kept them accessible for students and scholars. These Christian institutions became guardians of Jewish literary heritage …"[15]

## Tiroler Bestände und Forschungsperspektiven

Während die meisten österreichischen Bundesländer in Bezug auf jüdische Schriften schon gut erforscht sind, ist Westösterreich noch ein relativ unerforschtes Gebiet und eine systematische Durchsicht ein Desiderat. Das Tiroler Projekt zur gezielten Durchsicht der Bestände startete im Jahre 2012 dank der Unterstützung der Tiroler Landesregierung, des Instituts für Jüdische Geschichte in Österreich, St. Pölten-Wien, und vor allem der Universität Innsbruck. Die neuen Funde sind vielversprechend und lassen auf weitere interessante Schätze schließen. Vor dem Hintergrund immer wiederkehrender Migrationsbewegungen der Juden von Nord gen Süd und Süd gen Nord findet sich in Tirol als häufigem Durchzugsland eine äußerst facettenreiche Handschriftenvarietät vor: Die Dokumente im Gebiet des historischen Tirol sind verschiedenster Provenienz und Traditionsriten. Hier sind auf kleinstem Raum drei große jüdische Traditionen präsent: Aschkenasisch, Italienisch und Sefardisch.[16]

---

[12] Vgl. Riva Ulmer, Turmoil, trauma, and triumph. The Fettmilch uprising in Frankfurt am Main (1612–1616) according to Megillas Vintz. A critical edition of the Yiddish and Hebrew text including an English translation, New York 2001, hier 128 (§ 33).

[13] Es handelt sich hierbei um ein hebräisch-deutsches Werk, geschrieben in hebräischen Buchstaben und mit lateinischen Notizen; es befindet sich in der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (im Folgenden ULBT) und trägt die Signatur Cod. 506. Diese Schrift wird von mir zur Edition vorbereitet.

[14] ULBT, Cod. 291.

[15] Malachi Beit-Arié, Hebrew Manuscripts, online Publikation vom 12.08.2013: http://bav.bodleian.ox.ac.uk/it/news/malachi-beit-arie-on-hebrew-manuscripts (aufgerufen am 16.10.2016).

[16] Als aschkenasisch bezeichnet man seit dem 10. Jahrhundert das Judentum der Regionen Nord-Frankreichs, der Niederlande, der Schweiz, Deutschlands und des süddeutschen Raumes, Österreichs, Polens und Norditaliens. Als sefardisch wird das spanisch-nordafrikanische Judentum bezeichnet, als orientalisch die jüdische Tradition des alten Orients (Israel, Ägypten, Iran, Irak). Zudem gibt es Untergruppen oder Mischgruppen, die man als italienisch, byzantinisch oder jemenitisch kennzeichnet.

Eine Tiroler Besonderheit ist auch, dass wir in kollegialem Einverständnis mit dem Projektleiter der Handschriftenforschung Italiens, Prof. Mauro Perani (Universität Bologna), über die nationalen Grenzen hinaus die Südtiroler Bestände[17] erfassen und sie auf unserer Webseite hebraica.at einstellen können. Bisher konnten im Bundesland Tirol und in Südtirol über 40 Fragmente ausfindig gemacht werden. Die meisten wurden im Zuge von Restaurierungen entdeckt. Unser Ziel ist es nun, gezielt zu suchen und alle mittelalterlichen jüdischen Texte, Notizen, Registereinträge und Grabinschriften digital zu erfassen und auf der Webseite www.hebraica.at online für die Wissenschaft zugänglich zu machen.

Jede Neuentdeckung ist eine Sensation und die Identifizierung ein spannendes Unternehmen – denn wir wissen ja beim ersten Blick nicht immer gleich, was uns der Text zu sagen hat. Wir haben Torarollen, Bibelhandschriften, Estherrollen (zum *Purimfest* verlesenes Buch der Bibel), eine seltene Ruthrolle (die zum Wochenfest = *Schawuot* gelesen wird), Talmudtraktate, rabbinische Kommentare, Poesien, Gebetstexte und Wörterbücher, hebräische Vermerke auf Urkunden. Dazu kommen noch urkundliche Vermerke mit hebräischen Zusammenfassungen und Rechtsakten. All diese Texte zeugen von jüdischer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, vom Geschick jüdischer Gemeinden und von Individuen.

## Bestandsituation im Bundesland Tirol und in Südtirol

Bis 2012 waren auf der Webseite hebraica.at 18 Fragmente verzeichnet. Zwischen 2012 und 2016 kamen 27 neue Fragmente hinzu, davon sind 30 online, der Rest ist in Vorbereitung zur online-Veröffentlichung; somit ergibt sich folgendes Bild:

| **Bundesland Tirol** | **Juni 2016** | **November 2012** |
|---|---|---|
| Hall | 1 | |
| Innsbruck Stift Wilten | 3 | |
| Innsbruck TLA[18] | 5 | |
| Innsbruck ULBT[19] | 25 | 18 |
| Schwaz | 2 | |
| **Südtirol** | | |
| Innichen/San Candido | 2 | |
| Brixen/Bressanone | 4 | |
| Bruneck/Brunico | 2 | |
| Meran/Merano | 2 | |
| **Gesamt** | **46** | **18** |

[17] Ein Übereinkommen zwischen den europäischen Staaten besagt nämlich, dass jedes Land innerhalb der nationalen Grenzen forscht. Die meisten Südtiroler Funde wurden jedoch in Zusammenarbeit mit einem Projekt der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und manuscripta.at entdeckt und sind über die ehemalige diözesane Zugehörigkeit mit Österreich verbunden. Die Funde werden derzeit vorbereitet, um online gestellt zu werden.

[18] Tiroler Landesarchiv, Innsbruck.

[19] Universitäts- und Landesbibliothek für Tirol, Abteilung für Sondersammlungen, Innsbruck.

## Auswertung der Handschriften für Nordtirol

Die Tiroler Hebraica datieren zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert und zeichnen sich durch ihre Diversität aus: Die Schriften sind aschkenasischer, sefardischer und italienischer Tradition und in den Sprachen Hebräisch-Aramäisch, Mittelhochdeutsch, Jiddisch und Altfranzösisch geschrieben. Der Großteil der Nordtiroler Texte stammt aus der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck mit einer breiten Textvielfalt: Biblische Texte aus Rollen oder Codices, gesetzestextliche Kommentare (Halacha), liturgische Texte, Glossare (Altfranzösisch/Hebräisch, Aramäisch/Hebräisch, Mittelhochdeutsch/Hebräisch). Im Tiroler Landesarchiv konnten bis jetzt zwei Talmudhandschriften, hebräische Vermerke auf Urkunden und eine beglaubigte Handschrift von 1604 mit einer Sammlung von acht Schutzbriefen aus der Zeit von 1509 bis 1600 mit hebräischen Randglossen erfasst werden. Die Franziskanerbibliotheken in Hall und Schwaz beherbergen einen Talmudkommentar in einem Bucheinband, ein Fragment einer Torarolle und eine private Notiz eines Konvertiten.[20] Einige Texte sind noch nicht identifiziert. Somit ergibt sich aktuell folgendes Gesamtbild:

| | |
|---|---|
| Bibel-Rollen (Tora- und Ruthrolle) | 5 |
| Bibel-Kodizes (+ Haftarot/Prophetenlesung) | 4 |
| Talmud | 5 |
| Kommentare und Exegese | 15 |
| Liturgie | 7 |
| Privatnotiz eines Konvertiten | 1 |
| Hebräische Randbemerkungen in Schutzbriefen | 1 |
| Hebräische Vermerke auf Urkunden | 2 |
| Glossare, Wörterbücher | 3 |

## Historische, texthistorische und internationale Bedeutung des Tirol-Projekts

Die jüdischen Textzeugen besitzen einen großen philologischen und texthistorischen sowie sozial- und kulturhistorischen Wert. Sie geben Auskunft über die soziale Zugehörigkeit der einstigen Besitzer, das mittelalterliche jüdische Kultur- und Geistesleben und indirekt auch über die jüdische Migration. Der allgemeinhistorische Wert ist ebenso beträchtlich: Nachdem bislang die jüdische Präsenz in Tirol ausschließlich auf der Grundlage externer Quellenberichte erschlossen wurde, ermöglichen es nunmehr die diversen Handschriftenfunde, die jüdische Traditionsgeschichte und teils auch die jüdische Geschichte Tirols und/oder den Bezug der einstigen Besitzer dieser Schriften zu Tirol von einem anderen Standpunkt aus zu rekonstruieren und zu bewerten. Sie können zudem dazu beitragen, andere Quellen besser zu verstehen.

[20] Der Text (hier Beispiel Nr. 3) wird von ao. Univ.-Prof. Dr. Heinz Noflatscher, Universität Innsbruck, und mir zum Druck vorbereitet.

Das Forschungsprojekt Tirol ist auf mehrfache Weise „international“: zum einen aufgrund unserer engen Zusammenarbeit mit internationalen Spezialisten, zum anderen, weil die mittelalterliche Geschichte Tirols in ihrer Gesamtheit zu betrachten ist, um ein vollständiges Bild zu liefern, und über die nationalen Grenzen hinaus auch Südtirol und gelegentlich Klöster in Süddeutschland mit Besitzungen in Tirol miteinbezogen werden. Weitere Recherchen könnten ergeben, dass sich unsere Funde mit Fragmenten aus den Datenbank-Projekten anderer Länder ergänzen und wie ein Puzzle zusammengefügt werden können.

## Zielsetzung und weitere Perspektiven

Ziel ist es nicht nur, Inkunabeln und Frühdrucke bis 1700 in Tiroler Bibliotheken und Archiven auf hebräische und aramäische Fragmente zu untersuchen, sondern alle Tiroler Hebraica-Realien, ob Fragmente, Grabsteine oder Bucheinträge, zu publizieren und in einem Katalog mit genauer Beschreibung zusammenzufassen. Die inhaltliche, zeitliche und räumliche Auswertung der Texte führt zur nächsten Etappe, nämlich der Komplettierung der Geschichte der Juden Tirols[21] (Bundesland Tirol und Südtirol) im Mittelalter und der frühen Neuzeit. Denn diese internen Zeugen jüdischer Präsenz liefern zusätzliche Informationen über jüdisch-christliche Wechselwirkungen.

Die Erfassung, Digitalisierung und Identifizierung der hebräischen Fragmente wird der Allgemeinheit auf der seit ihrem Bestehen intensiv frequentierten Webseite www.hebraica.at zugänglich gemacht.

Um ein möglichst vollständiges Ergebnis zu erzielen und ein Maximum an Informationen aus den Texten zu holen, ist eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Judaisten, Hebraisten, Germanisten, Mediävisten und Historikern anderer Epochen im interdisziplinären Bereich, allen voran mit den Kollegen der Universität Innsbruck, anzustreben.[22] Die internationale Vernetzung mit Spitzenforschern diverser Fachbereiche ist bei der Identifizierung und Zuordnung sowie der Bekanntmachung der Resultate unentbehrlich, und es ist erfreulich, dass die Kooperation mit den in- und ausländischen Kollegen hervorragend ist. Dies hat sich auch bei dem von Dr. Josef Oesch und mir organisierten Kongress „700 Jahre jüdische Präsenz in Tirol. Neue literarische und kulturhistorisch-archäologische Erkenntnisse“ gezeigt, wo alle betreffenden Spezialisten mitwirkten, um die Tiroler Forschung auf internationalem Niveau zu unterstützen und zu stimulieren.

Mit der Aufarbeitung dieser fragmentierten Geschichte werden neue Impulse für die Judaistik, das österreichische Judentum und die jüdisch-christliche Zusammenarbeit gesetzt. Fragen danach, was hinter einem Fragment steckt, wer die Autoren waren, warum die Handschrift in einem christlichen Einband endete und was mit

---

[21] Vgl. das monumentale, über 1300 Seiten umfassende Werk Jüdisches Leben im historischen Tirol. Von den Anfängen bis zu den Kultusgemeinden in Hohenems, Innsbruck und Meran, hg. von Thomas Albrich, mit Beiträgen von Thomas Albrich, Klaus Brandstätter, Heinz Noflatscher, Martin Achrainer und Sabine Albrich-Falch, 3 Bde, Innsbruck 2012.

[22] Sowie österreichweit mit Wissenschaftlern der Universitäten Klagenfurt und Wien.

ihren ursprünglichen Besitzern geschah, sollen so gut wie möglich beantwortet werden. Mir persönlich ist das ein Anliegen, für das ich mich auch weiterhin einsetzen möchte.

## Jüdische Zeugnisse in Tirol

Beispiele zur Veranschaulichung des Forschungsmaterials aus dem Südtiroler Kollegiatstift Innichen, dem Tiroler Landesarchiv, dem Stift Wilten, den Franziskanerbibliotheken Hall und Schwaz und der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck.[23]

**Beispiel 1:**
Schwaz, Franziskanerbibliothek: Halachischer Kommentar (13./14. Jh.)

**Abb. 1:** Talmudkommentar[24] von Rabbi Ascher ben Jechi'el: Hilchot ha-Rosh, zum babylonischen Talmud, Traktat bJebamot 46a. Dieses Schriftzeugnis diente als Einbandfragment. Der Buchrücken ist übermalt und lässt auf den ersten Blick keine hebräischen Spuren vermuten. Der Text weist zahlreiche Varianten zur heute gebräuchlichen Version auf. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1550.

[23] Weitere Informationen zu den Beispielen sowie die Signaturen der Trägermedien auf www.hebraica.at.
[24] Genau gesagt handelt es sich um ein Halacha-Kompendium, d. h. einen Gesetzestext, der die jüdischen Lebensregeln zusammenfasst und sich dabei auf Bibel und Talmud stützt.

**Beispiel 2:**
Schwaz, Franziskanerbibliothek: Torarolle (17./18. Jh.)

**Abb. 2:** Diese stark beschädigte Handschrift ist Teil einer Torarolle und beinhaltet die Kap. 12–16 aus dem Buche Exodus mit dem Schilfmeerlied (Schirat ha-Jam) in typischer Halb-Ziegelanordnung. So wird die graphische Darstellung genannt, bei der Text und Leerstellen alternieren. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1594.

**Beispiel 3:**
Schwaz, Franziskanerbibliothek: Konvertitennotiz (1637)

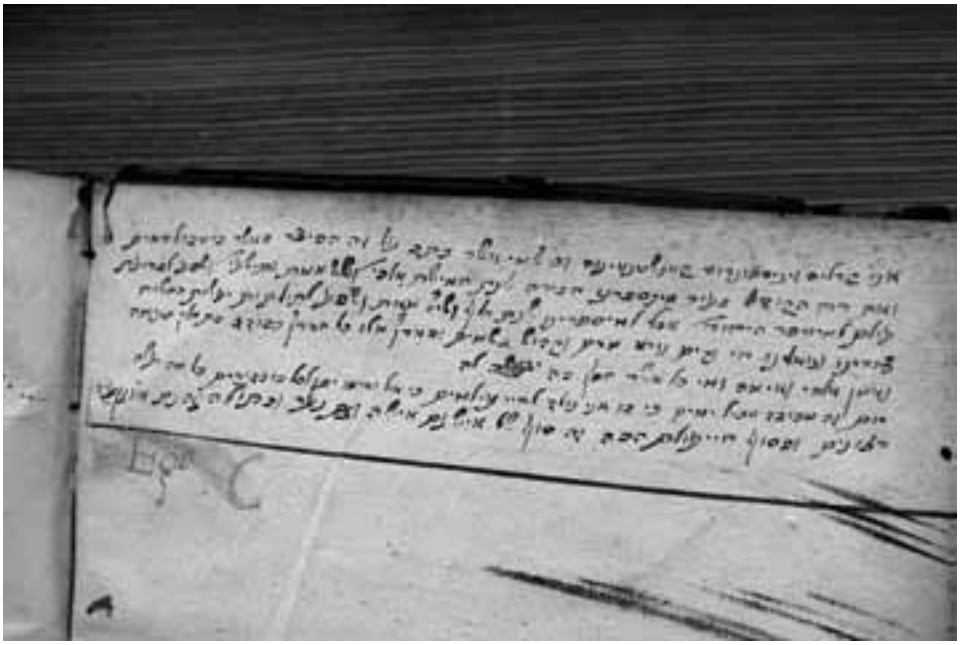


**Abb. 3:** Bei diesem Text handelt es sich um den Eintrag eines jüdischen Konvertiten, der nach seinem Übertritt zum christlichen Glauben den Namen Carolus Sigismundus Constantinus annahm. Der Taufname ergibt sich aus den Vornamen der beiden Söhne Claudia de' Medicis und Leopolds V. († 1632): Ferdinand Karl (* 1628) und Sigismund Franz (* 1630). Die Taufe fand am 29. Juni 1637 in der Innsbrucker Hofkirche statt.[25] Der kursiv-hebräisch geschriebene Text lässt auf einen gelehrten Juden schließen, der geschickt aus der Bibel und der jüdischen Gebetsliturgie zitiert. Die Orthografie ist stark vom Jiddischen beeinflusst. Am Ende zeichnet der erwachsene Täufling mit: „Ego C." (ich Carolus). Permalink: http://hebraica.at/?ID=1551.

[25] Diesen Hinweis verdanke ich meinem Kollegen Heinz Noflatscher, Universität Innsbruck.

**Beispiel 4:**
Innsbruck, Stift Wilten: Babylonischer Talmud (12./13. Jh.)

**Abb. 4:** Der Abt des Prämonstratenserstiftes Wilten, Raimund Schreier, Stiftsarchivar Dr. Helmut Gritsch und die Autorin dieses Beitrags, Ursula Schattner-Rieser, mit den Blättern aus dem babylonischen Talmud. Foto Roland Sigl.

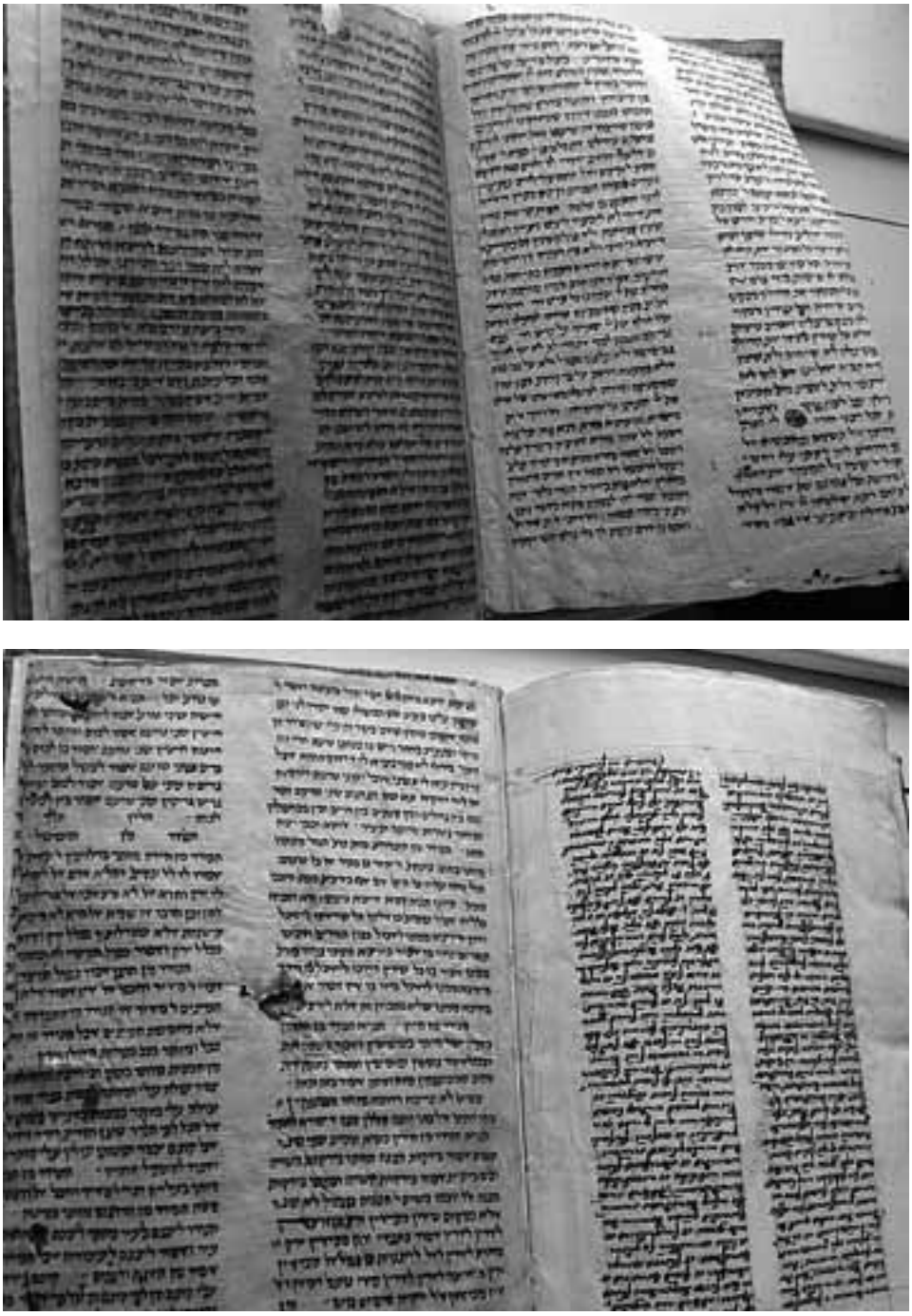


**Abb. 4a/b:** Drei Blätter aus dem babylonischen Talmud, Traktat Nedarim (bNed 38b–40b; bNed 49b–51b; bNed 52b–55a), recto-verso beschrieben. Die Traktate weisen eine andere Ordnung auf als die heutige Standardversion. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1553.

**Beispiel 5:**
Innsbruck, Synagoge: alter Grabstein (18. Jh.)

**Abb. 5, 5a:** Dieser jüdische Grabstein von 1782 wurde von einem Innsbrucker Theologieprofessor ohne weitere Informationen in der Synagoge Innsbruck deponiert. Nach intensiven Recherchen konnte ich mit Kollegen seine ursprüngliche Herkunft ausfindig machen. Dabei stellte sich heraus, dass der Stein im Jahre 1942 aus dem jüdischen Friedhof Hamburg-Altona entwendet wurde und dabei die untere Zeile mit dem Datum verlorenging. Aufgrund eines Vergleichs mit Archivfotos aus der NS-Zeit gelang die Identifizierung. Mit dem deutschen Denkmalamt konnte 2013 seine Rückführung organisiert werden. Foto Ursula Schattner-Rieser; Permalink: http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?function=Ins&sel=hha&inv=8000.

**Beispiel 6:**
Innsbruck, Tiroler Landesarchiv: Babylonischer Talmud (13./14. Jh.)

**Abb. 6:** Im Adelsarchiv der Familie Trautson aus Matrei befinden sich zwei Talmudhandschriften, die als Einbände dienten. Dieses Talmudfragment beinhaltet Traktat bEruvin 35a–37b und diente als Umschlag eines Urbars von 1522. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1552.

**Beispiel 7:**
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck: Bibelkodex (14. Jh.)

**Abb. 7:** Die Einbandfragmente mit Ausschnitten aus dem Buche Exodus (2. Moses) sind beidseitig beschrieben und stammen aus einem aschkenasischen Bibelkodex. Die Verse im hebräischen Originaltext alternieren mit der aramäischen Bibelversion („Targum"). Der Text ist punktiert und mit Randkommentaren versehen, die man *Masora magna* und *parva* nennt. Insgesamt wurden drei zusammengehörige Fragmente in drei weißen Renaissance-Einbänden gefunden, die zum Einbinden lateinischer Werke aus dem 17. Jh. wiederverwendet wurden und aus der temporären Jesuitenbibliothek Brixen, Südtirol stammen. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1572.

**Beispiel 8:**
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck: Altfranzösisch-hebräisches Glossar (ca. 13./14. Jh.)

**Abb. 8:** In der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol befinden sich einige Exemplare eines altfranzösisch-hebräischen Glossars zu den biblischen Büchern der Psalmen und Sprüche (Proverbien). In drei Spalten werden die Worte des Bibeltextes in altfranzösischer Übersetzung mit weiteren hebräischen oder aramäischen Synonymen aus anderen Bibelstellen erklärt. Dieser Text ist eines von vier erhaltenen Fragmenten und ein wichtiges Zeugnis für die Philologie und Sprachwissenschaft. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1341.

**Beispiel 9:**
Tiroler Landesarchiv, Innsbruck: Sammelschrift von Judenprivilegien mit hebräischen Randbemerkungen (1604)

**Abb. 9:** Bei dieser frühneuhochdeutschen Sammelschrift mit der Signatur TLA Hs 4389 handelt es sich um eine von Ferdinand von Khuepach beglaubigte Abschrift von acht kaiserlichen und landesfürstlichen Schutzbriefen, die zwischen 1509 und 1600 zugunsten der Familie Maggio aus Bassano und Bozen (Italien) sowie deren Verwandtschaft ausgestellt wurden. Die Schrift enthält hebräisch-aramäische Randglossen mit zusammenfassenden und erklärenden Bemerkungen zu bestimmten Passagen, die dem jüdischen Besitzer dieser Kopie zuzuschreiben sind. Foto TLA.

**Beispiel 10:**
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck: Gebetbuch (14. Jh.)

**Abb. 10, 10a:** Anonymes Gebet zum Laubhüttenfest (Sukkot) aus einem aschkenasischen Gebetsbuch (Machsor). Das hier gezeigte Fragment diente als Einband eines lateinischen Frühdruckes von 1603. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1569.

**Beispiel 11:**
Museum des Kollegiatstifts Innichen/San Candido, IT (13./14. Jh.)

**Abb. 11:** Prophetenlesung (Haftara) Sefardischer Ritus, aber aschkenasische (oder italienische?) Schrifttradition. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1581.

**Beispiel 12:**
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck:
Gebetbuch für Festtage (14. Jh.)

**Abb. 12:** Das Fragment aus einem Gebetbuch (Machsor) zeigt auf der rechten Seite ein Gebet für den Morgengottesdienst (Jotser) zu gewissen Fasttagen. Die groß geschriebenen Buchstaben markieren die Worte des Vorbeters. Die Punkte über bestimmten Buchstaben bilden ein sogenanntes Namensakrostichon. Sie ergeben den Namen des Verfassers, Gerschom ben Jehuda, eines der bedeutendsten rabbinischen Gelehrten des aschkenasischen Judentums (* Metz, † 1040 in Mainz), der unter anderem die Monogamie im Judentum als verbindend durchsetzte. Permalink: http://hebraica.at/?ID=1593.

# Die Herren von Velturns.* Ein Beitrag zu ihrer Geschichte von den Anfängen bis zum Jahre 1240

Konstantin Graf von Blumenthal

## 1. Das wissenschaftliche Schattendasein der Herren von Velturns

Seit den Tagen Pater Justinian Ladurners wurde während der vergangenen eineinhalb Jahrhunderte nahezu allen bedeutenden mittelalterlichen Geschlechtern des Landes an der Etsch und im Gebirge, sowohl Grafen und Edelfreien als auch Ministerialen, eine mehr oder weniger eingehende Untersuchung zuteil. Neben den Werken Ladurners sei nur beispielhaft auf die zahlreichen Arbeiten Georg Töchterles oder Karl Außerers sowie, aktuell, auf die in so mancherlei Hinsicht grundlegenden Forschungen Walter Landis verwiesen.

Daher verwundert es umso mehr, dass ausgerechnet die Herren von Velturns, die Propst Josef Weingartner völlig zu Recht als eines der „ältesten und einflußreichsten Edelgeschlechter des Eisacktales“ bezeichnet[2], in wissenschaftlicher Hinsicht bis heute ein Schattendasein fristen. Eine genealogische Untersuchung hatten sie bereits durch Joseph Sebastian Kögl erfahren, der seine Ergebnisse 1850 in Form einer Stammtafel publizierte.[3] Das Fehlen von Quellennachweisen und die Zuordnung aller den Her-

---

* Im vorliegenden Beitrag wird für den Ort die heute gültige, aber erst seit ungefähr 1900 gängige Schreibweise „Feldthurns“, für die sich nach ihm benennenden Geschlechter und die Burg jedoch bewusst die unter historischen und etymologischen Gesichtspunkten geeignetere Form „Velturns“ verwendet. Das hinsichtlich seiner Bedeutung und seines Ursprungs vieldiskutierte Toponym wahrscheinlich etruskischen Ursprungs leitet sich zumindest keinesfalls von einem Feld mit Türmen her, wie man angesichts der jetzigen Schreibvariante vermuten könnte. Zur Herkunft und Bedeutung des Namens vgl. beispielsweise Friedrich Stolz, Die Urbevölkerung Tirols. Ein Beitrag zur Palaeo-Ethnologie von Tirol, 2., umgearbeitete Auflage, Innsbruck 1892, 43; Luigi Lun, Velturno ed il suo nome, in: Atesia Augusta III (1941) (XIX), no. 4 (aprile) 17–18; Hans Fink, Zur Tiroler Namenkunde, in: St. Kassian-Kalender 1972, Brixen 1971, 44–48, hier 48; ders., Feldthurns. Ein Südtiroler Dorfbuch, Feldthurns 1975, 11–13 (mit der gekürzten Wiedergabe eines Antwortschreibens Dr. Egon Kühebachers an den Gemeinderat zum Vorschlag einer etymologisch vertretbaren Schreibweise des Namens vom 23. September 1974); Egon Kühebacher, Die Ortsnamen Südtirols und ihre Geschichte, Bd. 1, hg. vom Landesdenkmalamt Bozen, 2., überarbeitete Auflage, Bozen 1995, 103 f. (hier wird ein indogermanischer Ursprung vermutet); Karl Finsterwalder, Tiroler Ortsnamenkunde. Gesammelte Aufsätze und Arbeiten, hg. von Hermann M. Ölberg und Nikolaus Grass, Bd. 3 (Schlern-Schriften 287), Innsbruck 1995, 1029.

2 Josef Weingartner, Um den Rosengarten, Innsbruck/Wien 1938, 69.

3 Joseph Sebastian Kögl, Fünf genealogische Tafeln von tirolischen Adelsgeschlechtern, o. O., 1850, Tafel I.

kunftsnamen „von Velturns“ führenden Personen zum gleichen Geschlecht müssen jedoch als Schwachpunkte seiner dennoch fraglos verdienstvollen Tätigkeit angesehen werden. In seinem monumentalen und erst 159 Jahre nach seinem Tod in zwei Bänden erschienenen Werk „Genealogisch-heraldisches Adelslexikon von Tirol und Vorarlberg“ liefert Kögl einen durchaus informativen und mit Quellenhinweisen unterlegten, aber nur groben und bruchstückhaften Überblick über die Geschichte des Geschlechtes.[4] Hier weist er auf das Vorhandensein besoldeter und sich nach Feldthurns nennender, in keiner verwandtschaftlichen Verbindung zu den Velturnern stehender Kriegsleute hin. Kritisch zu sehen sind dagegen seine Überlegungen zu den Herren von Pedratz.

Eine unter inhaltlichen Gesichtspunkten im Wesentlichen den Ausführungen Kögls entsprechende Übersicht über die Geschichte der Velturner findet sich auch in einer knapp zweiseitigen Fußnote in „Pusterthals alte Adelsgeschlechter“, verfasst vom Neustifter Chorherrn und Brixner Professor Theodor Mairhofer.[5]

In neuerer Zeit hat sich lediglich Martin Bitschnau ein wenig mit den Herren von Velturns befasst. Ihm gebührt das Verdienst, als Erster auf einige wesentliche Aspekte wie beispielsweise deren zeitweilige gleichzeitige Zugehörigkeit zur Ministerialität der Hochstifte Brixen und Trient sowie jener der Grafen von Tirol sowie auf ihre auffallend umfangreiche ritterliche Dienstmannschaft und die Zugehörigkeit der Herren von Pedratz zu selbiger und nicht etwa zum Geschlecht der Velturner verwiesen zu haben.[6]

Erwähnt sei hier noch Adelheid von Zallinger, die als Erste die Vermutung einer edelfreien Herkunft der Herren von Velturns geäußert[7] und im Zusammenhang mit der Geschichte der Burgen Reineck[8] und Trostburg[9] einige Sachverhalte der Geschichte der Velturner näher untersucht hat. Letzteres gilt auch für Alexander Freiherrn von Hohenbühel.[10]

Im vorliegenden Beitrag soll nun versucht werden, diesem so früh, um ungefähr 1330 erloschenen, mächtigen Geschlecht eine Würdigung zukommen zu lassen. Aufgrund des im Rahmen der Forschungen zutage getretenen Quellenreichtums und der tiefen Involvierung einzelner Angehöriger in für die Tiroler Landesgeschichte

---

4 Genealogisch-heraldisches Adelslexikon von Tirol und Vorarlberg, verfasst von Joseph Sebastian Kögl († 1856), für den Druck vorbereitet und hg. von Olaf Stanger (Schlern-Schriften 364, Teil I), Innsbruck 2015, 222–224.

5 Theodor Mairhofer, Pusterthals alte Adelsgeschlechter. Ein historisch-genealogischer Versuch zur Erinnerungs-Feier der Vereinigung Tirols mit Oesterreich am 29. September 1363, Brixen und Lienz 1863, 27–29.

6 Martin Bitschnau, Burg und Adel in Tirol zwischen 1050 und 1300. Grundlagen zu ihrer Erforschung (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte 403), Wien 1983, 105, 173, 201–203, 468 f.

7 Adelheid Zallinger, Trostburg, in: Tiroler Burgenbuch, Bd. 4, Eisacktal, hg. von Oswald Trapp, 2. Auflage, Bozen/Innsbruck/Wien 1984, 258–324, hier 319 Anm. 17.

8 Adelheid Zallinger, Reineck, in: Tiroler Burgenbuch, Bd. 5, Sarntal, hg. von Oswald Trapp, Bozen/Innsbruck/Wien 1981, 11–50, hier 13 f., 46 f. Anm. 32, 34, 39.

9 Zallinger, Trostburg (wie Anm. 6) 259 f., 319 Anm. 15, 17.

10 Alexander von Hohenbühel, Die Geschichte der Siedlung Waidbruck vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert, in: Dorfbuch Waidbruck. 750 Jahre (1264–2014), Waidbruck 2014, 52–95, hier 56; ders., Trostburg. „Zum Nutzen, zur Freude und zur Ehre“ (Burgen 3), Regensburg 2008, 8–10.

bedeutsame Prozesse, insbesondere in die Auseinandersetzungen zwischen dem Grafen Meinhard II. von Tirol-Görz einer- und den Bischöfen Egno von Trient und Bruno von Brixen andererseits, die mit der faktischen Entmachtung Letzterer und der Landwerdung Tirols enden sollte, wurde vom ursprünglichen Plan, an dieser Stelle die gesamte Geschichte der Herren von Velturns zu behandeln, aus Platzgründen Abstand genommen. Die zeitliche Begrenzung auf das Jahr 1240 erschien aufgrund des Todes Wilhelms III., in dessen Folge seine Söhne Arnold II., Hugo und Ulrich nicht nur eine Besitzteilung vornahmen, sondern die Verfolgung eigener machtpolitischer Interessen in Verbindung mit einer zunehmenden pro-bischöflichen und somit anti-tirolischen Haltung immer stärker erkennbar wird, die in Hugos herausragender Rolle während der oben erwähnten Geschehnisse kulminieren sollte, als sinnvoll. Eine eigene Publikation zu diesen späteren Ereignissen ist geplant.

Da historische Vorgänge oft erst aus ihren Konsequenzen heraus wirklich verstanden werden können, stellt das Jahr 1240 in vorliegender Abhandlung selbstverständlich keine starre Grenze dar.

## 2. Die Herren von Velturns und die Edelfreien von Schlitters

Schon Joseph Sebastian Kögl hat in seinem Büchlein „Fünf genealogische Tafeln von tirolischen Adelsgeschlechtern“ wie auch im genealogischen Adelslexikon auf eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen den Herren von Velturns und den Herren von Schlitters hingewiesen. Ihm zufolge sei Wilhelm von Velturns mit einer Schwester des Wilhelm von Schlitters verheiratet gewesen, da sein Sohn Wilhelm II. im Jahre 1180 als ein Neffe des Schlitterers bezeichnet würde.[11] Einen Hinweis auf seine Quelle liefert Kögl bedauerlicherweise nicht. Selbiges gilt für den Kögls Ansicht teilenden Theodor Mairhofer.[12]

Nach Lage der Dinge kann es sich dabei aber nur um folgende Schenkung an das Augustiner-Chorherrenstift Neustift handeln, die allerdings auf den Zeitraum 1147/1155 zu datieren ist. Dabei tradiert eine Dame namens Heilka nach dem Tode ihres Mannes Hartung von Rodank für dessen Seelenheil eine halbe Hufe in Völs und den Sackfeil-Weingart in Kranebitt. Bezeugt wird dieser Vorgang durch *Willehelmus de Velturnes ac Willehelmus ipsius patruus de Slitteres, de loco eodem Tieme et frater suus Heinricus, Heribort de Tattingen, Chadelhoc de Sces*.[13] Martin Bitschnau schließt hieraus auf eine Heiratsverbindung zwischen einer Angehörigen der Herren von Schlitters und Wilhelm vom Velturns.[14] Auch in der neuesten Forschung wird diese Ansicht vertreten. Im zweiten Band der zweiten Abteilung des Tiroler Urkundenbuches bezeichnen Martin Bitschnau und Hannes Obermair in den Erläuterungen zur sogenannten Schlitterer Schenkung Wilhelm von Velturns als Vetter des Wil-

---

[11] Kögl, Fünf genealogische Tafeln (wie Anm. 2) Tafel I; Kögl/Stanger, Genealogisch-heraldisches Adelslexikon von Joseph Sebastian Kögl (wie Anm. 3) 223.

[12] Vgl. Mairhofer, Pusterthals alte Adelsgeschlechter (wie Anm. 4) 27.

[13] Das Traditionsbuch des Augustiner-Chorherrenstiftes Neustift bei Brixen (Fontes Rerum Austriacarum II/76), bearb. von Hans Wagner, Wien 1954 (künftig Trad. Neu.), Nr. 38.

[14] Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 445.

helm von Schlitters. Bei den durch einen gleichnamigen Nachfahren des Velturners 1205/1210 dem Kloster St. Georgenberg tauschweise überlassenen zwei Schwaigen im Achental könne es sich aufgrund der Entfernung von Feldthurns nur um aus einem Erbgang stammenden Besitz handeln, der neben dem frühen Aussterben des Schlitterer Altadels das vor 1155 fassbare Konnubium voraussetze.[15]

Als problematisch erweist sich zunächst die Übersetzung des Wortes *patruus*. Im klassischen Latein bedeutet es ausschließlich „Onkel von väterlicher Seite", „Bruder des Vaters". Allerdings besaß das mittelalterliche Latein nicht mehr die Genauigkeit des klassischen. Eine eindeutige Aussage zur Bedeutung ist nicht möglich, aber aufgrund der allgemein bekannten antiken und mittelalterlichen Definition bezeichnet *patruus* den Bruder des Vaters. Diese Bedeutung ist auch die durch die Forschungen zur Ausarbeitung mittellateinischer Wörterbücher vorwiegend belegte. Daher lautet im konkreten Falle die wahrscheinlichste Übersetzung „Onkel väterlicherseits".[16]

Zwischen 1125/1129 und ungefähr 1136 fungieren unter anderem die Brüder Adalbert und Wilhelm von Schlitters als Zeugen einer Besitzübertragung Ernsts von Zaisering an das Stift Berchtesgaden.[17] Adalbert, offenbar der ältere der beiden, erscheint erstmals urkundlich anlässlich einer Schenkung Werinhers von Waakirchen, Ministeriale des Klosters Tegernsee, an ebendieses Kloster, wobei er die Zeugenreihe anführt.[18] Hierbei handelt es sich zugleich um die erste Nennung eines Edelfreien von Schlitters. Die Datierung auf den Zeitraum 1113 bis März 1121 beziehungsweise 13. November 1107/1113 bis vor März 1121 basiert auf dem Abbatiat Aribos von Tegernsee und der im März 1121 erfolgten Absetzung des Grafen Sigiboto II. von Weyarn als Klostervogt. Nachdem mit dieser Rechtshandlung die protokollarische Gruppe Abt Aribos beginnt, ist sie eher in die Anfangsphase der Amtszeit Aribos zu setzen.[19] Adalbert tritt ferner 1121 bis 1126, 1125 bis 1129, 1125/1129 bis 1136 und 1139 bis ca. 1143/1144 auf.[20] Nach 1143/1144 verschwindet er aus den Urkunden, dürfte also verstorben sein.

Sein Bruder Wilhelm lässt sich nur zweimal nachweisen: Bei der schon erwähnten Schenkung Ernsts von Zaisering an das Stift Berchtesgaden von 1125/1129 und ungefähr 1136 und anlässlich der Tradition Heilkas von Rodank von etwa 1147

---

15 Tiroler Urkundenbuch, II. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals, Bd. 2: 1140 bis 1200, bearb. von Martin Bitschnau und Hannes Obermair, Innsbruck 2012 (künftig TUB II/2), Erläuterungen zu Nr. 390*.

16 Schriftliche Mitteilung von Dr. Mechthild Pörnbacher, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe eines mittellateinischen Wörterbuches (Bayerische Akademie der Wissenschaften) vom 4. November 2015, der an dieser Stelle nochmals sehr herzlich gedankt sei.

17 Tiroler Urkundenbuch, II. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals, Bd. 1: Bis zum Jahr 1140, bearb. von Martin Bitschnau und Hannes Obermair, Innsbruck 2009 (künftig TUB II/1), Nr. 319.

18 Die Traditionen des Klosters Tegernsee 1003–1242 (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte 9), bearb. von Peter Acht, München 1952 (künftig Trad. Teg.), Nr. 144; TUB II/1 (wie Anm. 16) Nr. 283.

19 Vgl. Trad. Teg. (wie Anm. 17) Erläuterungen zu Nr. 144; TUB II/1 (wie Anm. 16) Erklärungen zu Nr. 283. In der gleichen Zeit kommt es zu einer weiteren Schenkung Werinhers mit größtenteils anderen Zeugen. Auch Adalbert fehlt dabei. Trad. Teg. (wie Anm. 17) Nr. 176.

20 Trad. Teg. (wie Anm. 17) Nr. 169; TUB II/1 (wie Anm. 16) Nr. 314, 319, 366; Salzburger Urkundenbuch, II. Bd., Urkunden von 790 bis 1199, bearb. von Abt Willibald Hauthaler O.S.B. und Franz Martin, Salzburg 1916 (künftig SUB II), Nr. 210.

bis 1155. Eine weitere Nennung eines Wilhelm von Schlitters wird sich hingegen nicht auf ihn beziehen. Als zwischen dem 6. Oktober 1173 und Oktober 1182 Graf Berthold III. von Andechs, Markgraf von Istrien, die Übereignung verschiedener Eigentumsanteile von Seiten einiger seiner Ministerialen an das Stift Dießen bestätigt, befindet sich unter 27 Zeugen an zwanzigster Stelle *Willehalm de Slitirs*.[21] Die Stellung dieses Wilhelm mitten unter andechsischen Ministerialen weist ihn als einen Angehörigen der Dienstmannschaft der Andechser aus.[22] Zwar wäre ein Eintritt des edelfreien Wilhelm von Schlitters in die Ministerialität der Grafen von Andechs durchaus denkbar, doch stünde er in einem solchen Falle angesichts seiner Herkunft und seines fortgeschrittenen Alters kaum an dieser relativ untergeordneten Position.

Nicht eindeutig einzuordnen ist dagegen der die Zeugenreihe anlässlich einer aus dem Zeitraum nach 1180/1182 und vor 1193/1197 stammenden Tradition des *clericus nobilis nomine Heinricus de Slitters* an das Kloster St. Georgenberg anführende *Willehalm de Slitters*.[23] Karl Moeser betrachtet ihn als wohl zur edelfreien Familie gehörig.[24] Ob jedoch eine Identität mit dem *patruus* des Wilhelm von Velturns vorliegt, bleibt fraglich. Sollte er deutlich jünger als sein Bruder Adalbert gewesen sein, zugleich ein sehr hohes Lebensalter erreicht haben und sein ungefähr drei Jahrzehnte andauerndes Verschwinden aus den Urkunden auf einem Zufall der Quellenüberlieferung beruhen, scheint dies nicht ausgeschlossen. Als eine zusätzliche Möglichkeit bliebe, in ihm einen sonst nirgends greifbaren weiteren Vertreter der Edelfreien von Schlitters zu sehen. Wahrscheinlicher ist aber, dass es sich um den zur gleichen Zeit nachweisbaren und schon erwähnten andechsischen Ministerialen Wilhelm von Schlitters handelt.

Wenden wir uns nun Wilhelm von Velturns zu. Die Hauptschwierigkeit bei der ungefähren Ermittlung seiner Lebensdaten stellt die Tatsache dar, dass offenbar mehrere aufeinanderfolgende Generationen der Velturner den Namen Wilhelm getragen haben und im vorhandenen Urkundenmaterial deren Unterscheidung oftmals unmöglich ist. Joseph Sebastian Kögl kommt zu dem Schluss, es handle sich um drei Generationen: Wilhelm I., nachweisbar von 1128 bis 1174, Wilhelm II., nachweisbar bis um 1215, und Wilhelm III.[25] Ihm folgt Leo Santifaller.[26] Jedoch sind diese Angaben kritisch zu betrachten. Kögl nennt weder seine Quellen noch erläutert er den Weg zu seinen Ergebnissen. Ferner sind sie teilweise fehlerhaft beziehungsweise

---

21 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 674; Regest in Edmund Freiherr von Oefele, Geschichte der Grafen von Andechs, Innsbruck 1877, Nr. 207, der den Vorgang in den Zeitraum 1173 bis 1188 stellt.

22 „[…] *Hertnit et Heinrich de Woluerateh(usin), Gebehart de Rotinburc, Bertolt et Heinrich de Berloch, Ortolf de Holzin, Willehalm de Slitirs, Olrich Ahahorn, Frideric et Egelolf de Omeras, Odilscalc de Andehs* […]", TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 674; bei allen diesen Personen handelt es sich um Ministerialen der Andechser. Vgl. Oefele, Grafen von Andechs (wie Anm. 20) 52, 54 f. (Berthold und Heinrich von Perlach erscheinen auch unter dem Beinamen „Schneck" oder latinisiert „Testudo"), 65.

23 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 761; Karl Moeser, Das Ländl zu Achen. Urkunden zur Frühzeit des Achentals, in: Jenbacher Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Jenbach und Umgebung (Schlern-Schriften 101), Innsbruck 1953, 147–160, hier 155. Moeser datiert den Vorgang in die Zeit von 1170 bis 1180, vgl. 148 und 155.

24 Vgl. Moeser, Das Ländl zu Achen (wie Anm. 22) 148.

25 Kögl, Fünf genealogische Tafeln (wie Anm. 2) Tafel I.

26 Calendarium Wintheri. Il più antico calendario necrologico ed urbario del Capitolo della Cattedrale di Bressanone, a cura di Leo Santifaller, in: Archivio per l'Alto Adige 18 (1923) 184.

haben aufgrund neuer Erkenntnisse ihre Wertigkeit verloren. So zieht Kögl für die Erstnennung Wilhelms I. offenbar die Schlitterer Schenkung heran, die zu seiner Zeit auf 1112 oder 1128 datiert[27], mittlerweile aber als Fälschung erkannt wurde[28] und deren Zeugenliste als unmöglich und „rein erfunden" betrachtet werden muss.[29] Ferner lässt sich die durch Kögl als „Wilhelm II." charakterisierte Person noch 1232 nachweisen.[30]

Eine eingehende Untersuchung ist also unumgänglich. Da die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht identischen Wilhelme in den Zeugenreihen fast durchwegs an den vorderen Plätzen stehen, hilft hier auch das oft zu beobachtende Phänomen des Auftretens besonders junger Personen auf den hinteren Positionen nicht weiter. Klarer werden die Verhältnisse erst im Jahre 1202, als *Willehelmus de Velturnes, Willehelmus iunior*[31] erscheinen. Bei diesen handelt es sich um Vater und Sohn, wobei hier Letzterer erstmals genannt wird und somit wohl gerade die Volljährigkeit erreicht hatte. Die fortan oft verwendeten Attribute *senior* und *iunior* ermöglichen wenigstens in einigen Fällen eine Unterscheidung. Wilhelm *senior* wird 1232 letztmalig urkundlich erwähnt.[32] Eine Personenidentität mit dem Wilhelm der Heilka-Schenkung kann also aus Altersgründen ausgeschlossen werden. Da sich ansonsten in der Zeit zwischen 1142/1147 und 1202 kein anderer Angehöriger des Geschlechtes der Herren von Velturns nachweisen lässt[33], werden die beiden Wilhelm genannten Zeugen Vater und Sohn gewesen sein. Eine Abgrenzung des somit als Wilhelm I. zu klassifizierenden Älteren von 1142/1147 von seinem gleichnamigen Sohn in den Quellen ist allerdings kaum möglich. Auch die Lebensdaten lassen sich nicht einmal ansatzweise ermitteln. Es existiert zwar der Nekrologeintrag eines Wilhelm von Velturns vom 16. März[34], doch wurde, wie so oft, auf den Vermerk des Sterbejahres verzichtet, da dieses für die Memoria irrelevant war.

Somit bleibt nur die Möglichkeit, den Weg über die Indizien zu versuchen. Betrachtet man das Urkundenmaterial der Zeit zwischen 1142/1147 und 1174/1178, so fallen die häufigen Nennungen direkt neben den Herren von Stilfes[35] sowie die

---

27 So beispielsweise in N. N., Allgemeiner National-Kalender für Tirol und Vorarlberg auf das gemeine Jahr 1825, fünfter Jahrgang, Innsbruck 1825, 69.

28 Vgl. TUB II/2 (wie Anm. 14) Erläuterungen zu Nr. 390*; Christian FORNWAGNER, Geschichte der Herren von Freundsberg in Tirol (Schlern-Schriften 288), Innsbruck 1992, 22 f.; MOESER, Das Ländl zu Achen (wie Anm. 22) 148 f.

29 Vgl. MOESER, Das Ländl zu Achen (wie Anm. 22) 149.

30 Vgl. Kapitel 4; Die Urkunden der Brixner Hochstiftsarchive 1295–1336, 1. Teil, 2. Lieferung (1317–1336), hg. von Leo SANTIFALLER und Heinrich APPELT unter Mitwirkung von Bertha RICHTER-SANTIFALLER, Leipzig 1941, hier die Nachträge zum 1. Bd. der Urkunden der Brixner Hochstiftsarchive 845–1295 (künftig BU II Nachtrag zu I), Nr. 600 (5).

31 Die Traditionsbücher des Hochstifts Brixen vom zehnten bis in das vierzehnte Jahrhundert, hg. von Oswald REDLICH (Acta Tirolensia 1), Innsbruck 1886 (künftig Trad. Brix.), Nr. 537; Tiroler Urkundenbuch,I. Abteilung: Die Urkunden des deutschen Etschlandes und des Vinschgaus, 2. Bd.: 1200–1230, bearb. von Franz HUTER, Innsbruck 1949 (künftig TUB I/2), Nr. 541.

32 BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 600 (5).

33 Die zu dieser Zeit auftretenden Eberhard, Alban und Heinrich von Velturns waren keine Angehörigen des Geschlechtes. Vgl. Kapitel 7.

34 Calendarium Wintheri (wie Anm. 25) 184.

35 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 13, 28, 109; TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 666; Tiroler Urkundenbuch, I. Abteilung: Die Urkunden des deutschen Etschlandes und des Vinschgaus, 1. Bd.: Bis zum Jahre 1200, bearb. von Franz HUTER, Innsbruck 1937 (künftig TUB I/1), Nr. 335.

Zeugenschaften für Reginbert von Säben[36] und die Erwähnung neben ihm[37] auf. Reginbert von Säben muss ein Bruder Friedrichs von Rodank gewesen sein.[38] Zum Verwandtenkreis der beiden Brüder wird wohl auch ihr Zeitgenosse Hartung von Rodank, der Ehemann der Heilka, gehört haben, wenngleich sich Genaueres nicht sagen lässt.[39] Da Wilhelm von Velturns als Spitzenzeuge Heilkas zu ihrem engsten Verwandtenkreis gehört haben wird, lässt sich so auch seine Verbindung zu Reginbert erklären. Als Reginbert 1142 Neustift gründete, erscheint Wilhelm nicht unter den Zeugen.[40] Vielleicht war er zum damaligen Zeitpunkt noch nicht mündig oder Heilkas und Hartungs Eheschließung erfolgte erst danach.

Die Ursachen für die in den Zeugenreihen zutage tretende Nähe zu den sich auch nach Welsberg und Reifenstein nennenden Herren von Stilfes liegen im Dunkeln.[41] Das Konnubium beider Geschlechter fällt in eine spätere Zeit. Mathilde, die Tochter Amelrichs von Reifenstein, war mit einem Wilhelm von Velturns verheiratet.[42] Amelrich lässt sich von 1165/1170[43] bis 1188/1196[44] nachweisen, hatte die Brüder Ulrich, Rupert und Friedrich und war ein Sohn des 1140/1147 bis 1156 greifbaren Rupert von Stilfes, der wiederum zwei Brüder, den 1125/1140 bis 1170/1174 nachweisbaren Udalschalk sowie Burchard hatte.[45] Mathilde findet Erwähnung, als Wilhelm von Velturns in ihrem Namen ein Gut in Tulfer bei Sterzing an Neustift übergibt. Datiert wird der Vorgang auf „vor 1253".[46] Dieses lässt sich allerdings präzisieren. Mathildes Ehemann bezeichnet sich als *dominus Willehelmus iunior de Velturns*. Nachdem der 1202 erstmals urkundlich nachweisbare Wilhelm *iunior* in erster Ehe mit Heilka von Rodank[47] und in zweiter, seit 1237, mit Gräfin Agnes von Eppan verheiratet war[48] und kurz nach dieser zweiten Hochzeit verstorben ist[49], kann er mit Mathildes

---

36 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 26, 47.

37 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 13.

38 Vgl. Georg Töchterle, Zur älteren Genealogie der Velser, Säbner und Schenkenberger, in: Der Schlern 11 (1930) 70–78, hier 75–77.

39 Vgl. Georg Töchterle, Die Herren von Rodank und Schöneck, in: Der Schlern 12 (1931) 18–29, 93–100 und 141–145, hier 19 und 23.

40 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 1. Der hier erwähnte Wilhelm kann keinesfalls mit Wilhelm von Velturns identisch sein. […] *Werenher et fratres eius Purchart Reinpreht Willehalm* […]. Diese Namen verweisen allesamt auf andere genealogische Zusammenhänge.

41 Zu den Herren von Stilfes allgemein Georg Töchterle, Zur Frage der ältesten Besitzer des Schlosses Welsberg, in: Der Schlern 4 (1923) 7–15.

42 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 226.

43 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 496.

44 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 833.

45 Vgl. Töchterle, Welsberg (wie Anm. 40) 10.

46 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 226; Urkundenbuch des Augustiner Chorherren-Stiftes Neustift in Tirol (Fontes Rerum Austriacarum II/34), hg. von Theodor Mairhofer, Wien 1871 (künftig Neust. UB), Nr. CCLXIX. Die hier von Theodor Mairhofer vorgenommene Datierung auf 1249 hat bereits Georg Töchterle, Welsberg (wie Anm. 40) 11 als nicht verlässlich, mutmaßlich angenommen und zu spät erkannt.

47 Heilka von Rodank war trotz ihres Namens keine Nachkommin Hartungs von Rodank und seiner Frau Heilka. Vgl. Töchterle, Die Herren von Rodank und Schöneck (wie Anm. 38) 19–25.

48 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 184; Die Urkunden der Brixner Hochstifts-Archive 845–1295 (Schlern-Schriften 15), hg. von Leo Santifaller, Innsbruck 1929 (künftig BU I), Nr. 93; Tiroler Urkundenbuch, I. Abteilung: Die Urkunden des deutschen Etschlandes und des Vinschgaus, 3. Bd.: 1231–1253, bearb. von Franz Huter, Innsbruck 1957 (künftig TUB I/3), Nr. 1062.

49 Vgl. Kapitel 4.

Gemahl nicht identisch sein. Dieser muss also, was auch die Generationenfolge der Herren von Stilfes nahelegt, einer anderen, früheren Generation angehört haben. Seine Bezeichnung als *Willehelmus iunior* und die Spitzenzeugenschaft des *Willehelmus senior* belegen nicht nur eindeutig das Vorhandensein zweier früherer Wilhelme, sondern zugleich auch, dass es sich bei Wilhelm und Mathilde um die Eltern des Wilhelm *iunior* von 1202 handelt. Somit kann fortan gesichert von Wilhelm I., Wilhelm II. und Wilhelm III. gesprochen werden. Wilhelm III. lässt sich letztmalig am 4. März 1238 nachweisen[50] und war am 29. April 1240 tot.[51] Wilhelm II. tritt 1232, offenbar in hohem Alter, ein letztes Mal auf.[52] Da in der Urkunde Wilhelms und Mathildes auch der somit als Wilhelm I. zu identifizierende *Willehelmus senior* aufscheint und Mathilde als *filia domini Amelrici de Rifenstein* – der, nachdem auf den Begriff *quondam* verzichtet wird, offensichtlich noch am Leben war – bezeichnet wird, muss dieses Dokument zu einem lange „vor 1253" liegenden Zeitpunkt entstanden sein. Amelrich ist, wie bereits erwähnt, von 1165/1170 bis 1188/1196 nachweisbar. Die gemeinsame Nennung Wilhelms I. mit Amelrich zu einem Zeitpunkt, an dem dessen Tochter bereits verheiratet war, liefert aber noch eine weitere Erkenntnis. Wilhelm I. von Velturns kann aus Altersgründen in keinem Falle ein Vetter des Wilhelm von Schlitters sein. *Patruus* ist also eindeutig mit „Onkel" zu übersetzen.

Wenden wir uns nochmals der Heilka-Schenkung und der dazugehörigen Zeugenreihe zu. Auf Wilhelm von Velturns folgen sein Onkel Wilhelm von Schlitters, Tiemo von Schlitters und dessen Bruder Heinrich. Bei Tiemo und Heinrich handelt es sich ebenfalls um Edelfreie von Schlitters und nicht etwa um Angehörige der gleichnamigen Ministerialenfamilie[53], was eine Urkunde, in der beide Brüder zusammen mit Udalschalk von Iffeldorf und Bernhard von Weilheim explizit als Edelfreie bezeichnet werden[54], beweist. Die Tatsache, dass gleich drei Schlitterer für Heilka und dann noch direkt nach ihrem Spitzenzeugen auftreten, verweist auf enge verwandtschaftliche Verbindungen. Schon an dieser Stelle drängt sich der Schluss geradezu auf, auch in Wilhelm von Velturns einen Schlitterer zu sehen.

Ein Blick auf die Besitzverhältnisse vermag hier noch mehr Klarheit zu schaffen. Bei den beiden den Velturnern gehörenden Schafschwaigen im Achental handelt es sich offensichtlich um Bestandteile eines wesentlich größeren Güterkomplexes. Im Jahre 1242 verkaufen die Brüder Arnold, Hugo und Ulrich von Velturns an Abt Tiemo von St. Georgenberg alle ihre Eigengüter und Eigenleute in Gossensaß und im Inntal, die sich vorzugsweise in Strass im Zillertal und an anderen Orten des Inntals befinden, wobei sie sich für die Vergabe der Vogtei und anderer Rechte an diesen Gütern ihr Einverständnis vorbehalten.[55] Strass, drei Kilometer nordwestlich

---

50 BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 602 (7); TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1071. Mit dem am 26. November 1238 aufscheinenden Wilhelm von Velturns – TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1081 – kann er nicht identisch sein. Vgl. Kapitel 4.

51 BU I (wie Anm. 47) Nr. 29; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113.

52 BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 600 (5).

53 Zu den Ministerialen von Schlitters vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 445 f.

54 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 758.

55 Abt Pirmin Pockstaller, Chronik der Benediktiner-Abtei St. Georgenberg nun Fiecht in Tirol, Innsbruck 1874, 23 f.; Christian Fornwagner, Urkunden der Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht. 10. Jahrhundert – 1300 (Tiroler Geschichtsquellen 27), Innsbruck 1989, Nr. 38.

von Schlitters gelegen, grenzt direkt an dieses. Die heute abgegangene Burg zu Schlitters, auf Karten des 17. Jahrhunderts noch als Turm verzeichnet, befand sich am Rande des ehemaligen Schlitterer Sees im Bereich des heutigen Seehofes.[56] Sie lag also nordwestlich des Ortes, genau zwischen Schlitters und Strass. Daraus wird klar ersichtlich, dass die Besitzungen in beiden Orten eine Einheit mit der Burg Schlitters im Zentrum gebildet und die Velturner über Allod in der direkten Umgebung der Burg Schlitters verfügt haben. Dass es sich dabei nicht beispielsweise um Heiratsgut gehandelt haben kann, ist offensichtlich, da dafür wohl kaum derart zentraler, sondern eher abgelegener Besitz aus der Hand gegeben worden wäre.

Adalbert von Schlitters wiederum war in der Gegend von Bozen begütert.[57] Es besteht also eine Nähe zum Ritten, der als ein regelrechtes Machtzentrum der Velturner betrachtet werden muss.[58] Somit verfügten Schlitterer und Velturner über direkt aneinandergrenzenden Besitz im Zillertal und im Bozner Raum über solchen, der nicht weit voneinander entfernt lag.

Mit den Besitzungen im Zillertal dürften die vasallitischen Beziehungen der Schlitterer zum Erzbischof von Salzburg[59] zusammenhängen.[60] Somit wird es kein Zufall sein, dass sich auch Wilhelm III. von Velturns in seinem Gefolge nachweisen lässt.[61]

Werden nun die angeführten Sachverhalte und Indizien in ihrer Gesamtheit betrachtet, kann kein Zweifel mehr bestehen, dass es sich bei Schlitterern und Velturnern um Agnaten handelt. Im edelfreien Ursprung der Herren von Velturns finden auch ihr auffallend großer Grundbesitz, die umfangreiche ritterliche Dienstmannschaft sowie das mehrfache Konnubium mit Grafen- beziehungsweise Edelfreienfamilien ihre Erklärung.

Soll nicht ein weiterer, nirgends nachweisbarer Bruder des Wilhelm von Schlitters postuliert werden, muss Adalbert von Schlitters der Vater Wilhelms von Velturns gewesen sein. Da Adalbert, wie oben bereits dargelegt, zum Zeitpunkt der Heilka-Schenkung nicht mehr am Leben war, wurde er durch seinen Bruder vertreten. Das wahrscheinlichste Szenario ist, dass Heilka die Schwester Wilhelms I. von Velturns war und als Zeugen ihrer Schenkung zum Seelenheil ihres verstorbenen Mannes Hartung von Rodank ihre engsten Verwandten benannt hatte.

Es bleibt die Frage, auf welchem Wege der Eintritt Wilhelms von Velturns, der vom Zeitpunkt seiner Erstnennung an aufgrund seiner Positionierung zwischen den Brixner Ministerialen Reginbert von Säben[62] und Udalschalk von Stilfes[63] in einer

---

56 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 445; Josef Weingartner / Magdalena Hörmann-Weingartner, Die Burgen Tirols, 3. Auflage, Innsbruck/Wien/München/Bozen 1981, 69; Josef Weingartner, Tiroler Burgen, Innsbruck 1971, 160.

57 Trad. Teg. (wie Anm. 17) Nr. 169.

58 Vgl. Kapitel 3.

59 TUB II/1 (wie Anm. 16) Nr. 314, 366; SUB II (wie Anm. 19) Nr. 210.

60 Zu den Herrschaftsrechten und der reichen Begüterung des Erzstiftes Salzburg im Zillertal vgl. Otto Stolz, Geschichtskunde des Zillertales (Schlern-Schriften 63), Innsbruck 1949, 23, 36 f. und 41–44.

61 Salzburger Urkundenbuch, III. Bd., Urkunden von 1200 bis 1246, bearbeitet von Abt Willibald Hauthaler O.S.B. und Franz Martin, Salzburg 1918 (künftig SUB III) Nr. 603.

62 Zu ihm vgl. Töchterle, Zur älteren Genealogie der Velser, Säbner und Schenkenberger (wie Anm. 37) 71 f. und 75.

63 Zu ihm vgl. Töchterle, Welsberg (wie Anm. 40) 10.

Zeugenreihe für Bischof Hartmann selber eindeutig als Ministeriale Brixens zu identifizieren ist, in die Dienstmannschaft des Hochstiftes erfolgte. Hierbei gilt es zu bedenken, dass seine mutmaßliche Schwester Heilka mit einem Brixner Ministerialen[64] verheiratet war. Vielleicht entstammte die Frau Adalberts von Schlitters einem Geschlecht der Brixner Dienstmannschaft. Nachdem die Gründe für den Übertritt Edelfreier in die Ministerialität äußerst vielschichtig sind, die Quellen aber zugleich keinerlei Hinweise liefern, muss hier jede Aussage Spekulation bleiben.

## 3. Kloster Ebersberg, Burg Velturns, die Grafen von Eppan und die Herren von Schlitters

Richten wir nun unseren Blick auf den Stammsitz der Herren von Velturns, die gleichnamige Burg. Anders, als man vielleicht vermuten würde, handelte es sich bei ihr weder um Allod noch um ein Lehen Brixens. Vielmehr ist sie noch um 1300, zu einem Zeitpunkt, als sie sich schon in den Händen der Grafen von Tirol befand, im Urbar des oberbayerischen Benediktinerklosters Ebersberg als ein ausgegebenes Lehen verzeichnet.[65] Den Ursprung des ebersbergischen Besitzes zu Feldthurns hatte Gertrud Sandberger vermutungsweise mit den Grafen von Ebersberg oder auch der frühen Begüterung des Hochstiftes Freising in Feldthurns in Verbindung gebracht.[66] In der Tat verfügte Freising neben seinem bedeutenden Besitz im Bozner Raum auch über solchen in Feldthurns, Schrambach, Lajen und Barbian.[67] 985/993 hatte Bischof Abraham von Freising Bischof Albuin von Brixen vier Hufen zu Feldthurns überlassen, wofür Albuin auf den Zins von anderen acht ebendort verzichtete.[68]

Jedoch lässt sich die Herkunft der Präsenz des Klosters Ebersberg in Feldthurns klar feststellen. Begründet wurde sie durch die Schenkung eines Edlen namens Isinrich. Dieser vermachte zu seinem wie auch aller verstorbenen Gläubigen Seelenheil seinen gesamten Besitz zu Feldthurns dem Kloster Ebersberg.[69] Weniger eindeutig ist, von wann die Tradition Isinrichs stammt. Friedrich Hector Graf Hundt datiert sie auf den Zeitraum 1040/1050[70], während Martin Bitschnau und Hannes Obermair sich nur auf vor ca. 1068/1070 festlegen, was sie mit dem dort testierenden, 1068/1070 letztmalig nachweisbaren Adalbero von Sachsenkam begründen.[71] Allerdings war Adalbero von Sachsenkam bereits 1055 nicht mehr am Leben.[72]

---

64 Zu Hartung von Rodank vgl. Töchterle, Die Herren von Rodank und Schöneck (wie Anm. 38) 19.

65 Friedrich Hector Graf Hundt, Das Cartular des Klosters Ebersberg, München 1879, 159. *Item domini Tyrolenses: Castrum Velturnes habent a nobis.*

66 Gertrud Sandberger, Bistum Chur in Südtirol. Untersuchungen zur Ostausdehnung ursprünglicher Hochstiftsrechte im Vintschgau, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 40 (1977) 705–828, hier 811.

67 Vgl. Adolf Sandberger, Das Hochstift Augsburg an der Brennerstraße, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 36 (1973) 586–599, hier 587.

68 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 13.

69 TUB II/1 (wie Anm. 16) Nr. 239; Hundt, Cartular (wie Anm. 64) Nr. 1 (47).

70 Hundt, Cartular (wie Anm. 64) Erläuterungen zu Nr. 1 (47).

71 Vgl. TUB II/1 (wie Anm. 16) Erläuterungen zu Nr. 239.

72 Vgl. Günther Flohrschütz, Der Adel des Ebersberger Raumes im Hochmittelalter, München 1989, 409 und 411. Hier dürfte eine Verwechslung mit einem jüngeren, 1065/1075 bezeugten

Betrachten wir die gesamte Zeugenreihe Isinrichs: Sie besteht aus Adalbero von Haunwang, Deimar von Asenkofen, Gerold von Wall, Adalbero von Sachsenkam, Zontibold und Pabo von Wall, Dietrich von Schwindach, Udalrich von Haid und Hartwig von Berghofen *(Adalpero de Huniuanhc, Deimar de Asinchofn, Gerolt de Ŭalda, Adalpero de Sahsincheim, Zontibold et Pabo de Ŭalda, Dietrih de Suindaha, Ŏdalrich de Heida, Hartuuich de Perchouen)*.[73] Die mit der Ausnahme Zontibolds von Wall gleichen Personen bezeugen eine zwischen 1030 und 1040 vorgenommene umfangreiche Schenkung des Grafen Eberhard II. von Ebersberg und dessen Bruders Adalbero II. an das Kloster Ebersberg. Hier treten sie in der Reihenfolge Adalbero von Sachsenkam, Adalbero von Haunwang, Gerold von Wall, Deimar von Volkmannsdorf, Pabo von Wall, Dietrich von Schwindach, Udalrich von Haid und Hartwig von Berghofen auf.[74] Der neben der Abwesenheit Zontibolds einzige Unterschied zur Tradition Isinrichs besteht darin, dass sich Deimar von Asenkofen nach Volkmannsdorf *(Volchmaresdorf)* nennt. Somit dürfte die Schenkung Isinrichs auch ungefähr aus dem Zeitraum 1030/1040 stammen.

Hartwig von Berghofen und Deimar von Asenkofen treten außerdem 1037 anlässlich der Gründungsschenkung an das Benediktinerinnenkloster Geisenfeld durch den Grafen Eberhard II. als dessen Zeugen auf.[75]

Die Herren von Volkmannsdorf, denen Deimar angehörte, lassen sich aufgrund der Wichtigkeit dieses Ortes für die Grafen von Ebersberg entsprechend oft in deren Umgebung nachweisen.[76] Zu den bedeutendsten Vasallen der Ebersberger gehörten die Herren von Wall, von denen gleich drei für Isinrich auftreten. Ihr reicher Besitz umfasste Gebiete in Altbayern, Niederösterreich und Franken. Vermutlich waren sie Nachkommen Kaiser Arnulfs von Kärnten.[77] Das Aufscheinen der Sachsenkamer in den Ebersberger Traditionen unter den Vasallen der Grafen sowie die Spitzenzeugenschaft für den Grafen Eberhard II. lassen es zu, auch dieses mächtige Geschlecht zum vasallitischen Umfeld der Ebersberger zu rechnen.[78] Hieraus ergibt sich die Erkenntnis, dass Isinrich nicht nur, wie alle seine Zeugen, aus Bayern stammen, sondern auch zum Umfeld der Ebersberger gehören muss. Bestätigt wird dies noch durch die Spitzenzeugenschaft des Adalbero von Haunwang. Er war nicht nur einer der vornehmsten Vasallen der Grafen von Ebersberg, sondern höchstwahrscheinlich sogar mit ihnen verwandt.[79] Da der recht seltene Name Isinrich im Umfeld der Herren

---

Adalbero, *patruelis filius* des Robert von Schleißheim und Neffe Adalberos von Sachsenkam vorliegen. Zu Robert von Schleißheim vgl. Flohrschütz, Der Adel des Ebersberger Raumes, 409.

73 TUB II/1 (wie Anm. 16) Nr. 239; Hundt, Cartular (wie Anm. 64) Nr. 1 (47).

74 Hundt, Cartular (wie Anm. 64) Nr. 30.

75 Die Traditionsnotizen des Benediktinerinnenklosters Geisenfeld, bearb. von Harald Jaeger, Dissertation, München 1948, Nr. 1.

76 Flohrschütz, Der Adel des Ebersberger Raumes (wie Anm. 71) 459.

77 Flohrschütz, Der Adel des Ebersberger Raumes (wie Anm. 71) 459 f.

78 Vgl. Ludwig Holzfurtner, Die Herren von Sachsenkam, in: Hochmittelalterliche Adelsfamilien in Altbayern, Franken und Schwaben, hg. von Ferdinand Kramer / Wilhelm Störmer (Studien zu bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte XX), München 2005, 303–318, hier 308.

79 Vgl. Günther Flohrschütz, Die Herren von Haunwang und ihre Verwandten, in: Amperland 8 (1972) 313–315, Amperland 9 (1973) 340–343, 393–396 und 420, hier 314. Verwandtschaft bestand auch zwischen Wallern und Haunwangern sowie zwischen Wallern und Sachsenkamern. Vgl. Flohrschütz, Der Adel des Ebersberger Raumes (wie Anm. 71) 460.

von Haunwang nicht unbekannt ist[80] und Adalbero für Isinrich offenbar eine wichtige Person war, dürften beide eng verwandt, möglicherweise Brüder gewesen sein. Bedenkt man, dass die Grafen von Ebersberg das neben den Luitpoldingern mächtigste bayerische Adelsgeschlecht des 10. und 11. Jahrhunderts waren[81], wird auch Isinrichs hoher sozialer Stand erkennbar.

Angesichts der Nähe des Tradenten zu den Ebersbergern in Kombination mit der ungewöhnlichen Bewidmung der Seelgerätstiftung *pro omnibus fidelibus defunctis* lässt sich sogar eine hypothetische Verbindung zu einem ganz bestimmten Ereignis herstellen. Nach dem Tode des Grafen Adalbero II. 1045 hatte dessen Witwe Richlind zur Regelung einiger Nachlassangelegenheiten Kaiser Heinrich III., dessen Gefolge und viele andere hochstehende Persönlichkeiten auf die Burg Persenbeug eingeladen. Dort ereignete sich ein Unglück. Der Söller, auf dem sich die Gesellschaft befand, brach zusammen und riss Richlind, Abt Altmann von Ebersberg und Bischof Bruno von Würzburg in den Tod.[82]

Die Frage, wann dann die Herren von Schlitters-Velturns mit den ebersbergischen Gütern zu Feldthurns belehnt wurden, muss offenbleiben. Als terminus ante quem kann allenfalls die 1142/1147 erstmalige Benennung des Geschlechtes nach Velturns[83] dienen. Doch hier ist Vorsicht geboten. Die Tatsache, dass für das Geschlecht anfänglich nur Schlitters und erst später Velturns namensgebend war, könnte als ein Hinweis auf eine Besitzteilung verstanden werden, in deren Folge Wilhelm, der Sohn Adalberts von Schlitters, Velturns zu seinem Stammsitz wählte.

Interessant ist in diesem Zusammenhang das Vorhandensein zweier Burgen in Feldthurns. 1497 veräußerte der römisch-deutsche König und spätere Kaiser Maximilian I. den *Thurn zu Velturns mit dem haus vnd Stadl zu nechst daran vnd darunder auch den Thurn mit sambt der Capelln darbey auf dem Purgpüchel gelegen, vnd dem Pau so darzu gehöret* […] *mit sambt dem Purckfrid Gericht* an den Bischof von Brixen.[84] Der im Dorf Feldthurns gelegene Turm dürfte der Sitz des 12. Jahrhunderts sein, während die auf dem Pflegerbichl gelegene Burg der wohl irgendwann zwischen 1175 und 1240 erbaute Sekundärsitz ist.[85] Einen Hinweis, welche Burg es war, die von Kloster Ebersberg zu Lehen ging, liefern die Quellen nicht. Da beide eine Besitzeinheit gebildet haben[86], dürften es beide gewesen sein.

Es kann aber auch nicht ausgeschlossen werden, dass die Herren von Schlitters unabhängig von den ebersbergischen Lehen beziehungsweise vor ihrer Belehnung mit selbigen in Feldthurns oder in der Umgebung über Besitzungen verfügten. Genealogische Verbindungen zu dem 1067 in Feldthurns, Bozen, Matrei (am Brenner)

---

80 Vgl. Flohrschütz, Die Herren von Haunwang (wie Anm. 78) 340 und 420.

81 Vgl. Wilhelm Störmer, Adelsgruppen im früh- und hochmittelalterlichen Bayern (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 4), München 1972, 165.

82 Vgl. Störmer, Adelsgruppen (wie Anm. 80) 175.

83 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 13.

84 Vgl. Franz Anton Sinnacher, Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol, VII. Bd., Brixen 1830, 49 f.

85 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 202 f.; zur Lage vgl. auch Oswald Trapp, Velthurns, ehemalige Burg, in: Tiroler Burgenbuch, Bd. 4, Eisacktal, hg. von Oswald Trapp, Bozen/Innsbruck/Wien 1977, 172–174, hier 173; David von Schönherr, Gesammelte Schriften, hg. von Michael Mayr, Innsbruck 1900, 625.

86 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 202 f.

und Mützens (bei Matrei) begüterten Edelfreien Gottschalk[87] oder zu dem ungefähr 1000/1005 Besitz in Barbian, Pedratz und Albions an Brixen schenkenden Grafen Rapoto[88], einem Angehörigen der sogenannten Grafen von Hohenwart[89], lassen sich bisher nicht herstellen.

Eindeutig feststellbar sind dagegen Beziehungen der Schlitterer in den Ebersberger Raum. Der schon die Heilka-Schenkung bezeugende Tiemo von Schlitters fungiert 1179/1180 in Steinhöring, nur gute vier Kilometer östlich von Ebersberg gelegen, als Zeuge Adalberos von Thann, der auf Bitten Ulrichs von Gailling durch die Hand des Klostervogtes, Pfalzgraf Otto, Besitz zu Baldham, ebenfalls im Ebersberger Raum, an das Kloster Schäftlarn übergibt.[90] Frühere Nennungen anlässlich von Schenkungen in Oberbayern unter ausschließlich oberbayerischen Zeugen[91] verweisen auf starke Verbindungen in diese Gegend, wobei die Schwerpunkte im Chiemgau und dem weiteren Umland Ebersbergs zu liegen scheinen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Indizien eine gewisse Nähe der Velturner zu den Grafen von Eppan erkennen lassen. Walter Landi ist der Nachweis gelungen, dass die Grafen von Ebersberg keineswegs, wie immer angenommen, mit dem Tode Adalberos II. 1045 erloschen sind. Adalberos II. Bruder, Eberhard II., hatte zwei Söhne, Ulrich und Altemar. Ulrich tritt 1065/1077 erstmalig als Graf von Bozen auf. Seine Belehnung mit der 1027 geschaffenen und dem Bischof von Trient unterstellten Grafschaft Bozen ist höchstwahrscheinlich auf die enge Verwandtschaft mit dem Trienter Bischof Ulrich II. zurückzuführen.

Graf Ulrich von Bozen sollte Stammvater jener Dynastie werden, die sich seit 1116 als Grafen von Eppan bezeichnet. Auch außerhalb der Grafschaft Bozen verfügte Ulrich über gräfliche Rechte, so im schon zur nördlichen Grafschaft Trient gehörigen Kaltern.[92] Dort besaßen die Velturner ein Gut, das sie von den Eppanern zu Lehen trugen.[93]

---

87 Zu diesem vgl. Oswald Redlich, Eine unbekannte Brixner Tradition aus dem Jahre 1067, in: Festschrift zu Ehren E. v. Ottenthals (Schlern-Schriften 9), Innsbruck 1925, 1–7.

88 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 60, 61, 62.

89 Zu diesen vgl. Stefanie Hamann, Die Grafen von Hohenwart, in: Hochmittelalterliche Adelsfamilien in Altbayern, Franken und Schwaben, hg. von Ferdinand Kramer / Wilhelm Störmer (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 20), München 2005, 65–96.

90 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 749.

91 So Trad. Teg. (wie Anm. 17) Nr. 144; TUB II/1 (wie Anm. 16) Nr. 283, 319.

92 Vgl. Walter Landi, Tra agnatio e cognatio. Sulla provenienza degli Udalrichingi di Bolzano, conti di Appiano, in: Adelige Familienformen. Strutture di famiglie nobiliari, hg. von Giuseppe Albertoni / Gustav Pfeifer (Geschichte und Region / Storia e regione 11), Innsbruck/Wien/München/Bozen 2003, 37–71.

93 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 946 und 946a. Dass es sich bei dem hier erwähnten Wilhelm von Velturns um einen Angehörigen der *nobiles ministeriales* und nicht um einen Vertreter des gleichnamigen anderen Geschlechtes handelt, verbürgt das gemeinsame Auftreten mit den Rodankern. Zu dieser Zeit erscheinen Velturner und Rodanker im gesamten Quellenmaterial immer direkt nebeneinander, so beispielsweise BU I (wie Anm. 47) Nr. 65, 70, 74; BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 598 (3), 600 (5); TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 780, 886, 905; Die Urkunden des Augustiner-Chorherrenstiftes Neustift bei Brixen von 1143 bis 1299 (Fontes Rerum Austriacarum II/77), bearb. von Georg Johannes Kugler, Wien 1965 (künftig Urk. Neust.), Nr. 15. Die doppelte Verschwägerung könnte den Besitz der Rodanker in Kaltern erklären. Wilhelm III. war mit Heilka von Rodank verheiratet. Seine Schwester Agnes hatte Arnold von Rodank geehelicht. Vgl. Kapitel 4.

Nicht weit entfernt von Kaltern, auf dem Nonsberg, befanden sich umfangreiche Besitzungen der Eppaner.[94] Ebendort waren aber wiederum die Velturner begütert. Am 23. September 1237 hatte Wilhelm III. von Velturns Gräfin Agnes von Eppan geheiratet und ihr zu diesem Anlass Güter auf dem Nonsberg und in der Umgebung geschenkt. Im Heiratsvertrag wurde ausdrücklich festgelegt, dass diese nach ihrem Tode seinen Söhnen aus erster Ehe, Arnold, Hugo und Ulrich, zufallen sollten.[95] Somit sind die nonsbergischen Güter der Velturner nicht auf diese Ehe zurückzuführen, da sie sich schon zuvor in ihren Händen befunden hatten. Nachdem Wilhelm III. eine Frau sehr hohen Standes geehelicht hatte, wird der ihr übertragene Besitz eine gewisse Größe gehabt haben. Der Passus des Ehevertrages, der den Verbleib der Güter nach Agnes' Tod im Geschlecht garantieren sollte, spricht ebenfalls für seine Bedeutung. Bedauerlicherweise ist eine genauere Lokalisierung nicht möglich.

Neben den Besitzungen deutet noch ein anderes Indiz auf eine Verbindung. Spätestens nach dem Anfall des Erbes des 1167 verstorbenen Grafen Arnold III. von Morit-Greifenstein nahmen die Brüder Friedrich I. und Heinrich I., Grafen von Eppan, eine Aufteilung der väterlichen Erbschaft vor. Friedrich I. sollte damit zum Stammvater der Grafen von Ulten werden. Er hatte unter anderem die Besitzungen auf dem Nonsberg erhalten.[96] Vielleicht ist es kein Zufall, dass das velturnische Gut zu Kaltern von den Ultenern zu Lehen ging. Friedrich I. und Heinrich I. hatten aber neben den Besitzungen auch die Klostervogteien aufgeteilt. Während Friedrich I. die über St. Maria in der Au erhielt, bekam Heinrich I. jene über das Familienkloster St. Michael an der Etsch. Eine Ausnahme bildete die Vogtei über das Benediktinerkloster San Lorenzo vor Trient. Sie blieb ungeteilt.[97] Ausgerechnet dieses Kloster hatte Wilhelm III. von Velturns testamentarisch bedacht.[98]

Wilhelms III. Verfügung für sich genommen ließe sich auch aus seiner Ehe mit Agnes von Eppan erklären. Unter Berücksichtigung der Güter auf dem Nonsberg und in Kaltern erscheint sie aber doch in einem anderen Licht.

Es findet sich noch ein überraschender weiterer, allerdings schwer zu deutender Hinweis auf eine Verbindung. 1178/1182 übertrug eine Dame namens Herrada zusammen mit ihrem Sohn Rudolf, einem Kanoniker in Herrenchiemsee, diesem Stift ein Gut in Neuharting. Ihre Zeugenreihe besteht aus *Sigboto iunior de Surberch et milites eius Rvdolfus de Eppan, Eberhardus de Slitters* und weiteren vier ritterlichen Dienstmannen des Surbergers sowie fünf Ministerialen Herrenchiemsees.[99] Die Herren von Surberg, Ministerialen des Erzstiftes Salzburg, deren Stammsitz im Chiemgau lag, waren im Zillertal reich begütert und hatten dort auch das Spital St. Johan-

---

94 Vgl. Vigilio Inama, Storia delle Valli di Non e di Sole nel Trentino dalle origini fino al secolo XVI, Trento 1905, 111–113 und 137. Die umfangreichen Forschungsergebnisse Walter Landis zu dieser Thematik sind derzeit leider noch nicht publiziert.

95 BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1062.

96 Vgl. Walter Landi, Die Grafen von Eppan, in: Hocheppan. Eine Grafenburg mit romanischen Kapellenfresken, hg. von Walter Landi / Helmut Stampfer / Thomas Steppan (Burgen 10), Regensburg 2011, 3–10, hier 7.

97 Vgl. Walter Landi, Die Grafen von Eppan (wie Anm. 95) 7.

98 Die Südtiroler Notariats-Imbreviaturen des dreizehnten Jahrhunderts. Zweiter Teil (Acta Tirolensia 4), hg. von weil. Hans von Voltelini und Franz Huter, Innsbruck 1951 (künftig Süd. Not. Imb. 2) Nr. 459.

99 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 741.

nes gegründet. Außerdem hatte das Erzstift Salzburg einen sehr beträchtlichen Teil seines grundherrlichen Besitzes gegen Ende des 12. Jahrhunderts von Sigboto von Surberg erhalten.[100] Die umfangreichen Traditionen der Surberger[101] belegen ihren Reichtum zusätzlich.

Wenn nun aber ein zweifellos zur ministerialischen Oberschicht zu rechnendes, vielleicht ursprünglich edelfreies und wie die Schlitterer im Zillertal verwurzeltes Geschlecht über ritterliche Dienstmannen verfügt, deren wichtigste sich nach Eppan und Schlitters nennen, stellt sich angesichts der oben erörterten Sachverhalte die Frage, ob es sich nur um einen Zufall handelt. Zumindest Eberhard von Schlitters könnte aufgrund seines Herkunftsnamens ursprünglich zur Ministerialität der Herren von Schlitters gehört haben und, auf welchem Wege auch immer, in die Dienstmannschaft der Surberger übergegangen sein. Angesichts der oben aufgeführten Indizien lässt dieses Raum für Vermutungen zu den Hintergründen des Auftretens Rudolfs von Eppan in dieser Gegend. Verwandtschaftliche Beziehungen der edelfreien Herren von Schlitters zu einer anderen führenden und ebenfalls im Chiemgau, sogar in unmittelbarer Nähe Surbergs beheimateten salzburgischen Ministerialenfamilie lassen sich nachweisen. Heinrich von Kapell war 1136/1138 mit einer namentlich unbekannten Tochter des Edelfreien Sigwin von Schlitters verheiratet.[102]

Wenden wir uns abschließend den Besitzungen der Herren von Velturns zu. Aufgrund der zahlreichen Stiftungen und des Abverkaufs ihrer Güter in der Spätphase des Geschlechtes lässt sich ein relativ guter Überblick über diese gewinnen. Über konzentrierten und umfangreichen Besitz inklusive ritterliche Dienstleute verfügten die Velturner natürlich in Feldthurns und der nächsten Umgebung.[103] Die Errichtung der Burg Vidröl in Mileins (Gemeinde Teis)[104] und die Präsenz mehrerer Dienstmannen-

---

[100] Vgl. Stolz, Geschichtskunde des Zillertales (wie Anm. 59) 22 und 100. Zum Spital St. Johannes als Gründung Sibotos von Surberg siehe SUB II (wie Anm. 19) Nr. 460.

[101] Beispielsweise Salzburger Urkundenbuch, I. Bd., Traditionscodices, bearb. von Abt Willibald Hauthaler O.S.B. und Franz Martin, Salzburg 1910 (künftig SUB I), Nr. 147 (655), 288 (722), 292 (724), 370 (454), 374 (456–458), 436 (489); Edgar Krausen (Bearb.), Die Urkunden des Klosters Raitenhaslach 1034–1350 (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte, neue Folge 17/1), München 1959, Nr. 14, 39, 43, 67.

[102] SUB I (wie Anm. 100) Nr. 213 (363); TUB II/1 (wie Anm. 16) Nr. 345.

[103] BU I (wie Anm. 47) Nr. 98, 111, 120; Emil von Ottenthal / Oswald Redlich (Bearb.), Archiv-Berichte aus Tirol (Mittheilungen der dritten (Archiv-)Section der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale II), Wien und Leipzig 1896 (künftig A-B II), Nr. 2734, 2964; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 121, 127, 170, 183; Otto Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden, Bd. 3/2, München und Berlin 1932, 93 Nr. 15, 95 Nr. 17, 141 f. Nr. 3a; Die Urkunden der Brixner Hochstiftsarchive 1295–1336, 1. Teil, 1. Lieferung (1295–1317), hg. von Leo Santifaller und Heinrich Appelt, unter Mitwirkung von Bertha Richter-Santifaller, Leipzig 1940 (künftig BU II) Nr. 41, 53; Meinhards II. Urbare der Grafschaft Tirol (Fontes Rerum Austriacarum II/45), hg. von Oswald von Zingerle, Wien 1890, 93 Nr. 90–93, 105 Nr. 205, 107 Nr. 225; Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CCCXCVIII, CCCXCIX, CDXIII; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113; Die Regesten der Grafen von Tirol und Görz, Herzoge von Kärnten, II. Bd.: Die Regesten Meinhards II. (I.) 1271–1295, bearb. und hg. von Hermann Wiesflecker, Innsbruck 1952 (künftig Görz. Reg. II), Nr. 737. Zu den Dienstmannen vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 105, 202.

[104] BU I (wie Anm. 47) Nr. 104; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1127. Zur Lokalisierung der Burg Vidröl vgl. Berthold Zingerle-Summersberg, Die Burgen im Villnößtal, in: Tiroler Burgenbuch, Bd. 4, Eisacktal, hg. von Oswald Trapp, Bozen/Innsbruck/Wien 1977, 69 f., hier 69. Die durch Berthold

geschlechter im Villnößtal[105], die natürlich die Ausgabe von Dienstlehen bedingte, setzen auch dortigen Besitz einer gewissen Größe voraus.[106] Hinzu kommen Güter in anderen Orten wie Latzfons[107], Dienstmannen in Völs[108], Albions[109], wo ebenfalls Dienstmannen der Herren von Velturns saßen[110], Brixen[111], Tötschling[112] und, weiter entfernt, in der Brennergegend. Zusammen mit dem bereits behandelten Güterkomplex, zu dem der Besitz im Zillertal gehörte, waren 1242 nämlich auch zwei Höfe in Pflersch und einer in Pontigl an St. Georgenberg veräußert worden.[113] Ihnen allen ist die Lage auf dem Gebiet der seit 1027 brixnerischen Grafschaft Norital gemein.[114]

Interessanter ist unter Berücksichtigung der oben ausgeführten Gedankengänge die Begüterung des Geschlechtes auf dem Territorium der Grafschaft Bozen. Da die Besitzungen der Velturner teilweise im Grenzgebiet der Grafschaften Norital und Bozen lagen, sei ein Blick auf den Grenzverlauf geworfen. Die Grenzen der Grafschaft Bozen wurden anlässlich ihrer Übergabe durch Kaiser Konrad II. an Bischof Ulrich II. von Trient 1027 genau beschrieben.[115] Zur Grafschaft Norital hin verliefen diese entlang des Tinnebachs bei Klausen, dann den Eisack entlang nach Süden bis zur Einmündung des Breibachs bei Blumau.

---

Zingerle von Summersberg ermittelte Lage wird durch Besitz der Velturner in der direkten Umgebung bestätigt. Diese Thematik wird in einer geplanten weiteren Publikation eingehender behandelt werden.

105 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 151–153, 209 f., 340 f., 432 f. Bitschnau erachtet die Zugehörigkeit der Herren von Teis zur ritterlichen Mannschaft der Velturner lediglich als wahrscheinlich. Das passive Lehensverhältnis der Teiser gegenüber den Velturnern, BU I (wie Anm. 47) Nr. 159, belegt diese allerdings eindeutig.

106 Ansatzweise lässt sich dieser auch in den Quellen nachweisen, Die Urkunden der Brixner Hochstiftsarchive 1295–1336, 1. Teil, 2. Lieferung (1317–1336), hg. von Leo Santifaller und Heinrich Appelt, unter Mitwirkung von Bertha Richter-Santifaller, Leipzig 1941, Nr. 395. Zu solchen Dienstlehen der Ministerialen von Ministerialen vgl. Bernd Ulrich Hucker, Welches Adelsgeschlecht saß im Mittelalter auf Ritzenbergen an der Weser? Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Herren von Amedorf und Rommel von Dörverden, in: Heimatkalender für den Landkreis Verden 2009, Verden 2008, 33–44, hier 38.

107 BU I (wie Anm. 47) Nr. 222; Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 177 (Garn).

108 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 228 f., 260 f.

109 A-B II (wie Anm. 102) Nr. 2933.

110 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 228 f.

111 BU I (wie Anm. 47) Nr. 43; TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 686*.

112 BU I (wie Anm. 47) Nr. 221.

113 Zu den Höfen in Pflersch und Pontigl vgl. Hanns Bachmann, Das älteste Urbar der Benediktinerabtei St. Georgenberg zu Fiecht von 1361/70 und das Weinzinsregister von 1420 und 1422 (Österreichische Urbare, Abt. 2: Urbare geistlicher Grundherrschaften 5/4), Innsbruck 1981, 53, 151 und 195.

114 Kaiser Konrad II. hatte die dem Grafen Welf entzogenen Grafschaften im Wipp- und Eisacktal 1027 Bischof Hartwig von Brixen verliehen. MGH DD K II, Nr. 103. Zur geographischen Ausdehnung der Grafschaft Norital vgl. Iginio Rogger, I principati ecclesiastici di Trento e di Bressanone dalle origini alla secolarizzazione del 1236, in: I poteri temporali dei Vescovi in Italia e in Germania nel Medioevo (Annali dell'Istituto storico italo-germanico, quaderno 3), a cura di Carlo Guido Mor e Heinrich Schmidinger, Bologna 1979, 177–223, hier 177 f. Otto Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Südtirol, Innsbruck 1937 (Schlern-Schriften 40) (Nachdruck 1971), 331–338.

115 MGH DD K II, Nr. 102.

Besitz hatten die Velturner in Bozen[116], Atzwang[117] und Barbian[118] sowie Dienstmannen in Villanders[119]. Als ihr Zentrum schlechthin ist der Ritten anzusehen. Hier verfügten sie über zahlreiche Höfe[120], ritterliche Dienstleute[121] und zeitweise alle Eigenleute der Kirche von Trient[122] und fast alle Brixens[123]. Ferner besaßen sie die Burg Stein am Ritten.[124] Mit ihren Schenkungen schufen sie die Basis für den Besitz der Deutschordenskommende Lengmoos.[125] Dort befand sich wiederum ihre Grablege.[126] Aus Lengmoos stammten auch ihre Beichtväter.[127] Einer der wichtigsten, vielleicht sogar der wichtigste Güterkomplex der Herren von Velturns lag also auf dem Gebiet der Grafschaft Bozen.

Daneben bestanden weitere enge und vielfältige Beziehungen der Velturner zum Trienter Raum. An dieser Stelle sei nur auf ihre Lehensleute aus Trient[128] und ihr wiederholtes Auftreten an der Spitze von Trienter Ministerialen verwiesen.[129]

Zusammenfassend betrachtet deuten zumindest Indizien auf eine Verbindung der Herren von Schlitters-Velturns zu den Grafen von Ebersberg-Bozen-Eppan hin. Weiterführende Fragestellungen, beispielsweise dahingehend, ob es sich bei den Velturnern um ein Geschlecht handeln könnte, das gemeinsam mit den Ebersbergern seinen Weg in die Grafschaft Bozen genommen hat, lassen sich derzeit nicht beantworten.

---

116 Die Südtiroler Notariats-Imbreviaturen des dreizehnten Jahrhunderts. Erster Theil mit Benützung der Abschriften Josef Durigs (Acta Tirolensia 2), hg. von Hans v. Voltelini, Innsbruck 1899 (künftig Süd. Not. Imb. 1), Nr. 636.

117 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 459.

118 Codex Wangianus. I cartulari della Chiesa trentina (secoli XIII–XIV), a cura di Emanuele Curzel e Gian Maria Varanini, con la collaborazione di Donatella Frioli, secondo tomo, Bologna 2007 (künftig Codex Wangianus), Nr. 186; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 614.

119 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 207 f. Zur geographischen Ausdehnung des Gerichtes Villanders als nördlichstem Ausläufer der Grafschaft Bozen vgl. Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol (wie Anm. 113) 312.

120 La documentazione dei vescovi di Trento (XI secolo–1218), a cura di Emanuele Curzel e Gian Maria Varanini, Bologna 2011, Nr. 53; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 467, 1159; Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 186; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 614; Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 727; Monumenta Boica, Volumen primum, München 1763 (künftig MB I), Nr. XXXVII; BU I (wie Anm. 47) Nr. 157; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 181; Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CDXIII; Görz. Reg. II (wie Anm. 102) Nr. 774.

121 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 333 f., 397 f.

122 Stolz, Ausbreitung des Deutschtums 3/2 (wie Anm. 102) 15 Nr. 77. Vgl. außerdem ders., Landesbeschreibung von Südtirol (wie Anm. 113) 301; Alessandro Andreatta, L'esercizio del potere nel principato vescovile di Trento tra 1250 e 1273 (sulla base di 149 documenti trascritti e pubblicati), Tesi di laurea, Facoltà di Lettere e Filosofia, Istituto di Storia Medievale e Moderna, Università degli studi di Padova, anno accademico 1980–1981, Nr. 65.

123 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 536.

124 Weingartner, Tiroler Burgen (wie Anm. 55) 101; ders., Bozner Burgen, Innsbruck 1953, 220 hält diese Burg für ein Lehen Trients. Jedoch finden sich keinerlei Hinweise darauf. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 468 sieht in ihr Eigenbesitz, womit er richtig liegen dürfte.

125 Das hatte schon Veronika Fink, Die Deutschordenskommende Lengmoos am Ritten im Mittelalter (Hausarbeit aus Geschichte), Innsbruck 1986, 17, erkannt.

126 Dies geht aus den Verfügungen Wilhelms IV. hervor, der das Grab seines Vaters und seiner Vorfahren explizit erwähnt. Stolz, Ausbreitung des Deutschtums 3/2 (wie Anm. 102) 93 Nr. 15.

127 Das gilt zumindest für Wihelm III. BU I (wie Anm. 47) Nr. 98; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113.

128 Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 53; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 467.

129 So beispielsweise Wilhelm II. 1204, Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 52. Wilhelm II. und sein Sohn 1211, TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 616. Wilhelm III. 1234, TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1008.

**Abb. 1:** Der Pflegerbichl in Feldthurns. Auf ihm befand sich eine der Burgen der Herren von Velturns. Foto Matthias Messner.

**Abb. 2:** Burg Stein am Ritten. Foto Clemens Egger.

Erschwerend mag hier die selbst noch im 12. Jahrhundert sehr schlechte Quellenlage im Trienter Gebiet hinzukommen.[130] Den frühesten Nachweis einer besitzlichen Präsenz bildet zumindest erst die Kampill betreffende Tradition des Adalbert von Schlitters von 1121/1126 an Kloster Tegernsee.[131]

## 4. Die „Wilhelminische Zeit"

Angesichts der bereits erörterten Problematik, dass eine Zuordnung der verschiedenen Velturner namens Wilhelm zwischen 1142 und 1232 zu einer bestimmten Generation oftmals nur sehr schwer möglich ist und immer wieder nur anhand von Indizien versucht werden kann, wie auch aufgrund des vielfachen gemeinsamen Agierens und Auftretens Wilhelms II. und Wilhelms III. erscheint es als sinnvoll, alle drei den Namen Wilhelm tragenden Generationen gemeinsam zu behandeln.

Weil die Betrachtung der hier untersuchten drei Generationen wie auch der Kinder Wilhelms III. im folgenden Kapitel im Zugriff auf die zeitgenössischen Quellen erfolgt und deren Inhalt, wenn dies einer Widerspiegelung damaliger Zustände dienlich ist, möglichst nah am originalen Wortlaut wiedergegeben wird, können einzelne Formulierungen durchaus ein wenig sperrig anmuten. Sich über eine halbe Seite erstreckende Sätze waren in der damaligen Zeit keine Seltenheit.

Wilhelm I. lässt sich fast nur in Zeugenfunktionen nachweisen. In der Zeit zwischen 1142 und ungefähr 1147 bezeugte er die Schenkung eines im Lehensbesitz eines gewissen Wolftrigel befindlichen Hofes in Olang an Neustift durch Bischof Hartmann von Brixen[132] und zwischen 1147 und 1155 eine aus Gütern und Hörigen in Vahrn, Schalders und Troi bei Bozen bestehende Schenkung Reginberts von Säben und seiner Frau Christina an Neustift.[133] Im gleichen Zeitraum und in der gleichen Funktion wird er genannt, als Otto von Aßling durch die Hand Heimos von Reischach ein Gut namens Pirchen an Neustift übergab.[134] Ebenfalls in dieser Zeit testierte er die bereits ausführlich behandelte Heilka-Schenkung[135] sowie die Tradition mehrerer Unfreier durch Reginbert von Säben an das Augustiner-Chorherrenstift.[136]

Ein zwischen 1156 und spätestens 1167 im ministerialischen Umfeld des Grafen Arnold III. von Morit auftretender Wilhelm von Velturns war kein Angehöriger der *nobiles ministeriales*.[137] Nach einer längeren Pause lässt sich Wilhelm I. am

---

[130] Zu dieser Problematik vgl. Gian Maria Varanini, Le fonti per la storia locale in età medievale e moderna: omogeneità e scarti fra il caso trentino ed altri contesti, in: Le vesti del ricordo. Atti del convegno di studi sulla politica e le tecniche di gestione delle fonti per la storia locale in archivi, biblioteche e musei. Trento, Palazzo Geremia, 3–4 dicembre 1996, a cura di Rodolfo Taiani, Trento 1998, 29–46, hier 30–32.

[131] Trad. Teg. (wie Anm. 17) Nr. 169.

[132] Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 13.

[133] Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 26.

[134] Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 28.

[135] Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 38.

[136] Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 47.

[137] TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 250, wobei Franz Huter den Vorgang auf die Zeit 1156 bis 1172 datiert. Allerdings ist Graf Arnold III. bereits 1167 verstorben und hat sich noch vor seinem Tod

27. Jänner 1173 wieder nachweisen, als er, dabei ausdrücklich zu den Ministerialen Brixens gerechnet, die durch den Erzpriester Ulrich von Brixen und Engelram, den Sohn Kadelhochs von Tschötsch vorgenommene Übergabe eines ihnen von Gertrud von Porta-Brixen treuhänderisch überlassenen und zur weiteren Verwendung ihrem Sohn, Burggrafen Albert, unterstellten Gutes in Oberbayern an den Grafen Berthold III. von Andechs, Markgrafen von Istrien, der es dem Stifte Polling auflassen sollte, bezeugte.[138]

Die erste nachweisbare geschäftliche Handlung Wilhelms I. – und damit eines Velturners überhaupt – besteht aus einem Tausch. Dabei überließ Wilhelm I. einen Hof in Brixen Bischof Richer. Was Wilhelm I. im Gegenzug erhielt, ist nicht überliefert. Den eingetauschten Hof übergab der Bischof zwischen 24. Juni 1174 und 22. April 1177 an das Heilig-Kreuz-Spital zu Brixen.[139]

In der gleichen Zeit schenkte der der stadtsässigen Brixner Ministerialität angehörende Konrad Brixner sein auf dem Berge Spiluck bei Vahrn gelegenes Gut an Neustift, unter der Bedingung, es auf Lebenszeit gegen einen jährlichen Zins von zwei Pfennig Augsburger oder einem Friesacher innezuhaben.[140] Bei dem hier als Zeugen hinter Rupert, Amelrich und Friedrich von Reifenstein auftretenden *Willehelmus de Uelturnes* wird es sich um die Erstnennung Wilhelms II. handeln. Nachdem Wilhelm I. zum Zeitpunkt seiner frühesten Erwähnung noch relativ jung gewesen sein muss[141] und er mehrfach neben Udalschalk von Stilfes erscheint[142], dürften beide ungefähr der gleichen Generation angehört haben, wobei Wilhelm I. wohl etwas jünger war.[143] Wenn nun aber Wilhelm von Velturns direkt hinter den Reifensteiner Brüdern, den Söhnen des Rupert von Stilfes, also Udalschalks Neffen steht[144], liegt der Verdacht nahe, es hier mit einem Angehörigen einer jüngeren Generation zu tun zu haben. Dass die Zeugen der Schenkung Konrad Brixners keine Verwandten des Tradenten waren und sich somit die Position aus der Nähe des Verwandtschaftsgrades erklären ließe, belegt die Erwähnung verschiedener Edelfreier wie Alberos von Wangen und Hugos von Taufers, Alberos von Hohenburg, Udalschalks von Iffeldorf und Ulrichs von Antdorf[145], auf die zuerst Ministerialen der Andechser wie Lazarus von Wolfratshausen, Gott-

in das oberbayerische Kloster Indersdorf zurückgezogen. Vgl. Landi, Die Grafen von Eppan (wie Anm. 95) 5–7. Zu diesem Wilhelm vgl. Kapitel 7.

138 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 666.

139 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 686*; dieser Rechtsakt findet in einer 1179/1196 verfassten Urkunde Bischof Heinrichs III. Erwähnung: BU I (wie Anm. 47) Nr. 43.

140 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 109; Max Schrott, Das Liber testamentorum der Augustiner Chorherren Propstei Neustift, in: Cultura atesina. Kultur des Etschlandes 9 (1995) 65–99, hier Nr. 105; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 335; zu Konrad Brixner vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 135.

141 Vgl. Kapitel 2.

142 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 13, 28; TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 666. Hier wird zwar Rupert von Stilfes vor ihm genannt, was aber auf dessen Verwandtschaft mit dem vor ihm erwähnten Udalschalk von Stilfes zurückzuführen ist.

143 Hierzu passt auch die zeitliche Nachweisbarkeit der einzelnen Generationen der Herren von Stilfes-Welsberg-Reifenstein. Vgl. Töchterle, Welsberg (wie Anm. 40) 10.

144 Vgl. Töchterle, Welsberg (wie Anm. 40) 10.

145 Zu Albero von Hohenburg, Udalschalk von Iffeldorf und Ulrich von Antdorf vgl. Franz Tyroller (†), Genealogie des altbayerischen Adels im Hochmittelalter, hg. von Wilhelm Wegener, Göttingen 1962–1969, 294, 296, 347, 349, 368 f.

fried von Andechs[146] oder die Brüder Udalrich und Gebhard von Freundsberg[147] und dann Angehörige der Brixner Ministerialität wie Arnold von Rodank oder die Brüder Burchard und Konrad von Säben folgen. Die Gliederung nach Dienstmannschaftszugehörigkeiten ist unübersehbar. Das Auftreten sowohl andechsischer als auch brixnerischer Ministerialen ist wohl darauf zurückzuführen, dass Konrad Brixner selber bischöflich-brixnerischer wie auch gräflich-andechsischer Dienstmann war, was mit dem Episkopat Ottos von Andechs zusammenhängen dürfte.[148]

1182 wird die enge Bindung der Herren von Velturns an das Hochstift Trient in den Quellen erstmals direkt greifbar. Am 1. Jänner war Bischof Salomon von Trient in Begleitung einiger Domherren und einer Gruppe seiner Vasallen, unter ihnen Wilhelm von Velturns, wahrscheinlich Wilhelm I., im Benediktinerinnenstift Sonnenburg erschienen, um bei Äbtissin Bertha, Dekanissin Lucarda, dem Konvent und den Sonnenburger Vasallen und Ministerialen Erkundigungen über die der bischöflichen Kirche von Trient über Sonnenburg zustehenden umfangreichen Rechte einzuholen.[149]

Irgendwann zwischen 1178 und 1189 fungierte Wilhelm von Velturns für den Ritter Werinher von Albeins als Zeuge, als dieser der Kirche von Brixen einen Unfreien schenkte.[150] Da Werinher schon 1142/1147 gemeinsam mit Wilhelm I. erwähnt wurde[151], liegt der Schluss nahe, dass es sich um Wilhelm I. handelt. Es war wohl auch Wilhelm I., der mit Neustift Streitigkeiten um einen durch Stephan von Weitental geschenkten Hof auszutragen hatte. Es erfolgte eine Einigung dahingehend, dass Wilhelm auf alle seine Ansprüche, die er auf diesen Hof hatte, verzichtete. Im Gegenzug erhielt er vom Neustifter Propst und dem Konvent vier Fuhren Wein.[152]

Am 3. März 1185 gehörte Wilhelm von Velturns – ob Wilhelm I. oder Wilhelm II. lässt sich nicht entscheiden – anlässlich eines Ministerialentausches der Bischöfe von Brixen und Trient zu den Zeugen[153], was offenbar in seiner Eigenschaft als Brixner

---

146 Lazarus von Wolfratshausen und Gottfried von Andechs erscheinen als andechsische Dienstmannen bei Oefele, Grafen von Andechs (wie Anm. 20) Regesten Nr. 156, 175, 196, 198, 201, 205, 210, 213, 221, 223, 254, 261, 263.

147 Zu diesen vgl. Fornwagner, Geschichte der Herren von Freundsberg (wie Anm. 27) 54.

148 Zu Konrad Brixner vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 135.

149 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 783. Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 23 (dort datiert auf den 1. Jänner 1180); Regest in TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 395 (dort ebenfalls auf 1181 datiert); Franz Anton Sinnacher, Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol, II. Bd., Brixen 1822, 268–271; zu diesen Rechten vgl. auch Josef Weingartner, Sonnenburg, in: Der Schlern 4 (1923) 41–50, besonders 42. Dass das im Pustertal und somit deutlich außerhalb der Diözese Trient gelegene, 1039 gegründete Frauenstift dennoch der Vogtei des Bischofs von Trient unterstand, ist auf den Willen seines Gründers Volkhold zurückzuführen. Dieser hatte seinen Verwandten und engen Freund Bischof Ulrich II. von Trient (1022–1055) zum Stiftsvogt ernannt. TUB II/1, Nr. 201c; vgl. außerdem Walter Landi, Die Stifterfamilie von Sonnenburg. Untersuchungen zur Genealogie der Grafen von Pustertal in ottonischer und frühsalischer Zeit und zu ihren Nachkommen in Bayern, Kärnten und Friaul, in: Zwischen Schriftquellen und Mauerwerk. Festschrift für Martin Bitschnau (Nearchos 20), hg. von Harald Stadler, Innsbruck 2012, 141–275, hier 272–276.

150 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 518.

151 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 13.

152 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 130; Schrott, Liber testamentorum (wie Anm. 139) Nr. 127; Regest in TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 373, dort datiert auf 1178 bis 1196.

153 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 806; Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 34; Regest in TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 422.

Ministeriale geschah, da er inmitten von Angehörigen der Brixner Dienstmannschaft aufgeführt wird.

Am 18. April 1189 belehnte der Erwählte Konrad von Trient Adelheid, die Tochter des verstorbenen Gottschalk von Kastelruth, ihren Sohn Heinrich sowie ihren Mann Otto, Sohn des verstorbenen Herkembert von Weineck, mit der Burghut von Liechtenstein.[154] Der hier testierende Wilhelm von Velturns dürfte seiner Stellung nach zu urteilen Wilhelm II. gewesen sein. Zwischen 1190 und 1200 wurde Wilhelm, wohl Wilhelm II., zweimal explizit zu den Ministerialen des Grafen Albert III. von Tirol gerechnet.[155]

1191 werden die Verbindungen zum Trienter Raum wieder sichtbar. Am 5. Juni belehnte Wilhelm, wohl Wilhelm I., Riprandin und dessen Neffen (oder Enkel? *nepotem*) Bertramin von Trient mit dem auf dem Ritten gelegenen Hofe *çe Rammetspol*, also dem Rappersbühlhof in Wolfsgruben, und den diesen bebauenden Eigenleuten, Genanna und ihren Kindern sowie zusätzlich zehn Kühen. Außerdem erhielten Riprandin und Bertramin noch Friedrich, den Ehemann der Genanna, den zuvor Heinrich Schwarz von Bozen gegen eine von Riprandin und Bertramin zu erbringende Zahlung von sechs Pfund Berner weniger vier Solidi dem Velturner aufgesagt hatte.[156]

Eine aus der Zeit Bischof Eberhards von Brixen (1196–1200) stammende Aufzeichnung über als Lehen ausgegebene bischöfliche Güter erwähnt, dass sich nahezu alle Manzipien der Kirche von Brixen auf dem Ritten in der Hand Wilhelms von Velturns befanden.[157]

Als am 5. April 1202 Bischof Konrad von Trient und sein gleichnamiger Brixner Amtsbruder ein am 4. März durch Unterhändler getroffenes, die Einwohner Bozens einerseits und die jenseits des Wibe- und Isilwaldes lebenden Bewohner des Bistums Brixen andererseits betreffendes und für die Zollstätten von Klausen und Bozen geltendes Abkommen über Zollvergünstigungen bestätigten, geschah dies in Anwesenheit Wilhelms II. von Velturns, der hier wieder zu den Brixner Ministerialen gerechnet wird.[158]

Wilhelm III. fand im März oder April 1202 seine erste Erwähnung, als er gemeinsam mit seinem Vater eine durch den Grafen Egno von Ulten und dessen Neffen vorgenommene Schenkung von Ministerialen an die Kirche von Brixen bezeugte.[159]

Als sich am 1. Juli 1204 der Trienter Bischof Konrad nach Sonnenburg begab und sich nach dem Tode der dortigen Äbtissin in die Rechte seiner Kirche über dieses Kloster einweisen ließ, erschien Wilhelm II. an der Spitze der Trienter Ministerialen, direkt hinter den Grafen und Edelfreien.[160] Ungefähr in dieser Zeit schenkte Mark-

---

154 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 150.

155 TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 454, 455.

156 Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 53; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 467; zum Rappersbühlhof vgl. Ferdinand Rottensteiner, Das Gericht zum Stein auf dem Ritten im Mittelalter, Dissertation, Innsbruck 1969, 40.

157 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 536.

158 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 185; Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 99; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 542.

159 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 537; Regest in TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 541.

160 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 52; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 553, wobei Franz Huter den Vorgang irrtümlicherweise auf den 1. Juni datiert.

graf Heinrich von Istrien unter der Zeugenschaft Wilhelms II. und Wilhelms III. einige Ministerialen an Brixen.[161]

Knappe drei Jahre später, am 13. Juni 1207, trat Wilhelm III. erstmals selbstständig handelnd auf. Als – wie aus den Mitzeugen hervorgeht – Angehöriger der Dienstmannschaft des Erzbischofs Eberhard von Salzburg bezeugte er dessen mehrere Orte umfassende Schenkung an das Stift St. Peter.[162] Das dienstrechtliche Verhältnis zu Salzburg dürfte, wie bereits erwähnt, mit der Präsenz der Velturner im Zillertal zusammenhängen. Zugleich war Wilhelm für den Erzbischof vermutlich ohnehin kein Unbekannter, denn Eberhard hatte vor seiner 1200 erfolgten Wahl zum Erzbischof von Salzburg seit 1196 den Brixner Bischofsstuhl innegehabt.[163]

Ungefähr zur gleichen Zeit stießen die Velturner ihren Besitz im Achental ab. Wilhelm II., seine Frau und seine Kinder übergaben zwei dortige Schwaighöfe an Abt Ulrich und den Konvent des Klosters St. Georgenberg. Dafür erhielten sie drei in Villnöß, *Coste* und Pfalzen gelegene Güter sowie 20 Mark. Zustande gekommen war dieser Tausch durch die Vermittlung des Bischofs Konrad von Brixen.[164] Der beachtliche Preis, den St. Georgenberg zu zahlen bereit war, und die Vermittlungstätigkeit des Brixner Oberhirten verweisen auf ein gespanntes Verhältnis zwischen der Benediktinerabtei und den Velturnern, die offenbar erst nach längerem Widerstand zur Veräußerung ihres Achentaler Besitzes bereit waren. Im Zusammenhang mit diesen Vorgängen ist auch die sogenannte Schlitterer Schenkung entstanden. Nach dieser auf Prior Eberhard zurückgehenden Gelegenheitsfälschung hätten die Edelfreien von Schlitters ihren gesamten Besitz im Achental an St. Georgenberg übergeben. Mit Hilfe eines somit erfundenen angeblich schon lange bestehenden Rechtszustandes sollten die Velturner zur Aufgabe ihres Besitzes im Achental genötigt, zugleich aber auch die dortigen Eigentumsverhältnisse im Sinne St. Georgenbergs in grundsätzlicher Weise untermauert werden.[165]

Ungefähr 1211 schenkte Graf Albert III. von Tirol Burg Summersberg mit Zubehör und einigen Dienstleuten an Brixen, wobei er sich diesen Vorgang durch seine Frau und seine Schwester in Anwesenheit deren Mannes, des Grafen Meinhard, bestätigen ließ. Unter den Zeugen befanden sich Wilhelm II. und Wilhelm III.[166]

Am 9. Jänner 1211 übergab Bischof Friedrich von Trient dem Hospital der Heiligen Jungfrau Maria und Johannes' des Täufers auf dem Berge Ritten bei Lengmoos die Pfarre Ritten mit allen damit verbundenen Einkünften. Diesem Schritt schlossen sich Wilhelm II. und sein gleichnamiger Sohn an. Sie stifteten durch die Hand des Grafen Albert III. von Tirol zu Ehren Gottes, zu ihrem Seelenheil und zur Reinigung von ihren Sünden, im Wissen um die Vergangenheit und die Ewigkeit und im Glauben, dass es in der Hölle weder Trost noch eine Rettung der Seele gäbe, dem Herrn Friedrich, durch die Gnade Gottes Bischof von Trient, als dem Vertreter des Hospitals für

---

161 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 538.
162 SUB III (wie Anm. 60) Nr. 603.
163 Vgl. Anselm Sparber, Die Brixner Fürstbischöfe im Mittelalter, Bozen 1968, 73.
164 Pockstaller, Chronik der Benediktiner-Abtei (wie Anm. 54) Nr. 18.
165 Vgl. TUB II/2 (wie Anm. 14) 11.
166 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 539; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 612.

selbiges, die dortigen Brüder und die Kongregation einen Hof in Perinberg[167], einen durch Wernard bewirtschafteten in Buchbach[168], einen in Finsterbach[169], den Dietrich Swekenarius bearbeitete, mit dem Wald, bewirtschaftetem und brachliegendem Land, dem Schwemmland, Pertinenzen, dem Weidegrund und sonstigen Vermögenswerten sowie den an der Straße gelegenen Höfen, soweit diese zu Finsterbach gehörten, einen von Urso bebauten und vom Bischof von Brixen zu Lehen gehenden Hof in Barbian, einen jährlichen 40 Schott[170] Käse betragenden Zins vom Berge Favazet[171] sowie einen Hof im Wipptal. Wilhelm II. und sein Sohn versprachen, sie und ihre Erben besäßen keine Ansprüche mehr auf diese Güter. Zugleich verpflichteten sie sich, den dem Hospital übertragenen Besitz zu sichern, zu bestätigen und die Brüder überdies in allem, was das Recht fordere, zu verteidigen. Falls der Bischof der Schenkung des Hofes in Barbian nicht zustimmen sollte, wollten sie dem Hospital anstelle dessen einen gleichwertigen Hof aus ihrem Allod übergeben. Diejenigen Anteile der geschenkten Güter, bei denen es sich um tirolische Lehen handelte, übertrug der Graf dem Hospital.[172] Mit ihrer Schenkung hatten die Herren von Velturns den Grundstein für die spätere Besitzansammlung des Deutschordenshauses Lengmoos gelegt.[173]

Als am 18. März des gleichen Jahres im Kloster Au bei Bozen zwei Delegierte des Papstes ein in einem Schuldprozess zwischen Bischof Friedrich von Trient und einem Veroneser Bürger gefälltes Urteil wieder aufhoben, testierten Wilhelm II. und Wilhelm III. an der Spitze der Trienter Ministerialen.[174]

Vier Jahre nach der umfangreichen Schenkung der Velturner an Lengmoos trat am 15. April 1215 in Rittenfuß (bei Kollmann) eine öffentliche Versammlung zusammen. Auf dieser befragte Bischof Konrad von Brixen auf Bitten des Trienter Oberhirten Friedrich den zusammen mit seinem Sohn Wilhelm III. erschienenen *Wilealmus nobilis milex* (sic!) *de Valturnes ministeralis ecclesie Prixinensis*, welches Recht er auf das auf dem Gipfel des Berges Ritten gelegene Hospital, das erst kürzlich an einem *Zukemantel* genannten Ort errichtet worden sei, hätte und beanspruche. Wilhelm II. erklärte daraufhin, weder er noch seine Erben hätten einen Anspruch auf das Hospi-

---

167 Der heutige Wunderegghof in Klobenstein. Vgl. Josef Tarneller, Eisacktaler Höfenamen von Deutschnofen über das Schlerngebiet, Gröden und Villnöss bis Theis sowie von Feldthurns bis Wangen, hg. von Edmund Dellago, St. Ulrich in Gröden, 1984.

168 Der Rösslerhof in Klobenstein, vgl. Rottensteiner, Das Gericht zum Stein auf dem Ritten (wie Anm. 155) 41.

169 Der Finsterbacherhof in Mittelberg. Vgl. Tarneller/Dellago, Eisacktaler Höfenamen (wie Anm. 166) Nr. 3018.

170 In Urkunden findet dieser Begriff öfters als Quantitätsbezeichnung für Käse Verwendung. Seine Bedeutung ist allerdings nicht bekannt. Vielleicht bezeichnet ein Schott einen Laib. Vgl. Wilhelm Rottleuthner, Die alten Localmaße und Gewichte nebst den Aichungsvorschriften bis zur Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems und der Staatsaichämter in Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1883, 99.

171 Ein Berg in Barbian. Vgl. Rottensteiner, Das Gericht zum Stein auf dem Ritten (wie Anm. 155) 78.

172 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 186; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 614; zu dieser Schenkung vgl. auch Karl-Horst Praxmarer, Der Deutsche Orden in Tirol bis 1430, Dissertation, Wien 1972, 46; Fink, Deutschordenskommende (wie Anm. 124) 6–8; Rottensteiner, Das Gericht zum Stein auf dem Ritten (wie Anm. 155) 40 f.

173 Vgl. Fink, Deutschordenskommende (wie Anm. 124) 17.

174 TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 616.

tal und wollten auch keinen darauf erheben. Falls dennoch ein solcher bestünde, so verzichte er für sich und seine Erben darauf. Am folgenden Tag, dem Gründonnerstag, gab Wilhelm II. in Brixen vor den Bischöfen von Brixen und Trient eine erneute Verzichtserklärung ab. Wie groß die diesen Vorgängen beigemessene Bedeutung war, belegt nicht nur die Anwesenheit beider Bischöfe; unter den Zeugen waren mehrere Brixner Domherren, die Pröpste von Neustift und St. Maria in der Au, der Graf von Tirol, die Edelfreien Albero und Berthold von Wangen, Hugo von Taufers und einige Trienter und Brixner Ministerialen.[175] Die gleich zweifache Wiederholung der bereits 1211 abgegebenen Zusage, noch dazu vor derart wichtigen Personen, mutet sonderbar an. Sie ist kaum anders als aus einer gehörigen Portion Misstrauen gegenüber Wilhelm II. heraus zu erklären. Offenbar hatte die Sorge bestanden, der Velturner hätte sich die Lengmoos geschenkten Güter wieder zurückholen können.

Zwischen 1217 und 1219 verzichteten Otto Schwarz, dessen Bruder Heinrich sowie Eberhard von Säben gegenüber Bischof Berthold auf ihr Lehensanrecht an einem Zensualen zugunsten des Brixner Domkapitels.[176] Dabei fungierten zusammen mit anderen führenden Brixner Ministerialen und an hervorgehobener Position, gleich hinter den Rodankern, Wilhelm II. und Wilhelm III. als Zeugen.[177] Wilhelm II. testierte im Zeitraum zwischen 1218 und 1221 noch mehrfach für Bischof Berthold[178], bisweilen auch zusammen mit seinem Sohn[179] und dieser alleine ebenso.[180]

Am 23. August 1225 trat in Anwesenheit einer großen Anzahl Brixner Ministerialen, unter ihnen Wilhelm von Velturns, wohl Wilhelm III., der gleich an dritter Stelle, hinter den Brüdern Friedrich und Arnold von Rodank genannt wird, der Edelfreie Hugo IV. von Taufers in ein ministerialenähnliches Verhältnis zum Hochstift Brixen ein. Er sollte künftig über sämtliche einem Ministerialen zustehenden Rechte verfügen, zugleich aber nicht alle einem solchen obliegenden Pflichten erfüllen müssen. Dafür wurde er mit zahlreichen Gütern belehnt.[181] Die Hintergründe dieses Aktes sind in der zunehmenden Bedrohung des Hochstiftes durch den Grafen von Tirol zu suchen. Der damalige Brixner Bischof Heinrich, selber ein Tauferer, auf dessen Betreiben der Schritt auch zustande gekommen war, wollte seinen Vetter als zusätzliche Stütze gewinnen.[182]

---

175 Curzel/Varanini, Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 116; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 678.

176 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 542.

177 Dass dieser Vorgang für die bischöfliche Dienstmannschaft von Bedeutung gewesen sein muss, belegt die Zeugenschaft auffällig vieler hochstehender Ministerialen. Zu diesem Rechtsakt vgl. auch Giuseppe Albertoni, Vescovi e feudi senza vassalli? Il caso dei vescovi di Bressanone tra X e XIII secolo, in: Das Lehnswesen im Alpenraum. Vassalli e feudi nelle Alpi, hg. von Giuseppe Albertoni / Jürgen Dendorfer (Geschichte und Region / Storia e regione 22), Innsbruck/Wien/Bozen 2014, 25–49, hier 46.

178 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 543, 544; BU I (wie Anm. 47) Nr. 64 (gleich nach Geistlichen und Edelfreien), 65; BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 596; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 726 (gleich nach Geistlichen und Edelfreien), 727, 740, 780; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 15 (hier an der Spitze der Brixner Ministerialen, zugleich Spitzenzeuge).

179 BU I (wie Anm. 47) Nr. 63; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 725.

180 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 547; BU I (wie Anm. 47) Nr. 58; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 703. Hier direkt an der Spitze der Brixner Ministerialen, gleich hinter Geistlichen und dem Edelfreien Hugo von Taufers.

181 BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 598 (3).

182 Vgl. Erika Kustatscher, Die Herren von Taufers, Dissertation, Innsbruck 1987, 79–83.

Am 19. Jänner 1227 bezeugte unter den Geistlichen *Arnoldus filius domini Wilhelmi de Velturns* eine Beurkundung Bischof Heinrichs von Brixen.[183] Es handelte sich bei ihm um den Brixner Domherrn Arnold, der aus Altersgründen nur ein Sohn Wilhelms II. gewesen sein kann.[184]

Am 2. und 3. März schlossen der Erwählte Heinrich von Brixen und Graf Albert III. von Tirol einen Vertrag über die gleiche Aufteilung der Nachkommen aus Ehen zwischen brixnerischen und tirolischen Ministerialen. Unter 28 namentlich genannten Zeugen testierte an vierter Stelle Wilhelm III. von Velturns.[185]

Ungefähr 1228 verkaufte der Brixner Ministeriale Wilhelm von Natz vor seinem Aufbruch ins Heilige Land ein am Berg Meransen gelegenes kleines Gut und eine Wiese durch seine Mutter Hildburg für 105 Pfund Berner an Neustift. Sein weltlicher Spitzenzeuge war Wilhelm von Velturns[186], ebenso wie in der anschließenden Bestätigung dieses Schrittes durch Bischof Heinrich von Brixen.[187] Ob es sich bei dem Velturner um Wilhelm II. oder Wilhelm III. handelt, lässt sich nicht feststellen. In der Zeit um 1228 erscheint *Arnoldus de Velturns canonicus Brixinensis* noch einige Male als Zeuge.[188]

An Weihnachten 1229 trat ein dreijähriger Landfrieden in Kraft. Dessen Geltungsbereich umfasste das Gebiet von der Grenze des Bistums Trient nach Norden bis zur Burg Neuenburg unweit der Lienzer Klause im Pustertal und bis zum See von Mittewald, also dem Brennersee. Verkündet wurde der Frieden durch Bischof Heinrich von Brixen mit Zustimmung und Rat des Domkapitels, des Grafen Albert von Tirol in seiner Funktion als Vogt der Kirche von Brixen und der Hochstiftsministerialen. Bischof und Graf versprachen, die Maßnahmen, die Dompropst Winther, Dekan Heinrich, der Graf von Tirol sowie Hugo von Taufers, Friedrich von Schöneck, Arnold von Rodank, Wilhelm III. von Velturns, Hartwig von Kastelruth und Werner von Schenkenberg zur Durchsetzung des Landfriedens beschließen und anordnen, anzuerkennen, einzuhalten und zu fördern. Ferner versichern sie sich gegenseitig, vom Zeitpunkt des Vertragsabschlusses bis zum Inkrafttreten des Landfriedens an Weihnachten ohne Wissen des anderen und der Genannten keine Bündnisse einzugehen.

---

183 BU I (wie Anm. 47) Nr. 69.

184 Zu ihm vgl. auch Leo Santifaller, Das Brixner Domkapitel im Mittelalter (Schlern-Schriften 7), Innsbruck o. J., 494 f., der Kögl, Fünf genealogische Tafeln (wie Anm. 2) Tafel I, folgt und daher als Arnolds Mutter irrtümlicherweise eine Adelheid nennt.

185 BU I (wie Anm. 47) Nr. 70; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 886. Dass es sich hierbei um Wilhelm III. handeln muss, ergibt sich aus seiner Stellung hinter Arnold von Rodank, der mit Agnes, der Tochter Wihelms II., verheiratet war. Vgl. unten und Töchterle, Die Herren von Rodank und Schöneck (wie Anm. 38) 23 und 27. Wäre der hier auftretende Velturner der Schwiegervater Arnolds, stünde er wohl vor diesem, so wie dies 1232 der Fall ist. BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 600 (5.); Oefele, Grafen von Andechs (wie Anm. 20) Nr. 587a.

186 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 168.

187 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 24; Regest in TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 896.

188 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 169; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 845; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 26. Zu Arnold vgl. außerdem Santifaller, Das Brixner Domkapitel (wie Anm. 183) 494 f.

Folgende Festlegungen wurden getroffen:

- Jeder soll sein Eigentum und seine Lehen, die er rechtmäßig besitzt, auch nach diesem Frieden haben. Eine Anfechtung ist nur vor einem Richter zulässig. Wer diese Vorgabe nicht befolgt, gilt als Friedensstörer.
- Wer jemanden tötet, sich dann nicht rechtmäßig verteidigt und die Tat nicht rechtfertigen kann, soll enthauptet werden.
- Demjenigen, der jemanden verletzt und die Tat nicht rechtfertigen kann, soll eine Hand abgeschlagen werden.
- Das Vermögen derjenigen, die wegen derartiger Taten vor Gericht gerufen werden, aber dort nicht erscheinen, soll durch den Richter eingezogen werden, damit dem Geschädigten Schadenersatz gewährt werden kann.
- Der Übeltäter selber soll durch alle, die den Frieden beschworen haben, verfolgt werden und im Falle seiner Festnahme vor Gericht gestellt werden.
- Händler und Reisende sollen öffentliche Straßen in Frieden und Sicherheit nutzen können. Wer sie ohne richterliche Genehmigung beleidigt, beraubt oder etwas von ihnen verpfändet, ist ein Friedensstörer und soll als Straßenräuber bestraft werden.
- Jeder soll sein Eigentum und Lehen, alle seine Güter und seine Ehre unangefochten besitzen. Wer hierin unrechtmäßigerweise durch jemanden gestört wird, soll vor einem Richter klagen. Leistet der Beschuldigte nach Aufforderung durch den Richter dem Geschädigten nicht innerhalb von 15 Tagen Genugtuung, gilt er als Friedensstörer.
- Wer mit jemand anderem in Streit liegt, darf ihn in keiner Weise beleidigen, schädigen oder gefangen nehmen, ohne zuvor den Richter befragt zu haben. Wer das dennoch tut, ist ein Friedensstörer.
- Nach diesem Abkommen darf innerhalb des genannten Zeitraumes kein Ritter, kein Dienstmann und auch sonst niemand ein Messer, einen zugespitzten Schild oder eine Lanze tragen. Wer dieses in Kenntnis des Friedens dennoch tut, soll fünf Pfund Berner zahlen.
- Derjenige, der mit einem versteckten zugespitzten Messer ergriffen wird, verliert eine Hand.
- Jeder, egal ob Fremder oder Einheimischer, der sich innerhalb der Mauern der Stadt Brixen bewegt, soll Schwerter, Messer oder andere Waffen in seiner Herberge lassen. Wer dieses trotz Erinnerung durch den Wirt nicht tut, hat dem Richter fünf Pfund zu zahlen. Hat der Wirt besagte Ermahnung unterlassen, muss er selber dem Richter fünf Pfund Berner bezahlen.
- Wer in der Nacht in Brixen bewaffnet aufgegriffen wird oder etwas gewaltsam raubt, ist ein Friedensstörer.
- Wer jemand anderem Haare ausreißt (*depilaverit*), jemanden schlägt, verprügelt oder auf andere Weise, aber ohne Blutvergießen, verletzt, muss dem Richter 10 Pfund zahlen.
- Jeder Richter hat in seinem Distrikt die genannten Geldstrafen einzutreiben.
- Jeder, der den Frieden beschworen hat, soll, wenn er jemandem mit Gewalt etwas raubt, das Doppelte zurückgeben und dem Richter die Menge, die er genommen hat, entrichten. Der Geschädigte soll sich an das Gericht und den Richter wenden und auf keine andere Weise gegen die Täter vorgehen.

- Jeder Mann, der Waffen tragen kann, soll den Frieden beschwören.
- Männer wie Frauen haben den Frieden zu halten.
- Nachdem der Bischof unter seinem Siegel diesen Friedensvertrag, an welchem Ort auch immer, bekanntgemacht hat, soll der Frieden innerhalb von drei Tagen in Kraft treten.
- Jeder Ritter, der über Einkünfte in Höhe von 15 Mark oder mehr verfügt, soll bis zum nächsten Dreikönigstag über ein gerüstetes Streitross verfügen. Wer diese Verpflichtung missachtet, hat dem Richter 100 Pfund zu zahlen und steht außerhalb des Friedens.
- Jeder Dienstmann, der 15 Mark an Einkünften und ein eigenes Haus hat, soll bis zum genannten Termin ein gerüstetes Streitross haben. Befolgt er diese Anweisung nicht, gelten für ihn die gleichen Strafen.
- Jeder Ritter oder Dienstmann, der sein Pferd verkauft hat, muss dieses bis zum 15ten Tag ersetzt haben.
- Der Frieden wurde beschlossen, beschworen und bestätigt, damit alle Menschen, Reiche und Arme, Geistliche und Weltliche, Junge und Alte ihren Frieden haben. Wer den Frieden verletzt, ist eidbrüchig und muss deswegen exkommuniziert und durch denjenigen Richter, in dessen Zuständigkeitsbereich er sich aufhält, geächtet werden. Der Bischof und der Graf in seiner Funktion als Vogt und alle müssen ihn verfolgen. Wer ihn unterstützt oder ihm Zuflucht gewährt, ist gleichsam als Friedensbrecher zu betrachten und auf gleiche Weise zu bestrafen. Was die obengenannten acht Männer zugleich mit dem Bischof und dem Grafen bisher Gutes und Nützliches erdacht haben und dem Frieden dienen soll, ist von allen einzuhalten.[189]

Am 5. Jänner 1231 verkaufte Graf Ulrich von Ulten seine Ministerialen, nichtadeligen Dienstleute sowie Lehen und Eigengüter an Bischof Gerhard von Trient. Unter den Vasallen, die eppanisches Allod zu Lehen trugen, befand sich auch Wilhelm von Velturns mit einem Gut zu Kaltern.[190]

Im Laufe des gleichen Jahres sollte Wilhelm II. als Mitglied eines Schiedsgerichtes, dem neben ihm noch Propst Winther, Dekan Heinrich, Hugo von Taufers, Friedrich von Schöneck, Arnold von Rodank, Werner von Schenkenberg und Wilhelm von Aichach angehörten, in Prozesse einer erheblichen Tragweite eingebunden sein. Nach Entscheidung der genannten Personen wird in Ravenna auf Bitte und Befehl Kaiser Friedrichs II. Herzog Otto von Andechs-Meranien von Bischof Heinrich von Brixen mit der St. Michaelsburg, der Grafschaft im Pustertal und allen dazugehörigen Lehen, den Burgen Matrei und Vellenberg inklusive aller Pertinenzen und denjenigen Besitzungen, die Ottos Vater und Bruder im Inn- und Pustertal besessen haben sowie der Grafschaft im Unterinntal belehnt.[191] Eine erneute Belehnung Ottos von Andechs-

[189] BU I (wie Anm. 47) Nr. 74; Regest in TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 905. Der hier genannte Wilhelm wird aufgrund seiner Stellung hinter Arnold von Rodank Wilhelm III. sein. Vgl. Anm. 184.
[190] TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 946 und 946a. Vgl. auch Kapitel 3.
[191] Oefele, Grafen von Andechs (wie Anm. 20) Regest Nr. 587a; explizite Aufzählung der Lehen in der den Text der wiederholten Belehnung anführenden Urkunde BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 600 (5).

Meranien mit den besagten Gütern erfolgte 1232. Dabei versprach der Herzog dem Bischof und der Kirche von Brixen die Treue zu halten und außerdem bis zum nächsten Pfingstfest den Markt Innsbruck und das Dorf Amras mit allem Zubehör zu übergeben. Sollte ihm dieses durch ein Hindernis nicht möglich sein, verpflichtete er sich zu einer Zahlung von 250 Mark Silber an die Kirche von Brixen, wofür sich einige seiner Ministerialen verbürgten. Überdies versicherte Otto, sich gegebenenfalls bis zur Zahlung der Summe nach Brixen zu begeben und die Stadt nicht wieder zu verlassen. Sollte es weder zur Übergabe Innsbrucks noch zur Zahlung kommen, bedeute dies den Heimfall der Lehen an Brixen. Außerdem sicherte der Herzog zu, seine Brixner Lehen niemals zu veräußern. Was die Vogtei über Brixen, die der Graf von Tirol innehatte, anbelangt, einigten sich Bischof und Herzog dahingehend, dass die Entscheidung hierüber, die die genannten Schiedsrichter fällen würden, gültig sei und durch den Bischof, den Herzog und den Grafen anerkannt würde.[192]

Da Wilhelm II. hier gemeinsam mit seinem Schwiegersohn Arnold von Rodank[193] in bedeutsame politische Vorgänge eingebunden war, verdient die Angelegenheit eine nähere Betrachtung.

Am Nachmittag des 21. Juni 1208 hatte in der Bamberger Königs- und Bischofspfalz Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Bayern, den deutschen König Philipp von Schwaben mit dem Schwert erschlagen. In das Komplott, dem vielfältige persönliche und politische Motive zugrunde lagen, waren auch Herzog Heinrich von Andechs-Meranien und dessen Bruder, Bischof Ekbert von Bamberg, eingebunden.[194] Philipps an diesen Vorgängen unbeteiligter Gegenspieler und Nachfolger, Kaiser Otto IV., ließ die am Königsmord Beteiligten wie auch deren ritterliche Helfer nach ihrer Verurteilung durch Reichsfürsten und Reichsministerialen allenthalben erbarmungslos verfolgen. Ihre Lehen und Besitzungen wurden eingezogen. Während Otto von Wittelsbach durch den Reichsmarschall Heinrich von Kalden getötet wurde, waren die Andechser Ekbert und Heinrich zu ihrer Schwester, Königin Gertrud von Ungarn, geflohen, wodurch sie dem Tode entgingen.[195]

Diese Ereignisse hatten den Abstieg des im 12. und 13. Jahrhundert mit Abstand mächtigsten und am weitesten ausgreifenden Adelsgeschlechtes Bayerns eingeleitet.[196] Selbst die Besitzungen des am Attentat unbeteiligten Bruders der beiden Andechser

---

192 BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 600 (5); Regest TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 964.

193 Vgl. unten und Töchterle, Die Herren von Rodank und Schöneck (wie Anm. 38) 23 und 27.

194 Vgl. Bernd Ulrich Hucker, Otto IV. Der wiederentdeckte Kaiser, Frankfurt am Main und Leipzig 2003, 143–159; ders., Der Bamberger Königsmord-Privatrache oder Staatsstreich?, in: Die Andechs-Meranier in Franken. Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter, Mainz 1998, 111–127; ders., Der Bamberger Königsmord, in: Rainer Lewandowski, Der Königsmord zu Bamberg. Mit einem Beitrag von Bernd Ulrich Hucker, Bamberg 1998, 6–25. Die seit Eduard Winkelmann vorherrschende Ansicht, die Andechser seien am Bamberger Königsmord unbeteiligt gewesen, muss seit den Forschungen Bernd Ulrich Huckers als fraglich angesehen werden.

195 Vgl. Hucker, Otto IV. (wie Anm. 193) 164–168. Es existierten eigene Listen mit den zu verfolgenden Personen, die auch die Namen zahlreicher Betroffener überliefern. Zu diesen vgl. Bernd Ulrich Hucker, Kaiser Otto IV. (MGH-Schriften 34), Hannover 1990, 109 f. und 676–687. Zu Königin Gertrud von Ungarn vgl. Karl Bosl, Europäischer Adel im 12./13. Jahrhundert. Die internationalen Verflechtungen des bayerischen Hochadelsgeschlechtes der Andechs-Meranier, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 30 (1967) 20–52, hier 28 und 37.

196 Vgl. Bosl, Andechs-Meranier (wie Anm. 194) 20 und 37.

Ekbert und Heinrich, Ottos VII., waren durch Herzog Ludwig I. von Bayern besetzt worden, weshalb Otto VII. gezielt die Nähe zum Kaisertum suchte.[197]

Die Brixner Lehen Heinrichs von Andechs sowie die Vogtei, die nach dem Fürstenspruch heimgefallen waren, hatte Bischof Konrad im Jahre 1210 oder etwas später nach dem entsprechenden Beschluss der Domherren und Ministerialen dem Grafen Albert III. von Tirol verliehen.[198] Durch diesen auch auf Druck Kaiser Ottos IV. erfolgten Schritt war Albert III. endgültig die Vormachtstellung im Land im Gebirge zugefallen.[199] Heinrich und Ekbert hatten nach einer Weile eine Aussöhnung mit dem Kaisertum erreicht, so dass Ekbert im Mai 1212 sogar im Umfeld Kaiser Ottos IV. erschien. Es gelang selbst der teilweise Rückgewinn einiger Besitzungen.[200] Heinrich von Andechs war 1228 verstorben. Sein Bruder Otto trat das Erbe an.[201] Ob das Schiedsgericht tatsächlich, wie vereinbart, erneut zusammentrat und, sollte dies der Fall gewesen sein, zu welcher Entscheidung es kam, lässt sich nicht sagen. Im April 1240 bezeichnete sich Graf Albert III. von Tirol einmal als Vogt der Kirche von Brixen.[202] Endgültig geregelt wurde die Frage der Hochstiftsvogtei erst 1241.[203] Jedenfalls stellt die Aktivität als Schiedsrichter die letzte nachweisbare Handlung Wilhelms II. dar.

Neben seinen Söhnen, Wilhelm III. und dem Brixner Domherrn Arnold, lassen sich auch noch zwei Töchter ermitteln, Mathilde und Agnes. Erstere war mit Ekkehard von Garnstein verheiratet. Zwischen 1234 und 1239 schenkte Mathilde, die Gemahlin Ekkehards Garro, durch ihre Söhne Reimbert und Ekkehard einen Hof in Albeins an Neustift.[204] Da Wilhelm, aller Wahrscheinlichkeit nach Wilhelm III., als ihr Spitzenzeuge auftrat und Wilhelms III. Mutter, die Tochter des Amelrich von Reifenstein, ebenfalls den Namen Mathilde getragen hat[205], ist anzunehmen, dass es sich bei Wilhelm III. von Velturns und Mathilde von Garnstein um Geschwister gehandelt hat. Bestätigt wird diese Vermutung noch dadurch, dass Wilhelms III. Enkelin, Siglinne, die Schwester Ulrichs II., 1306 Heinrich und Ekkehard von Garnstein als ihre Verwandten bezeichnet hat.[206]

Eine weitere Tochter Wilhelms II. hieß Agnes und war mit Arnold von Rodank verheiratet. Dies ergibt sich aus einer Seelgerätstiftung von 1255, laut der Agnes, die Tochter Wilhelms von Velturns, mit Zustimmung ihres Mannes Arnold von Rodank

---

197 Vgl. Ludwig Holzfurtner, Otto II., Herzog von Meranien, in: Neue Deutsche Biographie 19, Berlin 1999, 683.

198 TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 594.

199 Vgl. Hermann Wiesflecker, Meinhard der Zweite. Tirol, Kärnten und ihre Nachbarländer am Ende des 13. Jahrhunderts (Schlern-Schriften 124), Innsbruck 1995 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1955), 16.

200 Vgl. Hucker, Kaiser Otto IV. (wie Anm. 194) 410; Oefele, Grafen von Andechs (wie Anm. 20) 99–101.

201 Vgl. Oefele, Grafen von Andechs (wie Anm. 20) 32 f.

202 BU I (wie Anm. 47) Nr. 98; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113. Dass dieses ausgerechnet im Zusammenhang mit den Velturnern geschieht, dürfte wohl eher Zufall sein.

203 BU I (wie Anm. 47) Nr. 104; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1127.

204 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 191; Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CCXXVIII. (dort datiert auf 1235).

205 Vgl. Kapitel 2.

206 Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CDXIII.

ihren ererbten Weinhof in Albions dem Klarissenkloster in Brixen vermacht, für sich, ihren Sohn, den Chorherrn Wilhelm, und ihre Tochter, Elisabeth von Welsberg.[207] Bereits ungefähr 1228/1230 war sie bei einer Schenkung ihres Mannes an Neustift anwesend.[208] Zur gleichen Zeit übergab sie Neustift zu ihrem und aller ihrer Vorfahren Seelenheil einen Hof in Garn sowie einen Unfreien mit dessen Kindern.[209] Aus zeitlichen Gründen kann sie also nur eine Tochter Wilhelms II. gewesen sein.

Abschließend sei noch auf eine traurige familiäre Episode verwiesen, die das Geschlecht bis in Wilhelms II. Enkelgeneration beschäftigen sollte, deren Zeitpunkt und Ursachen jedoch völlig im Dunkeln liegen. Zwischen Wilhelm II. und seinem gleichnamigen Sohn muss es zu einem schweren Zerwürfnis gekommen sein. Dieses fand seinen Höhepunkt darin, dass Wilhelm III. seinen Vater von Haus und Hof gejagt hatte. Wilhelm II. war dadurch obdachlos geworden. Es war schließlich das Heilig-Kreuz-Spital zu Brixen, das ihm Aufnahme gewährte. Aus Dankbarkeit vermachte Wilhelm II. diesem dafür einen in Schrambach gelegenen Weinberg.[210] Die im Zusammenhang damit folgenden Vorgänge lassen den Schluss zu, dass es zwischen Vater und Sohn zu keiner Aussöhnung mehr gekommen ist.

1234 sollte sich Wilhelm III. als eine der stärksten Stützen des Bischofs von Trient erweisen. Seit 1232 saß auf dem Stuhl des Heiligen Vigilius Aldrighetto von Campo, der schon bald nach Beginn seines Pontifikates in Auseinandersetzungen mit verschiedenen Signorien geraten war. Im August 1233 hatte König Heinrich VII. auf Bitten Bischof Aldrighettos die durch diesen am 2. September öffentlich gemachte Reichsacht über Jakob von Lizzana und einige seiner Gefährten verhängt, da sie sich der Burg Pradaglia und anderer Güter bemächtigt hatten.[211] Am 26. Juni 1234 unterwarfen sich vor der Burg Pradaglia Jakob von Lizzana, Hubert von Brentonico, Jakobs Sohn Albert und sechs weitere Unruhestifter dem Bischof von Trient. Sie schworen, dessen Entscheidungen bezüglich der vielen von ihnen begangenen Untaten anzuerkennen. Besonders wird Jakob hervorgehoben, weil er von seiner Burg aus gegen den Bischof gekämpft, sich in Lizzana gräfliche Rechte angemaßt, Menschen gefangengenommen, eingesperrt, aufgehängt und geblendet, beim Patriarchen gegen den Bischof agiert, zusammen mit seinen Gefährten Raubüberfälle zu Wasser wie zu Lande und viele weitere Untaten begangen hatte. Die Kapitulation Jakobs und seiner „Spießgesellen" erfolgte in Gegenwart verschiedener Trienter Geistlicher, Vasallen und Ministerialen des Bischofs. Die ersten fünf Weltlichen waren Olderich von Beseno, Wilhelm von Velturns, Graf Gabriel von Flavon, Armann von Campo

---

207 A-B II (wie Anm. 102) Nr. 2933.
208 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 176.
209 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 177.
210 BU I (wie Anm. 47) Nr. 98; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113.
211 Zu Bischof Aldrighetto, dem Aufstand Jakobs von Lizzana und den diesen Ereignissen zugrunde liegenden Entwicklungen vgl. Andrea Castagnetti, Crisi, restaurazione e secolarizzazione del governo vescovile (1236) e un Comune cittadino mancato, in: Storia del Trentino III. L'età medievale, a cura di Andrea Castagnetti e Gian Maria Varanini, Bologna 2004, 159–193, hier 174–176; Marco Bettotti, Territorio e aristocrazia trentina tra XII e XIV secolo, in: Le Alpi medievali nello sviluppo delle regioni contermini (Europa Mediterranea 17), a cura di Gian Maria Varanini, Napoli 2004, 213–238, hier 213–223.

und Arpo von Cles.[212] Besonders beachtenswert ist die Tatsache, dass Wilhelm hier vor dem Grafen von Flavon genannt wird. Wie dieser war der Velturner also aktiv an der Niederringung der in der Val Lagarina gelegenen Signoria des Jakob von Lizzana beteiligt.[213]

Ungefähr zur gleichen Zeit setzte Wilhelms III. Ehefrau Heilka ihr Testament auf. Bei dieser Gelegenheit vermachte sie mit Zustimmung Wilhelms III. und ihrer Söhne Arnold und Hugo Kloster Neustift einen bei Rodeneck gelegenen Hof zu ihrem und ihrer Vorfahren Seelenheil.[214] Da Wilhelm III. sich 1237 erneut vermählte[215], muss Heilka bald nach der Abfassung ihres Testamentes verstorben sein. Wahrscheinlich war sie schwer erkrankt, so dass sie, ihren baldigen Tod erahnend, diese Schritte zur Regelung ihres Nachlasses und zur Sicherung ihres Seelenheils unternahm.

Das Jahr 1236 sollte für die Hochstifte Trient und Brixen tiefgreifende Änderungen mit sich bringen. Wenngleich es mit dem auch durch Wilhelms III. Mitwirkung zustande gekommenen Sieg vor Pradaglia gelungen war, die Position des Bischofs zu sichern, bedeutete dies für dessen Untertanen keineswegs Sicherheit. Im April 1236 musste Kaiser Friedrich II. von Speyer aus Trienter Untertanen sogar gegen Übergriffe des Bischofs in Schutz nehmen. Am 5. Mai setzte der Kaiser zur Wiederherstellung der Ordnung schließlich einen Gesandten namens Wiboto als Richter für das gesamte Trienter Gebiet ein. Im August durchquerte der von Norden kommende Herrscher auf dem Weg zum Kampf gegen Aufständische in der Lombardei das Gebiet des Hochstiftes Brixen. Auch hier wurden ihm von allen Seiten Klagen über die chaotischen Verhältnisse zugetragen, die Bischof Heinrich mit der Böswilligkeit der Verbrecher und seiner altersbedingten Gebrechlichkeit begründete.

Nach Beratungen mit den Reichsfürsten, dem Domkapitel und den Ministerialen übergab der Bischof alle Regalien dem Kaiser. Er sollte durch seine und des Reiches Autorität die Ordnung wiederherstellen. Die Zuständigkeit des Bischofs wurde auf geistliche Angelegenheiten beschränkt und in Brixen ein Richter namens Haward eingesetzt. Neben der Beseitigung der unhaltbaren Zustände diente die Entmachtung beider Bischöfe auch der Sicherung der als Bindeglied zwischen Deutschland und Reichsitalien, mithin für das ganze Reich so wichtigen Territorien der Hochstifte Brixen und Trient.[216]

---

[212] Curzel/Varanini, Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 164; Regest TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1008.

[213] Zum Grafen Gabriel von Flavon vgl. Walter Landi, Quia eorum antecessores fundaverunt dictum monasterium. Familiengeschichte und Genealogie der Grafen von Flavon (11.–14. Jahrhundert), in: Tiroler Heimat 76 (2012) 141–275, hier 202 und 236–238.

[214] Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 184. Hier wird der Vorgang auf den Zeitraum 1233 bis 1239 datiert. Allerdings dürfte Heilka spätestens Mitte 1236 verstorben sein, da Wilhelms III. Ehevertrag mit seiner zweiten Gemahlin, Gräfin Agnes von Eppan, vom 23. September 1237 stammt. BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1062.

[215] BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1062.

[216] Vgl. Josef Riedmann, Die Übernahme der Hochstiftsverwaltung in Brixen und Trient durch Beauftragte Kaiser Friedrichs II. im Jahre 1236, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 88 (1980) 31–163, besonders 131 f. und 142–145. Bettotti, Territorio e aristocrazia (wie Anm. 210) 213–223.

Im gleichen Jahr fungierte Wilhelm III. als Spitzenzeuge für den Grafen Albert III. von Tirol.[217] Ein anderes Mal führte er die tirolischen Ministerialen an.[218]

Am 23. September 1237 verheiratete sich Wilhelm III. wieder. Seine Auserwählte war Gräfin Agnes von Eppan[219], eine Tochter des 1232 verstorbenen Grafen Ulrich III.[220] Anlässlich der Hochzeit schlossen Wilhelm III. und Agnes sowie Wilhelms III. Söhne aus erster Ehe, Arnold, „Hugolein" und Ulrich, in Brixen einen Vertrag, der der Festlegung der erbrechtlichen Ansprüche der Kinder aus erster Ehe und der noch zu erwartenden Nachkommen aus der Ehe mit Agnes diente. Vorgesehen war, dass die väterlichen Güter an Arnold, Hugo und Ulrich sowie die noch zu erwartenden Söhne zu gleichen Teilen fallen. Ferner sollten nach Agnes' Tod Arnold, Hugo und Ulrich alle Besitzungen auf dem Nonsberg und in der Umgebung, die Wilhelm III. Agnes geschenkt hatte, erhalten. Auf Eigengüter, die ihr bereits vor Abschluss des Vertrages gehört hatten, sollten sie dagegen keinen Anspruch haben.[221]

Am Tage der Hochzeit Wilhelms III. mit Agnes hatte sich deren Schwester Sophia mit Beral von Wangen, dem Sohn des verstorbenen Beral von Wangen, verlobt. Der Wangener versprach Sophia, sie bis zum nächsten Weihnachtsfest zu heiraten. Für die Einhaltung des Eheversprechens verbürgten sich er und sein Bruder bei einer Strafe von 300 Mark Silber. Auf Seiten Sophias taten dies Graf Egno von Eppan, Wilhelm III. und der zur Ministerialität der Eppaner gehörende Wilhelm von Söll[222] unter Androhung der gleichen Sanktion und unter Eid auf die Bibel. Außerdem verpflichteten sich Egno und Wilhelm III. anlässlich der Ehestiftung zu einer Zahlung von 200 Mark Silber an Beral von Wangen. Abschließend versprach dieser, nach der Hochzeit keinerlei Ansprüche auf Sophias väterliches oder mütterliches Erbe zu erheben. Zu den fünf sich hierfür verbürgenden Personen gehörte ebenfalls Wilhelm III.[223] Dass er direkt auf den Grafen Albert III. von Tirol folgt, spricht für sein Ansehen.

Nur wenige Tage später, am 1. Oktober, schenkten Wilhelm III. und seine Söhne Arnold und Hugo zu ihrem und aller ihrer Ahnen Seelenheil dem Bruder Botto von Lengmoos und dem Hospital zu Lengmoos zwei zu ihrem Allod gehörende Schwaighöfe auf dem Ritten. Der eine, bebaut durch Rüdiger, lag in Kerschbaum, der andere, bewirtschaftet durch Berthold, in Mittelberg. Die Schenkung beinhaltete alle dazugehörigen Rechte mit Haus, Hof, Grund, Gewässern, Wiesen, Weiden und der Jagd mit allem Zubehör und Dienstbarkeiten. Allerdings sollte Wilhelm III. beide Höfe bis zu seinem Tod in Händen behalten und im Gegenzug dem Hospital alljährlich zum Fest des Heiligen Martin (11. November) 50 Käselaibe zinsen.[224]

---

217 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 35; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1039.
218 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1040.
219 BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1062.
220 Vgl. Walter Landi, Dilectus consanguineus. Die Grafen von Eppan und ihre Verwandten, in: Eppan und das Überetsch, hg. von Rainer Loose (Veröffentlichungen des Südtiroler Kulturinstitutes 7), Lana 2008, 109–144, hier 117 und 131.
221 BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm 47) Nr. 1062.
222 Zu Wilhelm von Söll vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 460.
223 Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 703.
224 Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 727.

In der Folgezeit testierte Wilhelm III. noch im Umfeld des Bischofs von Brixen sowie des kaiserlichen Richters Haward, wobei er die aus Brixner Ministerialen bestehenden Zeugen anführte.[225] Seine letzte urkundliche Erwähnung stammt vom 4. März 1238.[226]

Mit dem am 26. November des gleichen Jahres durch den Grafen Egno von Eppan mit einem Haus in Trient und einer Wiese in Dodosina belehnten Wilhelm von Velturns[227] kann Wilhelm III. nicht personengleich sein. Die Belehnung geschah in Anwesenheit des Schwiegervaters Wilhelms. Dieser hieß Gottschalk. Wilhelms III. Schwiegerväter trugen aber beide andere Namen. Der Vater seiner ersten Frau Heilka von Rodank war der 1238 schon lange nicht mehr unter den Lebenden weilende Konrad.[228] Überhaupt war der Name Gottschalk im Geschlecht der Rodanker unbekannt. Wilhelms III. zweiter Schwiegervater hieß, wie schon erwähnt, Ulrich und war bereits im Jahr 1232 verstorben.[229] Somit kann es sich bei Wilhelm von Velturns nur um einen sonst unbekannten Vertreter des Geschlechtes oder aber einen Angehörigen der namensgleichen, aber nicht agnatischen Familie handeln.

Am 29. April 1240 wird Wilhelm III. als verstorben bezeichnet.[230] Sein Tod fiel also in die Zeit zwischen dem 4. März 1238 und dem 29. April 1240, wobei der späteste terminus ante quem aufgrund der Ereignisse des 29. April 1240 zumindest einige Tage davor liegen muss.

In seinem Testament hatte er dem Benediktinerkloster San Lorenzo vor Trient einen Betrag von 510 Pfund Berner vermacht.[231]

Ist auch Wilhelms III. Todesdatum nicht genau zu bestimmen, so lässt sich doch mit Gewissheit sagen, dass seine letzten Stunden sehr traurig gewesen sein müssen. Grund hierfür war das schon behandelte schwere Zerwürfnis mit seinem Vater. Er hatte ihn nicht nur demütigend aus dem Haus gejagt, sondern auch aus purem Hass den durch ihn aus Dankbarkeit dem Heilig-Kreuz-Spital vermachten Weinberg in Schrambach an sich gerissen. In der Folge hatte Wilhelm III. Rudolf von Schrambach mit diesem belehnt. Als Wilhelm III. aber im Sterben lag, begann er sein Verhalten sehr zu bereuen. Er brach in Tränen aus und ordnete in Anwesenheit des Bruders Friedrich, Vorsteher des Hospitals zu Lengmoos und zugleich sein Beichtvater, des Pfarrers Gerold von Feldthurns, Gottschalks Pitelade, Ottos von Schrambach, Arnolds, Gerungs, Daniels und anderer die Rückgabe des Weinbergs an das Heilig-Kreuz-Spital an.[232]

---

225 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1024; Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 565; BU II Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 602 (7), TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1071.

226 BU II, Nachtrag zu I (wie Anm. 29) Nr. 602 (7); TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1071.

227 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1081.

228 Vgl. Töchterle, Die Herren von Rodank und Schöneck (wie Anm. 38) 23 und 25.

229 Vgl. Landi, Dilectus consanguineus (wie Anm. 219) 117 und 131.

230 BU I (wie Anm. 47) Nr. 98; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113.

231 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 459.

232 BU I (wie Anm. 47) Nr. 98; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113.

## 5. Die Nachkommen Wilhelms III.

Wilhelm III. hatte die Söhne Arnold II., Hugo I. und Ulrich I.[233] sowie den nur 1242 nachweisbaren Pilgrim, Bruder des Predigerordens.[234] Hugo I. erscheint einige Male mit der Koseform „Hugolein".[235] Da Arnold II., Hugo I. und Ulrich I. im Falle familieninterner Angelegenheiten[236] sowie direkt von ihnen ausgehender Rechtshandlungen[237] ausschließlich und bei sonstigen offiziellen Vorgängen fast immer in dieser Reihenfolge auftraten,[238] dürfte es sich bei Arnold II. um den ältesten und bei Ulrich I. um den jüngsten der Brüder gehandelt haben. Eine altersmäßige Einordnung Pilgrims ist aufgrund der Dürftigkeit des ihn betreffenden Urkundenmaterials nicht möglich. Ihre Mutter war Heilka von Rodank.[239] In einer Anmerkung zu Urkunde Nr. 58 im Werk „Die Urkunden des Augustiner-Chorherrenstiftes Neustift bei Brixen" äußert Georg Johannes Kugler die Vermutung, der nach Ulrich von Velturns folgende *puer de Mesche* könne sich auf Ulrich beziehen, da dieser ein Sohn der Mechthild sei. Dabei verweist er auf die Tafel I der „Fünf genealogische[n] Tafeln von tirolischen Adelsgeschlechtern" Joseph Sebastian Kögls.[240] In der Tat erwähnt Kögl als zweite Ehefrau Wilhelms von Velturns eine Mechthild, Tochter Arnolds II. von Rodank.[241] Allerdings

---

233 Als Brüder genannt, in chronologischer Reihenfolge, Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 184; BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1062; Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 727 und 797; BU I (wie Anm. 47) Nr. 104; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1127; Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 84; Pockstaller, Chronik (wie Anm. 54) 23 f.; Fornwagner, Regesten (wie Anm. 54) Nr. 38 (32 f.); Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 459; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1159; BU I (wie Anm. 47) Nr. 111, 113; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1191; BU I (wie Anm. 47) Nr. 120; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1273; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 58; TUB I/3 (wie Anm. 47) 1304; BU I (wie Anm. 47) Nr. 128, 130; A-B II (wie Anm. 102) Nr. 2936; BU I (wie Anm. 47) Nr. 131; Die Regesten der Grafen von Görz und Tirol, Pfalzgrafen in Kärnten, I. Bd.: 957–1271, bearb. und hg. von Hermann Wiesflecker, Innsbruck 1949 (künftig Görz. Reg. I), Nr. 638; A-B II (wie Anm. 102) Nr. 2937; Monumenta Boica, Volumen primum, München 1763, Nr. XXXVIII; BU I (wie Anm. 47) Nr. 141, 159.

234 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 459, 473.

235 So BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 84, 101, 261, 265.

236 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 184; BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1062; Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 459.

237 Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 727; Pockstaller, Chronik (wie Anm. 54) S. 23 f.; Fornwagner, Urkunden (wie Anm. 54) Nr. 38 (32 f.), TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1159, BU I (wie Anm. 47) Nr. 111, 120; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1304; BU I (wie Anm. 47) Nr. 128, A-B II (wie Anm. 102) Nr. 2936; BU I (wie Anm. 47) Nr. 141.

238 Siehe Anm. 232; Ausnahmen bilden nur Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 84 (Hugolein und Arnold); BU I (wie Anm. 47) Nr. 130 (Hugo, Arnold, Ulrich); A-B II (wie Anm. 102) Nr. 2937 (Hugo, Arnold, Ulrich); BU I (wie Anm. 47) Nr. 159 (Hugo, Arnold, Ulrich). Die Erwähnung Hugos an erster Stelle dürfte hier mit den den Vorgängen zugrunde liegenden und auf ihn zurückzuführenden Rechtshandlungen zusammenhängen.

239 Nennung Wilhelms als Vater: Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 688; BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1062; Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 727, 797, 806; Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 84, 265, 459; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1159, 1304; BU I (wie Anm. 47) Nr. 128; Nennung Heilkas als Mutter: Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 184; BU I (wie Anm. 47) Nr. 111, 120. Pilgrims Mutter muss ebenfalls Heilka gewesen sein, da Wilhelms Ehevertrag mit seiner zweiten Gemahlin, Gräfin Agnes von Eppan, aus dem Jahre 1237 stammt, Pilgrim aber schon 1242 Mönch und rechtsfähig war. Zu dem Ehevertrag vgl. Kapitel 4.

240 Vgl. Urk. Neust. (wie Anm. 92) 101.

241 Kögl, Fünf genealogische Tafeln (wie Anm. 2) Tafel I.

lässt sich diese Mechthild nirgends nachweisen.[242] Hinzu kommt, dass Ulrich anlässlich einer Memorialstiftung explizit als Sohn Heilkas von Rodank bezeichnet wird.[243]

Die vier Brüder hatten außerdem noch eine Schwester. 1256 wird Hugo als *avunculus* Gebhards von Stetteneck bezeichnet.[244] Er war also Gebhards Onkel von mütterlicher Seite. Theodor Mairhofer vertrat die Ansicht, Hugos Schwester sei die mit Reginbert von Säben verheiratete Adelheid gewesen.[245] Diese Auffassung ist jedoch nicht mehr haltbar. Martin Bitschnau konnte die lange Zeit angenommene Abstammung Gebhards von Stetteneck von den Herren von Völs-Säben widerlegen und stattdessen schwerwiegende Gründe für eine agnatische Verwandtschaft der Stettenecker mit den Herren von Hauenstein, einem Zweig der Herren von Kastelruth, anführen.[246] Nachdem Gebhard der Erste war, der sich nach Stetteneck nannte, muss Hugos Schwester also mit einem Hauensteiner verheiratet gewesen sein. Mehr lässt sich derzeit bedauerlicherweise nicht sagen.

Die erste namentliche Erwähnung Hugos und somit eines der Brüder erfolgte am 16. Jänner 1226 in Trient anlässlich eines Vergleiches des Bischofs von Chur mit dem Trienter Domkapitel hinsichtlich des Rechtes der Besetzung der Kirchen St. Johann in Tirol und St. Martin in Passeier. Dabei fungiert *dominus Wigelinus de Valturnes* als Zeuge.[247] Bei *Wigelinus* handelt es sich offenbar um eine Verballhornung des für Hugo nachweisbaren Kosenamens Hugolein. Gut zwei Jahre später, am 3. August 1228, testierte *dominus Cingelinus de Velturnis* den gegenseitigen Verzicht des Bischofs Gerhard von Trient und des Trienter Domkapitels einer- und der Grafen Albert von Tirol, Ulrich und Heinrich von Eppan andererseits auf Ansprüche im Gebiet von Montiggl.[248] Wenngleich es sich bei diesem Dokument um eine Fälschung aus dem 15. Jahrhundert, höchstwahrscheinlich angefertigt durch Ulrich Kaßler, handelt, dürfte dem Fälscher ein echtes Instrument des Notars Pelegrinus Cosse als Vorlage gedient haben, dem Datierung und Zeugenreihe entnommen wurden.[249] Ob die noch stärker verunstaltete Variante des Namens Hugo bereits im originalen Notariatsinstrument vorkam oder der Fehler erst während der Fälschung entstand, lässt sich nicht sagen.

Am 14. September 1237 verpflichtete sich Arnold in Bozen unter Eid gegenüber Kunz Pfaff von Greifenstein zur Rückzahlung eines Darlehens bis zum nächsten Fest des Heiligen Martin, also bis zum 11. November 1237, und sich andernfalls am kommenden Tag zum Einlager nach Bozen zu begeben.[250]

---

242 So schon Töchterle, Die Herren von Rodank und Schöneck (wie Anm. 38) 27.
243 BU I (wie Anm. 47) Nr. 111.
244 BU I (wie Anm. 47) Nr. 131.
245 Vgl. Theodor Mairhofer, Das Todtenbuch oder Memoriale Benefactorum des Chorherren-Stiftes Neustift bei Brixen, in: Der Geschichtsfreund (1876) Nr. 1–3 (Jänner–März), 1–96, hier 29, 34. Besagte Adelheid findet sich auch schon bei Kögl, Fünf genealogische Tafeln (wie Anm. 2) Tafel I.
246 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 471–473.
247 TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 860.
248 TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 899.
249 Vgl. TUB I/2 (wie Anm. 30) 307. Vgl. außerdem Otto Stolz, Die Urkundenfälschungen des oberösterr. Kanzleischreibers Ulrich Kassler und der Erwerb des Schlosses Boimont bei Eppan um 1410–1420, in: Festschrift zu Ehren Oswald Redlichs (Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum 8), Innsbruck 1928, 189–234, hier besonders 211–224.
250 Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 688.

Als Schwicker von Montalban, kaiserlicher Podestà von Trient, am 29. Oktober in Bozen die Gastaldie dem Propst Ernst für ein empfangenes Darlehen verpfändete, bezeugten dies neben anderen auch Arnold und Hugo.[251] Tags darauf war Arnold einer der Zeugen für Hildegrim von Welsperg, der in Bozen einem gewissen Egno Klein die Zahlung einer Geldsumme zusagte, wofür er unter Zustimmung seines Bruders Uto ein Weingut zu Maretsch verpfändete.[252] Egno Klein betätigte sich als Händler im Ein- und Verkauf von Wein, Tuch und Getreide, aber auch als Geldverleiher.[253] Dem vorhandenen Material nach zu urteilen, lässt er sich als „knallharter" Geschäftsmann charakterisieren. Genau diesem Egno Klein trat Kunz Pfaff von Greifenstein am 1. November seine 10 Tage später fällig werdende Forderung gegen Arnold ab.[254] Ob Arnold seine nunmehr gegenüber Herrn Klein bestehenden Schulden beglichen hat, wissen wir nicht. Da sich aber nirgends gegenteilige Hinweise wie beispielsweise ein Einlager in Bozen finden, darf wohl davon ausgegangen werden.

Irgendwann im Zeitraum zwischen dem 4. März 1238 und vor dem 29. April 1240 war, wie bereits dargelegt, Wilhelm III., der Vater Arnolds, Hugos, Ulrichs und Pilgrims verstorben.[255] Nachdem sich die erste Trauer gelegt hatte, erschien der aus Kummer ob seines Verhaltens gegenüber dem Vater auf dem Sterbebett geäußerte Wunsch Wilhelms III., dem Heilig-Kreuz-Spital zu Brixen den Weinberg in Schrambach, den er aus Hass auf den eigenen Vater dem Spital einst entrissen hatte, zurückzugeben, seinen Söhnen offenbar als irrelevant. Sie entsprachen Wilhelms III. letztem Willen nicht. Daher schaltete sich Graf Albert III. von Tirol ein.[256] Unter Hinweis auf das ihm im Bistum und in der Grafschaft Brixen zustehende Vogteirecht, verbunden mit seinem Wunsch, dem Spital kein Unrecht geschehen zu lassen, ordnete er am 29. April 1240 nach dem Urteil weiser und adeliger Männer die Rückgabe des Weinberges an. Seinem Marschall Heinrich von Gufidaun befahl er, ihn dem Verwalter des Spitales zu übergeben.[257]

## 6. Einige Gedanken zur Machtpolitik der Herren von Velturns

Am 26. April 1243 verkauften auf Burg Stein am Ritten Hugo vom Stein und Ulrich, Söhne des verstorbenen Wilhelm III. von Velturns, für sich und ihren abwesenden Bruder Arnold von Trostberg einen zu ihrem Allod gehörenden Hof auf dem Ritten in Buchbach unter gleichzeitiger Zusicherung eines Vorkaufsrechtes an das Deutschordenshospital zu Lengmoos.[258]

---

[251] Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 797.
[252] Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 806.
[253] Z. B. Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 578, 583,601–603, 615, 620, 623, 671, 675, 685, 806, 811, 817, 896, 929.
[254] Süd. Not. Imb. 1 (wie Anm. 115) Nr. 818.
[255] Zu Wilhelms III. Todesdatum vgl. Kapitel 4.
[256] Zum Hintergrund vgl. Kapitel 4.
[257] BU I (wie Anm. 47) Nr. 98; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113. Vgl. außerdem Franz Anton Sinnacher, Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol, IV. Bd., Brixen 1824, 351 f.
[258] TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1159. Bereits 1211 hatten Wilhelm II. und Wilhelm III. einen Hof in Buchbach an Lengmoos geschenkt. Ob es sich um denselben handelt, ist nicht klar. Man könnte

Dieser Vorgang ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Zum einen handelt es sich um die erste Erwähnung der Burg Stein am Ritten. Sie sollte jahrhundertelang als Sitz der Gerichtsherrschaft dienen, weshalb der Ritten auch den Namen „Gericht zum Stein auf dem Ritten" erhalten hat. Anscheinend erst nach 1530 wurde der Gerichtssitz nach Klobenstein verlegt.[259] Zum anderen scheint hier erstmals die Trostburg in den Händen der Velturner auf. Bemerkenswert ist außerdem, dass sich die Brüder explizit nach den besagten Burgen nannten.

Noch im Dezember 1242 hatten sie sich selber nur als *d. Arnoldus et d. Hvgo et Ůlricus fratres filii c. di. Willialmi de Valturnes* bezeichnet.[260] Damals war von ihnen festgelegt worden, wie hoch der jeweilige Anteil des von ihnen dem Kloster San Lorenzo vor Trient auszubezahlenden Vermächtnisses ihres Vaters sein sollte. Da Wilhelm III. zum damaligen Zeitpunkt bereits eine Weile tot war, scheint es zu einer verzögerten Regelung der Nachlassfragen gekommen zu sein. Als ursächlich hierfür könnten die ereignisreichen Zeiten angesehen werden. Hugo war an führender Stelle in den im März 1241 durch einen Friedensvertrag beendeten Krieg zwischen dem Erwählten Egno von Brixen und dem Grafen Albert III. von Tirol involviert. Im Laufe dieser Auseinandersetzungen hatte Hugo im Villnößtal die Burg Vidröl errichtet, die nach dem Friedensabkommen geschleift werden musste.[261] Hinzu kam die Bedrohung durch die Mongolen, die nicht nur zum besagten Friedensvertrag, sondern im gesamten römisch-deutschen Reich und somit auch im zumindest mittelbar gefährdeten Land im Gebirge zu massiven Aktivitäten zur Vorbereitung des Abwehrkampfes geführt hatte und erst durch den Tod des mongolischen Großkhans Ögödei am 11. Dezember des Jahres 1241 ein Ende fand.[262]

Andererseits hatten Arnold, Hugo und Ulrich den von ihrem Vater auf dem Sterbebett geäußerten Wunsch, dem Brixner Heilig-Kreuz-Spital den Weinberg in Schrambach zurückzugeben, zunächst schlichtweg ignoriert und diesen Schritt erst auf Anordnung Alberts III. von Tirol vom 29. April 1240 nach dem Urteil weiser und adeliger Männer vollzogen.[263] Dieses Verhalten könnte natürlich auch dafür sprechen, dass die drei Brüder die Auszahlung des Vermächtnisses Wilhelms III. an das Kloster San Lorenzo bewusst verzögerten. Die Tatsache, dass sie ihrem in den geistlichen Stand übergetretenen Bruder Pilgrim die Erfüllung der Verfügung des Vaters

annehmen, dass sich in Buchbach mehrere Höfe befunden haben. Der Hof lag jedenfalls in Klobenstein im Gebiet des heutigen Rösslerhofes. Vgl. Rottensteiner, Das Gericht zum Stein auf dem Ritten (wie Anm. 155) 42.

259 Vgl. Rottensteiner, Das Gericht zum Stein auf dem Ritten (wie Anm. 155) 36 f.

260 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 459.

261 BU I (wie Anm. 47) Nr. 104; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1127. Es herrscht die Ansicht vor, Hugo hätte in diesem Konflikt auf Seiten Alberts III. gestanden, so Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 152 f.; bereits Josef Egger, Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit, Bd. 1, Innsbruck 1872, 253, hat die Ansicht vertreten, Hugo von Velturns sei zu Albert III. übergegangen. Wesentlich wahrscheinlicher ist allerdings, dass Hugo trotz seines problematischen Verhältnisses zu Egno diesem die Treue gehalten hat. Eine ausführliche Behandlung dieser Thematik soll in der geplanten zweiten Publikation zur späteren Geschichte der Herren von Velturns erfolgen.

262 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1131, 1134, 1137*; vgl. Franz Huter, Die Mongolengefahr von 1241 und Tirol, Sonderdruck aus Carinthia I, Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten 146 (1956) 528–535; Michael Weiers, Geschichte der Mongolen, Stuttgart 2004, 97–102.

263 BU I (wie Anm. 47) Nr. 98; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1113.

gelobten[264], mag als zusätzliches in diese Richtung weisendes Indiz gewertet werden.

Wenngleich hinsichtlich des Zeitpunktes also Unsicherheiten bleiben, kann kein Zweifel daran bestehen, dass es nach dem Tode Wilhelms III. zu einer Aufteilung der Besitzungen gekommen ist.

Während sich Hugo erstmals nach Burg Stein nannte, führte Arnold erstmalig das Prädikat „von Trostberg".[265] Im Falle Ulrichs erübrigte sich offenbar eine gesonderte Erwähnung seines Sitzes. Arnold nannte sich entweder nach der Trostburg[266] oder führte weiterhin den alten Geschlechtsnamen „von Velturns".[267] Hugo bezeichnet sich entweder nach Burg Stein[268] oder, wie Arnold, nach Velturns.[269] Während Ulrich offenbar Burg Velturns erhalten hatte, war Burg Stein an Hugo und die Trostburg an Arnold gefallen.

Völlig ausgeschlossen werden kann allerdings auch nicht, dass Arnold erst nach dem Tode Wilhelms III. die Trostburg in seine Hände gebracht hat, was ebenso für Hugo und die Burg Stein gelten könnte. Daher ist eine genauere Betrachtung der Vorgänge vonnöten.

Am 9. Februar 1182 hatte Kaiser Friedrich I. den Edelfreien und Ministerialen auf dem Gebiet des Hochstiftes Trient ausdrücklich erlaubt, Türme und Befestigungen anzulegen, wenn sie zuvor die Zustimmung des Bischofs eingeholt hätten.[270] Nur einen Monat früher erschien Wilhelm I. von Velturns im vasallitischen Umfeld des Bischofs von Trient.[271] Im Jahre 1204 trat Wilhelm II. an der Spitze der Trienter Ministerialen auf.[272] Die umfangreiche Ausstattung des Hospitals zu Lengmoos auf dem Ritten 1211 durch Wilhelm II. und Wilhelm III. erfolgte gemeinsam mit Bischof Friedrich von Trient[273], und 1234 kämpfte Wilhelm III. für Bischof Aldrighetto von Trient.[274]

Die Velturner hatten also, soweit die Quellen eine Aussage zulassen, in diesem ganzen Zeitraum ein gutes Verhältnis zu den Nachfolgern des Heiligen Vigilius. Bedenkt man zugleich den reichen Besitz der Herren von Velturns auf dem dem Hochstift Trient unterstehenden Ritten in Verbindung mit der kaiserlichen Verfügung von 1182, erscheint es zumindest als wahrscheinlich, dass irgendwann in dieser

---

264 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 459.

265 Vgl. Hohenbühel, Geschichte der Siedlung Waidbruck (wie Anm. 9) 56; ders., Trostburg (wie Anm. 9) 8; Zallinger, Trostburg (wie Anm. 6) 259.

266 Zum Beispiel BU I (wie Anm. 47) Nr. 128, 131 (*Arnoldus de Trosperc et Velturns*); TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1304.

267 Beispielsweise BU I (wie Anm. 47) Nr. 111, 120, 133.

268 So zum Beispiel BU I (wie Anm. 47) Nr. 113, 142 (*Hugonem de Velturns, dictum de Lapide*), 157 (*Hugonis de Velturns, dicti de Lapide*); TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1191, 1205, 1266*, 1273; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 58; MB I (wie Anm. 119) Nr. XXXVII f.; Görz. Reg. I (wie Anm. 232) Nr. 738.

269 Beispielsweise BU I (wie Anm. 47) Nr. 108, 110, 131, 141, 149; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1183; Görz. Reg. I (wie Anm. 232) Nr. 635 f., 663.

270 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 59*; Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 29.

271 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 783; Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 23. Vgl. auch Kapitel 4.

272 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 52; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 553.

273 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 186; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 614.

274 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 164; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1008.

Zeit Burg Stein durch einen der Wilhelme errichtet worden ist. Weil sich nirgends auch nur ein Hinweis auf eine Lehensabhängigkeit findet, dürfte es sich bei Burg Stein um Allod gehandelt haben.[275]

Richten wir nun unseren Blick auf die Trostburg.[276] Erstmals erwähnt wird die in der damaligen Zeit Trostberg genannte Trostburg Ende 1173 anlässlich einer durch einen Ministerialen namens Ludwig vollzogenen Schenkung an das Brixner Domkapitel, die ein *Cůnrat de Trosperch* bezeugte.[277] Dieser Konrad ist wahrscheinlich identisch mit dem von 1170 bis 1179 greifbaren Konrad von Kastelruth[278], denn die mit Konrad von Trostberg auftretenden Mitzeugen sind wiederum großenteils identisch mit jenen, die gemeinsam mit Konrad von Kastelruth eine in den Zeitraum 1174 bis 1177 fallende Tradition des Brixner Ministerialen Konrad Brixners bezeugten.[279]

Ungefähr 1192 erschien dann ein *Hartwicus de Trostesberc*, der als Spitzenzeuge einer Brixner Ministerialin namens Irmgard fungierte, die den Mairhof zu Issing tradierte und auf diese Weise einen Wunsch ihres verstorbenen Mannes Heinrich von Saleck erfüllte. Anwesend war dabei auch ein ritterlicher Dienstmann Hartwigs, *Waltcůn*.[280] Hartwig ist zweifellos personengleich mit dem von ungefähr 1184 bis 1202 nachweisbaren Hartwig von Kastelruth, der sich auch als Heinrich Graman bezeichnete.[281] Vereinzelt scheint er unter dem Namen Hartwig Graman von Kastelruth auf.[282] Hartwig war der Bruder Heinrichs von Saleck.[283] Daraus erklärt sich auch seine Spitzenzeugenschaft für dessen Witwe 1192.

Angesichts der erörterten Zusammenhänge der Trostberger mit den Saleckern dürfte Konrad von Kastelruth-Trostberg mit dem 1184 erwähnten Konrad von Saleck[284] identisch sein.

---

275 Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 202, 468 hält sie ebenfalls für Eigenbesitz. Weingartner, Tiroler Burgen (wie Anm. 55) 101 und ders., Bozner Burgen (wie Anm. 123) 220 sieht in Burg Stein dagegen ein Lehen Trients. Die Quellen stützen diese Vermutung jedoch nicht. Auch die in der geplanten weiteren Publikation zu erörternden Vorgänge im Zusammenhang mit dem Erbe des 1267 verstorbenen Hugo lassen nicht auf ein Trienter Lehen schließen. Sie legen eher die Annahme eines allodialen Charakters nahe.

276 Zur Geschichte der Trostburg und ihrer Umgebung im Allgemeinen sei hier verwiesen auf Hohenbühel, Geschichte der Siedlung Waidbruck (wie Anm. 9) 52–95; ders., Trostburg (wie Anm. 9); Zallinger, Trostburg (wie Anm. 6) 258–324.

277 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 507.

278 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 501; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 316, 335; BU I (wie Anm. 47) Nr. 44; Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 109; Schrott, Liber testamentorum (wie Anm. 139) Nr. 105.

279 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 109; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 335; Schrott, Liber testamentorum (wie Anm. 139) Nr. 105.

280 Schrott, Liber testamentorum (wie Anm. 139) Nr. 146; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 461. Irmgard war eine Tochter Arnolds von Schöneck. Vgl. Töchterle, Die Herren von Rodank und Schöneck (wie Anm. 38) 22 f.

281 Vgl. Zallinger, Trostburg (wie Anm. 6) 259; Hohenbühel, Geschichte der Siedlung Waidbruck (wie Anm. 9) 56; ders., Trostburg (wie Anm. 9) 5; Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 173, 266 (hier unter „Heurich“).

282 So beispielsweise Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 598, 624, 682.

283 Matthias Frei, Das Memoriale Benefactorum des Augustiner-Chorherrenstift Neustift, verfasst von Johannes Librarius 1463, Hausarbeit am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 1960, 74 (25).

284 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 28; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 417.

Heinrich von Saleck lässt sich von 1184 bis 1189 urkundlich nachweisen[285] und war also spätestens 1192 nicht mehr am Leben. Sein Bruder Hartwig, erstmals zwischen 1184 und 1188 genannt[286], wird letztmalig 1202 erwähnt[287] und nach einer langen zeitlichen Lücke am 25. Juli 1235 als verstorben bezeichnet.[288] Er hatte zwei Söhne namens Gebhard und Ingram sowie eine namentlich unbekannte Tochter.[289]

Hartwig trat 1202 als *Hartwicus de Castellorupto* auf.[290] 1235 und 1237 wurde er durch Gebhard und Ingram gleich mehrfach erwähnt, die darauf hinwiesen, sie seien die Söhne *condam Hartwici Gramanni*[291], *condam d*$^{i}$ *Hartewici Gramanni de Castelruto*[292] oder, gleich zweimal, *condam d*$^{i}$ *Hartewici Gramanni de Castrorupto*.[293] Die Trostburg wirkte also offenbar nicht mehr namengebend.

Dies ist ein Hinweis darauf, dass sie sich nicht mehr in den Händen Hartwigs befand und noch zu dessen Lebzeiten an die Velturner gelangt war. Als frühester terminus post quem wäre somit also das Jahr 1192 anzusetzen, als spätester terminus ante quem das Jahr 1235. Berücksichtigt man, dass Hartwigs erste Erwähnung in die Zeit zwischen 1184 und 1188 fällt, in der sich auch sein bereits 1192 verstorbener Bruder Heinrich nachweisen lässt, und er selber letztmalig 1202 auftritt, bleibt Raum für die Vermutung, dass Hartwig wohl schon eine Weile vor 1235 verstorben ist. Zumindest wird die Trostburg in der „Wilhelminischen Zeit" in den Besitz der Herren von Velturns übergegangen sein.

Werfen wir an dieser Stelle kurz einen Blick auf die rechtliche Stellung der Trostburg. Hugo von Trostberg und sein Bruder Wilhelm, Söhne Arnolds von Trostberg-Velturns[294], verkauften 1290 die Trostburg dem sie zu diesem Schritt nötigenden Grafen Meinhard II. von Tirol-Görz.[295] Anlässlich des Verkaufsvorgangs findet sich nirgendwo die Zustimmung oder auch nur die Erwähnung eines Lehensherrn. Als im folgenden Jahr Hugo von Trostberg, wohl ebenso unfreiwillig, noch sechs Höfe in der Umgebung der Trostburg an Meinhard II. veräußerte, wurden diese explizit als freies Eigen bezeichnet.[296] Bei der Trostburg wie auch den dazugehörigen Höfen handelte es sich also um Allod.[297]

---

285 TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 414, 416, 448; Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 150, 170; Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 33.

286 Schrott, Liber testamentorum (wie Anm. 139) Nr. 132.

287 TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 542; Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 185; Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 99. Mit dem von 1225 an auftretenden Hartwig von Kastelruth (Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 18; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 843) kann er nicht nur aus Zeitgründen nicht identisch sein, sondern auch, weil dieser einen Bruder namens Heinrich hatte, der 1227 definitiv unter den Lebenden weilte (TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 891).

288 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 624.

289 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 597 f., 624, 682.

290 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 537; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 541.

291 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 597.

292 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 598.

293 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 624, 682.

294 Dies geht hervor aus BU I (wie Anm. 47) Nr. 222.

295 Görz. Reg. II (wie Anm. 102) Nr. 685. Dieser Vorgang wird in der geplanten weiteren Publikation eine ausführlichere Behandlung erfahren.

296 Görz. Reg. II (wie Anm. 102) Nr. 713.

297 Hohenbühel, Trostburg (wie Anm. 9) 8 und Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 173, 202 halten die Trostburg ebenfalls für Eigenbesitz.

Der Stammsitz des Geschlechtes, die Burg Velturns, war, wie oben bereits eingehend erörtert, zwar ein Lehen des Klosters Ebersberg. Praktisch dürfte dieser Rechtszustand jedoch kaum Konsequenzen gehabt haben, so dass man Burg Velturns zwar nicht de jure aber doch de facto ebenfalls einen allodialen Charakter zugestehen darf.[298] Bemerkt sei an dieser Stelle noch, dass die Velturner im Gericht Feldthurns anscheinend die Hochgerichtsbarkeit ausübten.[299]

Aufgrund ihrer reichen Begüterung im Eisacktal und auf dem Ritten waren sie in einer reichspolitisch wie auch wirtschaftlich hochbedeutsamen Region tief verwurzelt und zugleich sehr präsent.

Seit dem ersten Italienzug Ottos I. des Großen 951 beziehungsweise dessen Kaiserkrönung 962 in Rom kam dem Brenner als einem mit einer Passhöhe von lediglich 1370 m verhältnismäßig niedrigen und zugleich nur einen Auf- und Abstieg erfordernden Alpenpass eine herausragende Bedeutung zu. Fast alle hoch- und spätmittelalterlichen römisch-deutschen Herrscher überquerten ihn, oftmals auch mehrfach. Die Hintergründe waren einerseits die in Rom erfolgende Kaiserkrönung und andererseits natürlich die Politik in den zum Reich gehörenden Teilen Italiens.[300] Daher wurde die Brennerstrecke, die schon seit Römerzeiten von Augsburg über Partenkirchen, den Zirler Berg und Wilten, den Brenner hinauf und dann eisackabwärts bis nach Bozen und Trient führte[301], „für das deutsche und das italienische Volk ein Schicksalsweg", wie Karl Pivec es formulierte.[302]

Daneben darf die Wichtigkeit des Handels nicht übersehen werden. Besonders seit dem 12. Jahrhundert ist eine stetige Zunahme des Verkehrs zu verzeichnen. Durch die Gebirgstäler hindurch kam es zu einem großräumigen Warenaustausch zwischen Mitteleuropa und den Städten Italiens, der sogar eine gesamteuropäische Bedeutung erreichte.[303]

Der gesamte den Brenner überquerende Verkehr zog also, wie erwähnt, durch das Eisacktal. Allerdings befand sich auf dieser Strecke ein Hindernis. Der Abschnitt zwischen Kollmann und Bozen war damals unpassierbar. Daher mussten alle Reisenden

---

298 Vgl. auch Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 202.

299 Zum Gericht Feldthurns vgl. Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol (wie Anm. 113) 401–404; vgl. außerdem Trapp, Velthurns (wie Anm. 84) 172.

300 Vgl. Karl Pivec, Italienwege der mittelalterlichen Kaiser, in: Die Brennerstraße. Deutscher Schicksalsweg von Innsbruck nach Bozen (Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes 1), Bozen 1961, 84–110; Wilhelm Störmer, Alpenübergänge von Bayern nach Italien. Transitprobleme zwischen Spätantike und Hochmittelalter, in: Bayern und Italien. Politik, Kultur und Kommunikation (8.–15. Jahrhundert). Festschrift für Kurt Reindel zum 75. Geburtstag, hg. von Heinz Dopsch, Stephan Freund, Alois Schmid, München 2001, 37–54; Hansmartin Schwarzmaier, Die Markgrafen von Baden und Verona, in: König – Kirche – Adel. Herrschaftsstrukturen im mittleren Alpenraum und angrenzenden Gebieten (6.–13. Jahrhundert) (Vorträge der Wissenschaftlichen Tagung des Südtiroler Kulturinstituts und des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen im Bildungshaus Schloß Goldrain/Vinschgau, 17. bis 21. Juni 1998), hg. von Rainer Loose und Sönke Lorenz, Lana 1999, hier 229–247. Insgesamt existiert zu dieser Thematik natürlich eine sehr große Anzahl an Publikationen.

301 Vgl. Karl Bosl, Die ersten siebenhundert Jahre deutsch-bayerischer Geschichte Südtirols, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 42 (1979) 15–30, hier 23.

302 Pivec, Italienwege (wie Anm. 299) 95.

303 Vgl. Josef Riedmann, Mittelalter, in: Geschichte des Landes Tirol, Bd. 1, 2., überarbeitete Auflage, hg. von Josef Fontana u. a., Bozen/Innsbruck/Wien 1990, 291–698, hier 372.

für dieses Wegstück über den Ritten ausweichen, wobei für den von Norden nach Süden Reisenden bei Kollmann der Aufstieg begann und der Weg in Rentsch bei Bozen wieder das Tal erreichte. Dieser zeit- und kraftraubende Umweg war erst nicht mehr nötig, als der Bozner Bürger Heinrich Kunter einen Saumpfad auf der Strecke zwischen Bozen und der Trostburg erbaute, die ihm der Tiroler Landesfürst Heinrich, verbunden mit der Verpflichtung zur Instandhaltung des Weges und dem Recht der Zollerhebung, 1314 verliehen hatte.[304]

Jedoch wurde der Ritten nicht nur durch den das Eisacktal passierenden Verkehr überquert. Die Talferschlucht am Eingang des Sarntals war damals ebenfalls unpassierbar, weshalb der Weg von Bozen ins Sarntal auch über den Ritten verlief. Dies bedeutet, dass alle Routen von Bozen nach Norden, sowohl diejenige durch das Eisacktal als auch die durch das Sarntal über das Penser Joch, über den Ritten führten.[305] Die einzige Ausnahme stellte ein Nebenweg über den Kastelruther Berg dar. Um es in den Worten Irmtraut Heitmeiers auszudrücken: „Wer den Ritten beherrschte, kontrollierte den Verkehr zwischen Bayern und Italien."[306] In Verbindung damit steht auch die Errichtung des Hospitals zu Lengmoos. Bezeichnenderweise befand sich ein Großteil seines Besitzes in Orten entlang des Weges über den Ritten, so in Kollmann, Sankt Verena, Lengstein, Unterinn, Signat und Bozen.[307] Diese meistens an besonders exponierten Straßenstellen errichteten Hospitäler dienten den Reisenden, besonders aber darunter befindlichen Pilgern und Kranken, als Unterkunft.[308]

Im Zusammenhang mit Lengmoos werden Hinweise auf eine expansiv ausgerichtete Grundhaltung der Velturner sichtbar. Deren schon behandelte, auf die umfangreiche Schenkung Wilhelms II. und seines gleichnamigen Sohnes an Lengmoos von 1211 folgende Verzichtserklärung, verbunden mit der Abgabe einer Besitzgarantie[309], und die auf Betreiben der Bischöfe von Brixen und Trient 1215 gleich zweimalige erneute Verzichtsleistung Wilhelms II. vor zahlreichen herausragenden Persönlichkeiten als Zeugen[310] lassen kaum eine andere Erklärung als ein erhebliches und aus einer expansiven Politik des Geschlechtes resultierendes Misstrauen gegenüber diesem zu.

In Verbindung damit ist auch der Erwerb der Trostburg zu sehen. Betrachten wir zunächst die Lage der zum Urbesitz der Herren von Velturns zu rechnenden Burgen Velturns und Stein. Burg Velturns befand sich in der Nähe der so wichtigen durch das Eisacktal führenden Straße. Burg Stein am Ritten lag an einem Knotenpunkt,

---

304 Vgl. Julia Hörmann, Die „Kuntersweg-Urkunden" – Eine Quellenübersicht, in: Tiroler Heimat 67 (2003) 49–61, hier 49 f., 53; Josef Nössing, Der Zoll am Kuntersweg, in: Der Schlern 60 (1986) 88–95, hier 88 f. Eine Abbildung der Kuntersweg-Urkunde ist bei Pivec, Italienwege (wie Anm. 299) 87, zu finden.

305 Vgl. Irmtraut Heitmeier, Der Ritten im frühen Mittelalter, in: Tiroler Heimat 67 (2003) 29–48, hier 31.

306 Heitmeier, Der Ritten im frühen Mittelalter (wie Anm. 304) 34.

307 Vgl. Friedrich Metz, Der Deutsche Orden in Südtirol, in: Stifte und Klöster. Entwicklung und Bedeutung im Kulturleben Südtirols (Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes 2), Bozen 1962, 302–316, hier 306.

308 Vgl. Riedmann, Mittelalter (wie Anm. 302) 373.

309 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 186; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 614; vgl. auch Kapitel 4.

310 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 116; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 678; vgl. auch Kapitel 4.

an dem der Rittner Fernweg über Unterinn und Siffian sowie eine Steg und Siffian verbindende Seitenstrecke zusammentrafen.[311] Letztere führte auch nach Völs, von dort weiter nach Atzwang und schließlich nach Lengstein, von wo der Weg nach Kollmann weiterging.[312] Nur am Rande sei darauf hingewiesen, dass sich ein Großteil des bereits behandelten, in den Quellen greifbar werdenden Besitzes des Geschlechtes auf dem Ritten in unmittelbarer Nähe der über den Ritten führenden Nord-Süd-Verbindungen befand. Dies gilt insbesondere für die 1211 Lengmoos geschenkten Besitzungen.[313] Zu nennen wären hier auch noch ein 1243 an Lengmoos verkaufter Hof in Buchbach[314] sowie, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe, der Hof in Wolfsgruben.[315]

Die Trostburg mit ihrer unter strategischen Gesichtspunkten einmaligen Lage stellte eine mehr als nur sinnvolle Ergänzung dar. Gehörten die westlich der Trostburg auf dem anderen Eisackufer gelegenen Gebiete zur Grafschaft Bozen und somit zum Hochstift Trient, lag sie noch auf dem Territorium der brixnerischen Grafschaft Norital, zu der auch der Bergrücken von Kastelruth zu rechnen ist. Über diesen führte ein Nebenweg über Tagusens, Tisens und Kastelruth nach Bozen, von dem zusätzlich noch eine Route bei St. Michael über den Panider Sattel nach Gröden abzweigte. Entlang dieser Strecken hatten die Herren von Kastelruth ihre Filiationsburgen Trostburg, Hauenstein, Saleck und Aichach beziehungsweise Wolkenstein und wohl auch die abgegangenen Sitze Hohenletz und Niemandsfreund errichtet.[316] Außerdem befand sich in der unmittelbar unterhalb der Trostburg gelegenen Siedlung Waidbruck ein Übergang über den Eisack, der die Gebiete östlich des Eisacks mit der zum Brenner führenden Fernstraße verband. Die besondere Bedeutung dieses schon aus antiken Quellen bekannten Flussübergangs (*Sublavio*) für die früh- und hochmittelalterliche Raumorganisation im Eisacktal wird durch die Konzentration von Freisinger und Augsburger Streubesitz in Lajen, Gröden, Barbian und auf dem Ritten noch zusätzlich unterstrichen.[317]

---

311 Vgl. K. F. Wolff, Josef Weingartner. Bozner Burgen (Rezension), in: Der Schlern 28 (1954) 141.

312 Zu den Wegen auf dem Ritten vgl. Rottensteiner, Gericht zum Stein auf dem Ritten (wie Anm. 155) 156–162; Karte bei Heitmeier, Der Ritten im frühen Mittelalter (wie Anm. 304) 41.

313 Codex Wangianus (wie Anm. 117) Nr. 186; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 614; zur Lokalisierung vgl. Kapitel 4 und die Karte bei Heitmeier, Der Ritten im frühen Mittelalter (wie Anm. 304) 41.

314 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1159; vgl. auch Rottensteiner, Das Gericht zum Stein auf dem Ritten (wie Anm. 155) 42.

315 Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 53; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 467; vgl. außerdem Rottensteiner, Das Gericht zum Stein auf dem Ritten (wie Anm. 155) 40.

316 Vgl. Hohenbühel, Geschichte der Siedlung Waidbruck (wie Anm. 9) 55; ders., Trostburg (wie Anm. 9) 4. Ob der 1237 mehrmals erwähnte Arnold von Wolkenstein, der wahrscheinliche Erbauer der Burg Wolkenstein, ein Agnat der Herren von Kastelruth war, ist nicht völlig klar. Eine Verwandtschaft lag sicherlich vor. Der nächste Herr der Burg Wolkenstein, Heinrich, war in jedem Falle ein Kastelruther. Vgl. Nicolò Rasmo, Wolkenstein, in: Tiroler Burgenbuch, Bd. 4, Eisacktal, hg. von Oswald Trapp, Bozen/Innsbruck/Wien 1977, 223–234, hier 226. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 505, vermutet eine Verschwägerung Arnolds mit den Kastelruthern. Eine direkte Abstammung Arnolds von den Kastelruthern lehnt er aufgrund des Namens ab.

317 Vgl. Gustav Pfeifer, pontem sive callem qui dicitur Waidepruck. Zur urkundlichen Erstnennung von Waidbruck, in: Dorfbuch Waidbruck. 750 Jahre (1264–2014), Waidbruck 2014, 8–27, hier 10 f. Alexander Freiherrn von Hohenbühel ist außerdem eine genaue Lokalisierung der damaligen Brücke über den Eisack gelungen. Hohenbühel, Geschichte der Siedlung Waidbruck (wie Anm. 9) 59–61. Zu *Sublavio* vgl. außerdem Hohenbühel, Trostburg (wie Anm. 9) 2 f.

Interessanterweise berichtet der der Trostburger Linie der Wolkensteiner entstammende Historiograph Marx Sittich von Wolkenstein in seiner um 1600 verfassten Landesbeschreibung von Südtirol zur Trostburg, *das schlos solt var zeyten Straspeurg gehaisen haben*.[318] In den heute erhaltenen Quellen findet sich kein Hinweis mehr auf diesen Namen. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass sich das Präfix *Trost-* ursprünglich von einem vielfach nachweisbaren alpenromanischen Ausdruck *troj*, *trod* oder *tros* mit der Bedeutung *Straße* oder *Weg* herleitet.[319]

Ein Hinweis auf die Wichtigkeit der Trostburg mag vielleicht auch ihre Nennung 1314 sein, als Heinrich von Görz-Tirol, (Titular-)König von Böhmen, Heinrich Kunter und dessen Ehefrau Katharina den Weg in der Eisackschlucht zwischen *Potzen und Trostp(er)ch* mit der Verpflichtung der Instandhaltung und, unter anderem, dem Recht auf Zolleinnahmen verlieh.[320] Das betroffene Streckenstück erstreckte sich schließlich eigentlich nur bis Kollmann.[321]

Zusammenfassend lässt sich die Erkenntnis gewinnen, dass es den Herren von Velturns gelungen war, den Brennerverkehr im unteren Eisacktal de facto unter ihre Kontrolle zu bringen.[322] Dieser Schritt ist ihnen in jedem Falle noch in der „Wilhelminischen Zeit" gelungen.

Als wenigstens eine der treibenden Kräfte hinter dieser Expansionspolitik kann Heilka, die erste Frau Wilhelms III., gelten. Am 13. Mai (?) 1256 schloss Bischof Bruno von Brixen mit seinen unbotmäßigen Ministerialen einen fünfjährigen Landfrieden. Im Zusammenhang damit wurden die Velturner aufgefordert, Heinrich Maulrapp Besitz zu übergeben, den *Heilka et Velturnenses* diesem vorenthalten (oder entfremdet?) hätten.[323] Dass dieser Vorgang zum damaligen Zeitpunkt schon eine Weile zurückliegen musste, ergibt sich aus der Tatsache, dass Heilka spätestens 1236 verstorben war.[324]

Die Maulrapp waren eine Seitenlinie der Herren von Kastelruth.[325] Heinrich Maulrapp wird 1242 als Bruder Hartwigs und Friedrichs von Kastelruth bezeichnet[326] und erscheint gemeinsam mit diesen auch immer wieder unter dem Herkunftsnamen „von Kastelruth".[327] Auffällig ist, dass Hartwig und Friedrich, die Brüder Heinrichs, im

---

318 Marx Sittich von Wolkenstein, Landesbeschreibung von Südtirol, verfaßt um 1600 (Schlern-Schriften 43), Innsbruck 1936, 256.

319 Zum Namen der Trostburg vgl. Zallinger, Trostburg (wie Anm. 6) 259 und 319, Anm. 8; Hohenbühel, Trostburg (wie Anm. 9) 6, legt dagegen alleine den mittelhochdeutschen, für das Idealverständnis von Herrschaft programmatischen Ehrbegriff *Trost* im Sinne von der vom Burgherrn ausgehenden *Zuversicht*, *Hilfe*, *Sicherheit* zugrunde. Im Ladinischen des Gadertals bezeichnet der Ausdruck *tru* heutzutage einen *kleinen Weg*, *Pfad*. Das Ladinische des Fassatals kennt einen Begriff *troi* oder *troes*, der *sentiero*, *viottolo* bedeutet. Vgl. Dizionario italiano – ladino fassano. Dizionèr talian – ladin fascian, Vich/Vigo di Fassa 2000–2001, 604. Im Dialekt des Cembratals existiert ein Ausdruck *tróc'*, der mit *sentiero*, *viottolo*, *traccia* übersetzt wird. Vgl. Aldo Aneggi, Dizionario cembrano (triangolo Sovér – Montesovér – Piscine), S. Michele all'Adige, o. J., 169.

320 Hörmann, Die „Kuntersweg-Urkunden" (wie Anm. 303) 53, Nr. 1.

321 Vgl. Nössing, Der Zoll am Kuntersweg (wie Anm. 303) 88.

322 So schon Zallinger, Trostburg (wie Anm. 6) 259.

323 BU I (wie Anm. 47) Nr. 131.

324 Vgl. Kapitel 4.

325 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 348 f.

326 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 101.

327 So 1227 (TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 891) und 1237 (Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 700). Hier gilt es anzumerken, dass die von Karl Ausserer, Castelrotto-Siusi. Ein Bild ihres geschicht-

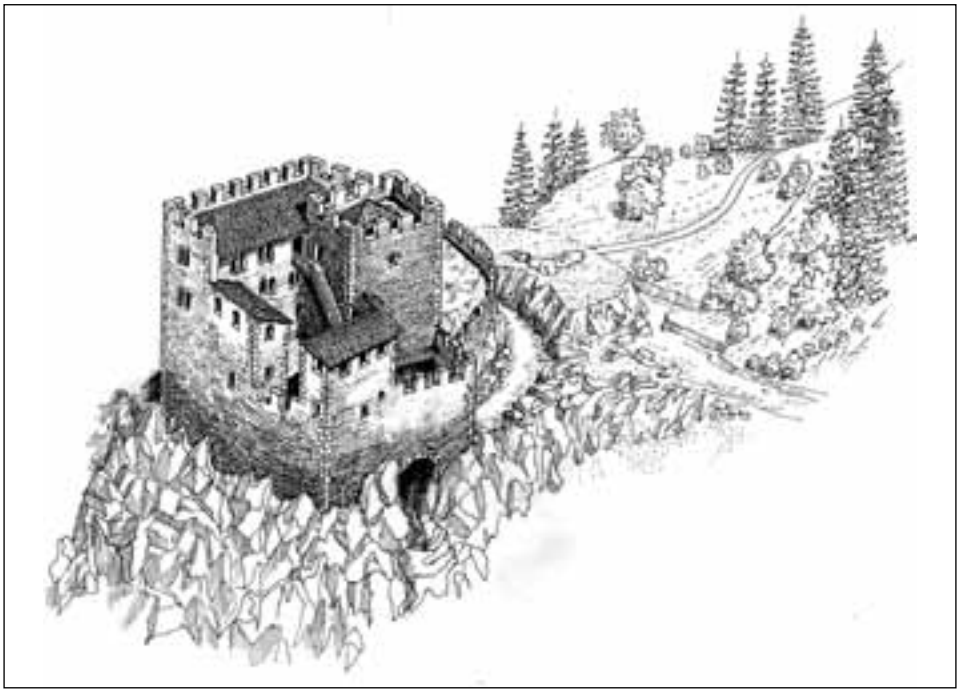


**Abb. 3:** Die Trostburg um 1250. Ein Rekonstruktionsversuch von Loreno Confortini und Alexander Freiherr von Hohenbühel.

**Abb 4:** Die Trostburg. Foto Clemens Egger.

Umfeld der Velturner auftraten. Als Heilka ihr Testament abfasste und mit Zustimmung ihrer Söhne Arnold und Hugo einen Hof bei Rodeneck an Neustift übergab, waren *dominus Hærtwicus et frater suus Fridericus de Chastelrut* ihre Spitzenzeugen.[328] Anlässlich des Verkaufs der Güter im Zillertal und in und um Gossensaß 1242 durch Arnold, Hugo und Ulrich, also Heilkas Söhne, fungierte Hartwig ebenfalls als Zeuge.[329] Irgendeine Verbindung muss also bestanden haben. Näheres lässt sich nicht feststellen.

Ergänzend sei bemerkt, dass die Herren von Pray den unterhalb der Trostburg gelegenen Tirlerhof von den Herren von Velturns zu Lehen trugen.[330] Die Pray gehörten wiederum von Anfang an zur Dienstmannschaft der Maulrapp.[331] Wenngleich der Nachweis des Lehensverhältnisses der Pray zu den Velturnern erst aus dem Jahre 1313 stammt, dürften diesem ältere Strukturen zugrunde liegen. Die Trostburg hatte schließlich zum Kernbesitz der Kastelruther gehört. Dass der mit dem Tirlerhof belehnte Herr von Pray den Namen Hartwig trug und als Sohn eines Hartwig bezeichnet wird[332], spricht ebenfalls dafür. Schließlich war der Name Hartwig einer der Leitnamen der Kastelruther.[333] Dass Ministerialen die Namen ihrer Dienstherren trugen, war keine Seltenheit.

Insgesamt ist unübersehbar, dass die Velturner eine bewusste und zielgerichtete Machtpolitik betrieben haben. Aufgrund der Lage ihrer Besitzungen in der direkten Nähe der an diesen vorbeilaufenden außerordentlich wichtigen Nord-Süd-Verbindungen muss der Zugriff auf die Straßen in ihrem Streben eine erhebliche Rolle gespielt haben. Mit dem Erwerb der Trostburg war es ihnen gelungen, sich an einer unter strategischen Gesichtspunkten äußerst günstigen Stelle festzusetzen.

## 7. Von den *nobiles ministeriales* abzugrenzende Ministerialen „von Velturns“

Joseph Sebastian Kögl und, ihm folgend, Leo Santifaller hatten noch alle Personen ritterlichen Standes, die den Herkunftsnamen „von Velturns“ trugen, als Angehörige ein- und desselben Geschlechtes betrachtet.[334] Auf die Existenz mehrerer gleichnamiger Familien hat als Erster Martin Bitschnau hingewiesen. Ihm zufolge erschei-

lichen Werdens, in: Der Schlern 8 (1927) 221–252, hier 228, ausgearbeitete Stammfolge der Kastelruther, nach der Rupert, Friedrich und Hartwig Söhne Hartwigs, genannt „Graman“ seien, nicht korrekt ist. Hier liegt eine Verwechselung mit dem einer späteren Generation angehörenden, erstmals 1225 nachweisbaren Hartwig vor.

328 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 184.

329 Fornwagner, Urkunden (wie Anm. 54) Nr. 38.

330 Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CDXXXI.

331 Vgl. Bitschnau (wie Anm. 5) 131.

332 Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CDXXXI.

333 Beispielsweise Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 146, 184; Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 99; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 541, 843, 885, 886, 905; Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 537, 560; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 18; BU I (wie Anm. 47) Nr. 70, 74; Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CLXX, CXCIX, CCIV, CCXXIII; vgl. außerdem Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 266.

334 Vgl. Kögl, Fünf genealogische Tafeln (wie Anm. 2) Tafel I; ders./Stanger, Genealogisch-heraldisches Adelslexikon (wie Anm. 3) 222–224; Santifaller, Das Brixner Domkapitel (wie Anm. 183) 494.

nen niedere Ritter aus Feldthurns, die wohl als Burgmannen Dienste auf der Burg Velturns versahen, erstmals 1221 mit Richard und Gebhard von Velturns.[335] Diese Aussage trifft allerdings nur auf ein Geschlecht zu.

Ein anderes ist schon deutlich früher nachweisbar. Als zwischen 1155 und 1164 Ulrich von Rasen ein Gut in Rasen an Neustift schenkte, befand sich unter seinen Zeugen ein Eberhard von Velturns.[336] Der direkt vor diesem stehende Albero von Natz war aber kein Mitglied der zur Brixner Hochstiftsministerialität gehörenden Herren von Natz, sondern ist den ritterlichen Dienstleuten des Burggrafen Reginbert von Säben zuzurechnen.[337] Aus der Stellung Eberhards hinter einem Dienstmann des Brixner Ministerialen Reginbert wird klar, dass er keinesfalls den zur ministerialischen Oberschicht gehörenden und, wie oben dargelegt, der freien Nobilität entstammenden Herren von Velturns angehört haben kann, die stets zwischen Mitgliedern der mächtigsten Geschlechter des Landes genannt werden.

1165 wurde Eberhard dann explizit zu den Ministerialen Brixens gerechnet, als er für den Grafen Arnold III. von Morit testierte.[338] Bemerkenswert ist die Tatsache, dass Eberhard dabei zwischen zwei aus Bayern stammenden Personen, Alban von Piesenkam und Eberhard von Mintraching, aufgeführt wird.

Ungefähr in der gleichen Zeit fungierte ein Wilhelm von Velturns als Zeuge des Moriters, als dieser dem Kloster Weihenstephan einen Hof schenkte.[339] Dass Wilhelm trotz seines Namens aller Wahrscheinlichkeit nach nicht den *nobiles ministeriales* angehörte, verdeutlicht ein Blick auf einen Ausschnitt der Zeugenreihe, […] *Albanus de Pusincheim, Willehalmus de Velturns, Cůnradus Herscaft de Moseburch, Rudigerus de Phunzen* […]. Neben dem hier erneut auftretenden Alban von Piesenkam stammten nämlich auch Konrad Herscast, auf dessen Herkunft aus Moosburg direkt verwiesen wurde, und Rüdiger von Pfunzen aus Bayern. Zwischen 1178 und 1189 wurden erstmals Heinrich von Velturns und sein Bruder Alban erwähnt.[340] Der eher seltene Name Alban spricht in Verbindung mit dem gemeinsamen Auftreten für eine Verwandtschaft mit Alban von Piesenkam. Alban erscheint 1196, 1197 und 1205 mehrmals in den Quellen.[341] Sein Bruder Heinrich lässt sich noch 1205, 1207, 1207/1212, 1211 und 1218 nachweisen.[342]

Einige Male trat er dabei zusammen mit Angehörigen der *nobiles ministeriales* von Velturns auf. Auffällig ist, dass er von diesen stets deutlich geschieden wurde. 1211 bezeugte er die Schenkung der Burg Summersberg durch den Grafen von Tirol fünf

---

335 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 202.
336 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 65.
337 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 380 f.
338 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 621.
339 TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 250. Franz Huter datiert die Urkunde auf 1165–1172. Allerdings ist Graf Arnold III. von Morit-Greifenstein bereits 1167 verstorben. Vgl. Landi, Die Grafen von Eppan (wie Anm. 95) 5.
340 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 523.
341 TUB II/2 (wie Anm. 14) Nr. 900, 910; Görz. Reg. I (wie Anm. 232) Nr. 303, 304; Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 158; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 11; Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CLXXXIII, CLXXXIV.
342 TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 558, 564, 612, 740; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 12; Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 160; Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 539, 544; Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. CLXXXV, CLXXXVI.

Stellen hinter Wilhelm II. und Wilhelm III.[343] 1218, ebenfalls in Zeugenfunktion, jetzt für den Bischof von Brixen, steht er drei Stellen hinter Wilhelm II.[344] 1207/1212 testierte er anlässlich des Gütertausches mit St. Georgenberg sogar direkt für Wilhelm II.[345] Von 20 Zeugen befindet er sich dabei zwar an siebter, damit aber dennoch nicht besonders herausragender Position. Noch 1227 fungierte ein Heinrich von Velturns, ob der gleiche, lässt sich nicht sagen, als Zeuge eines Abkommens zwischen dem Erwählten Heinrich von Brixen und dem Grafen von Tirol.[346] Hier wird ebenfalls die Distanz sichtbar. Heinrich befindet sich acht Stellen hinter Wilhelm III. Ähnlich war die Situation auch noch 1228 bis 1230.[347]

Ein Zweig des Geschlechtes nannte sich offensichtlich nach Tötschling und Spielberg, was sich auf den dortigen Spielberghof beziehen wird. Martin Bitschnau verweist auf den 1140/1147 bezeugten Eberhard von Tötschling-Spielberg, der auch unter dem Herkunftsnamen *de Velthurns* auftrat. Da der Name Eberhard bei den Velturnern unbekannt gewesen sei, begründet Bitschnau diese Benennung mit der Nähe der Pfarre Feldthurns zu Tötschling.[348] Wie oben gezeigt wurde, trug jedoch der erste nachweisbare Vertreter der Familie den Namen Eberhard. Da Eberhard von Tötschling-Spielberg und Eberhard von Velturns zeitgleich auftraten, ist eine Personenidentität sehr wahrscheinlich.

Dass es sich bei den Tötschlingern um einen Zweig des Geschlechtes gehandelt hat, wird noch durch einen anderen Vorgang deutlich. Gottschalk von Tötschling führte auch den Beinamen Pitelade.[349] Er hat am 18. Dezember 1247 Bischof Egno von Brixen den Zehnten in Spielberg übertragen, damit dieser selbigen Bruder Heinrich als Vertreter des Klarissenklosters zu Brixen geschenkweise übergibt.[350] Anschließend verlieh Heinrich Gottschalk den Zehnten gegen die Zahlung eines Zinses.[351] Es muss also eine Verbindung zwischen Heinrich und Gottschalk bestanden haben. Ebendieser Heinrich trat ein Jahr früher als Heinrich von Velturns auf.[352]

Wenngleich die Tötschling-Spielberg-Pitelade Ministerialen des Hochstiftes Brixen waren[353], sind sie auch zur ritterlichen Dienstmannschaft der *nobiles ministeriales* von Velturns zu rechnen, wie die vielfache Präsenz im Umfeld der Velturner belegt. So bezeugte Gottschalk die Schenkung des Hofes bei Rodeneck durch Heilka von Velturns[354], den Ehevertrag zwischen Wilhelm III. und Gräfin Agnes von Eppan[355], den Verkauf der Güter in Strass, Gossensaß und im Inntal an St. Georgenberg durch Arnold, Hugo und Ulrich[356], das Gelöbnis der drei Brüder, das Ver-

343 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 539; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 612.
344 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 544.
345 Pockstaller, Chronik (wie Anm. 54) Nr. 18.
346 BU I (wie Anm. 47) Nr. 70; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 886.
347 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 168; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 24; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 896.
348 Vgl. Bitschnau (wie Anm. 5) 164 f.
349 Vgl. Bitschnau (wie Anm. 5) 117 f.
350 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1216.
351 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1217.
352 TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1212.
353 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 118, 165.
354 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 184.
355 BU I (wie Anm. 47) Nr. 93; TUB I/3 (wie Anm. 47) Nr. 1062.
356 Pockstaller, Chronik (wie Anm. 54) 23 f. Fornwagner, Urkunden (wie Anm. 54) Nr. 38.

mächtnis ihres Vaters Wilhelms III. an Kloster San Lorenzo auszuzahlen[357] und eine Seelgerätstiftung Arnolds, Hugos und Ulrichs für ihre Mutter.[358]

Bezeichnenderweise besaßen die *nobiles ministeriales* von Velturns ein Gut zu Tötschling namens Spielberg.[359] Gottschalk scheint, seiner Position in den Zeugenreihen nach zu urteilen, eine herausgehobene Position in der Dienstmannschaft der Velturner innegehabt zu haben.

Dem hier behandelten Geschlecht dürfte auch Witego von Velturns angehört haben. Er war unter anderem im Fassatal und in der Gegend von Gummer begütert.[360] 1221 wurde er sieben Stellen hinter Wilhelm II. geführt.[361]

Die oben angeführten Argumente sprechen gegen eine Verwandtschaft dieser Velturner mit den *nobiles ministeriales* von Velturns. Die Wurzeln des anderen, offenbar auf Eberhard von Velturns zurückgehenden Geschlechtes dürften aufgrund der zweifachen Nennung inmitten von aus Bayern stammenden Personen ebenfalls in Bayern zu suchen sein. Die Niederlassung in Feldthurns müsste in diesem Falle schon vor 1155/1164 erfolgt sein.

Das Phänomen des Auftretens brixnerischer Ministerialen bayerischer Herkunft wird wohl vielschichtige Hintergründe haben. Auf der einen Seite ist der weitverstreute Besitz Brixens in Bayern, der eines militärischen Schutzes bedurfte, zu nennen.[362] Andererseits dürfen auch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Grafen von Morit nicht außer Acht gelassen werden.[363]

An dieser Stelle sei auf eine Spur verwiesen, die hier allerdings nicht eingehender verfolgt werden kann. Alban von Piesenkam, war nicht nur, wie erwähnt, Dienstmann Brixens, sondern trat auch als Ministeriale des Klosters Tegernsee auf.[364] Außerdem erschien er mehrfach im Gefolge der Grafen von Morit.[365] 1155/1164 bezeugten nur Alban von Piesenkam und fünf seiner Dienstleute eine Schenkung Werners von Ahrn.[366] Werner von Ahrn muss in einer engen Verbindung zu Reginbert von Säben gestanden haben. Dies belegen seine häufigen Spitzenzeugenschaften für Reginbert[367], teilweise mit eigenen Dienstleuten[368], sowie für Reginberts Neffen, den gleichnami-

---

357 Süd. Not. Imb. 2 (wie Anm. 97) Nr. 459.
358 BU I (wie Anm. 47) Nr.120.
359 BU I (wie Anm. 47) Nr. 221.
360 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 175, 247.
361 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 15.
362 Vgl. Ludwig Steinberger, Die Begüterung des Hochstiftes Brixen im heutigen Baiern, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg III/58 (1914) 319–349, hier 346–349.
363 Vgl. zu diesen Walter Landi, Durch consanguinitas und amicitia. Genealogische und besitzgeschichtliche Anmerkungen zur Präsenz der Grafen von Morit im Sterzinger und Bozner Becken, in: Antiquitates Tyrolenses. Festschrift für Hans Nothdurfter zum 75. Geburtstag, hg. von Paul Gleirscher und Leo Andergassen (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesmuseums Schloss Tirol 1), Innsbruck 2015, 207–226. Hier verweist Walter Landi auf das Auftreten von Personen aus dem Umfeld der Grafen von Falkenstein, darunter Konrad von Tuntenhausen, Rüdiger von Pfunzen und Alban von Piesenkam-Sachsenkam im Gefolge der Grafen von Morit, vgl. 219 f.
364 Curzel/Varanini, La documentazione (wie Anm. 119) Nr. 74; TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 488.
365 So zum Beispiel Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 54, 81 (hier mit weiteren Zeugen aus der Gegend um Rosenheim); TUB I/1 (wie Anm. 34) Nr. 243. Vgl. außerdem Landi, Durch consanguinitas und amicitia (wie Anm. 362) 219 f.
366 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 76; Neust. UB (wie Anm. 45) Nr. XLII.
367 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 12, 26, 32.
368 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 17.

gen Brixner Dompropst.[369] Beide Reginberte traten wiederum für Werner von Ahrn auf.[370] 1147/1155 testierten Reginbert von Säben und Werner von Ahrn für Bischof Hartmann.[371] 1155/1164 tradierte Werner durch die Hand des Dompropstes Reginbert.[372] Reginbert von Säben verfügte über rechtliche Pertinenzen in Latzfons, nannte sich selber sogar einmal nach dem Ort und verfügte dort über ritterliche Dienstmannen.[373] In zwei Latzfons betreffenden Vorgängen, einer davon mit Involvierung Reginberts, war Werner wiederum Spitzenzeuge.[374]

Die Verbindung zwischen Wilhelm I. von Velturns und Reginbert von Säben wurde oben bereits beleuchtet. Ergänzend sei nur erwähnt, dass 1147/1155 Werner von Ahrn und Wilhelm I. von Velturns als Reginberts Spitzenzeugen auftraten.[375] An einer vasallitischen Bindung Eberhards an Reginbert kann kaum ein Zweifel bestehen, denn bei seiner Erstnennung folgt er nicht nur auf Albero von Natz, einen Dienstmann Reginberts, sondern steht direkt vor Werner von Latzfons. Somit wird es kaum ein Zufall sein, wenn er, ebenso wie Wilhelm von Velturns, unmittelbar neben Alban von Piesenkam aufscheint und auch in diesem Geschlecht der Name Alban Verwendung fand.

Interessant ist ferner das gemeinsame Auftreten mit Konrad Herscast. Er wie auch sein gleichnamiger Sohn standen in enger Beziehung zum Kollegiatsstift St. Kastulus in Moosburg.[376] Diesem Kloster waren wiederum die nicht weit entfernt sitzenden und im vorliegenden Beitrag schon behandelten Herren von Haunwang verbunden, wie aus ihren Traditionen hervorgeht.[377]

Nachdem Alban mehrfach mit Gebhard von Hauenstein und Heinrich von Neuenburg[378], Heinrich mit den Herren *de Monte* und ebenfalls ihren Agnaten, den Neuenburgern, sowie Albert von Reischach genannt wird[379], muss dieses andere Geschlecht „von Velturns“ spätestens ab der Zeit um 1197, dem Zeitpunkt des ersten Auftretens gemeinsam mit Vertretern dieser Ministerialenfamilien, einer gehobenen Schicht der Brixner Ministerialität angehört haben.

Die eingangs erwähnten, 1221 genannten Zeugen *Richardus, Gebehardus milites de Velturnes*[380] lassen sich genealogisch zunächst nicht näher einordnen. Aufgrund ihrer Positionierung vier beziehungsweise fünf Stellen hinter Witego von Velturns

---

369 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 20. Zu Reginbert von Säben und seinem Neffen vgl. Töchterle, Zur älteren Genealogie der Velser, Säbner und Schenkenberger (wie Anm. 37) 71–73, 75, 77.

370 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 30.

371 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 45.

372 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 88.

373 Vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 362.

374 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 42, 43.

375 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 26.

376 Die Traditionen des Kollegiatsstifts St. Kastulus in Moosburg (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte 42), bearb. von Klaus Höflinger, München 1994 (künftig Trad. St. Kastulus), Nr. 98, 100, 103–105, 112, 114, 115a, 125–127, 133, 136, 138, 146 f., 151.

377 Trad. St. Kastulus (wie Anm. 375), Nr. 33, 67, 110.

378 Görz. Reg. I (wie Anm. 232) Nr. 303, 304; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 11; Trad. Neu. (wie Anm. 12) 158; TUB II/2 (wie Anm. 14) 910.

379 Trad. Neu. (wie Anm. 12) Nr. 160; Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 539, 544; BU I (wie Anm. 47) Nr. 52; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 612, 740, 773. Zu den Herren *de Monte* und den Herren von Neuenburg vgl. Bitschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 360–362 und 383–385.

380 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 15.

muss eine Verwandtschaft mit diesem als unwahrscheinlich angesehen werden. Ein 1288 aufscheinender Gebhard von Velturns[381] könnte hingegen ein Nachfahre des Gebhard von 1221 gewesen sein. Der Schwiegersohn des Gebhard von 1288, Egeno, bezeugte einen jährlichen Weinverkauf durch Ebelin von Velturns, dessen Frau Diemut und die Söhne Ebelin, Ebelin und Wilhelm.[382] Nachdem Hugo und Wilhelm von Velturns, also Angehörige der *nobiles minsteriales*, die Spitzenzeugen dieses Vorganges waren, werden Ebelin und seine Söhne wohl zu deren Dienstmannschaft zu rechnen sein. Diese Vermutung wird dadurch bestätigt, dass auf Hugo und Wilhelm *Nicolaus frater dicti Ebelini venditoris et Nicolinus filius dicti Nicolai* folgen.

Nikolaus war Leitname der Herren von Pedratz[383], die zur ritterlichen Mannschaft der Velturner gehörten.[384] Dass sich die Pedratzer auch nach Feldthurns benannten, belegt der Verkauf eines Gutes in Schrambach, den *Nicolaus et Heinricus fratres de Velturns, filii quondam Nicolai de Pedraz et […] Alhaidis soror uterina predictorum fratrum* am 3. Dezember 1299 vornahmen.[385]

Der ebenfalls 1221 erwähnte, deutlich hinter Richard und Gebhard aufgeführte Heinrich von Velturns[386] lässt sich nicht einordnen. Der Name Heinrich war den Pedratzern zwar nicht unbekannt[387], kann aber aufgrund seiner extremen Häufigkeit nicht als Indiz für eine Verbindung gewertet werden.

Etwas anders liegen die Dinge beim 1225 auftretenden *Růbertus de Velturns*.[388] Rudolf von Pedratz hatte nicht nur einen Sohn Nikolaus[389], sondern auch einen weiteren namens *Růbel*.[390] Bei *Růbel* dürfte es sich um eine Koseform von Robert beziehungsweise Rupert handeln.

Weitere, über diese auf dem Prinzip der sogenannten Leitnamen basierende Überlegungen hinausgehende Erkenntnisse lassen sich allerdings nicht gewinnen.

---

381 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 163.

382 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 163. Georg Johannes Kugler hält die Nennung zweier Söhne namens Ebelin für einen Irrtum. Allerdings kam es in der damaligen Zeit vereinzelt vor, dass mehrere Kinder den gleichen Namen erhielten. Als ein Beispiel sei hier auf die aus dem Harz stammenden edelfreien Herren und späteren Grafen von Arnstein verwiesen. Von den sieben Söhnen Walters III. von Arnstein (nachweisbar von 1172 bis 1196) aus dessen Ehe mit Gertrud von Ballenstedt trugen gleich drei den Namen Walter. Vgl. Astaf von Transehe-Roseneck (†), Die ritterlichen Livlandfahrer des 13. Jahrhunderts (Marburger Ostforschungen 12), hg. von Wilhelm Lenz, Würzburg 1960, 70–72.

383 Beispielsweise Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 687; BU II (wie Anm. 102) Nr. 41, 47, 53, 68; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 202; Stolz, Deutschtum 3/2 (wie Anm. 102) 141 f. Nr. 3a.

384 Vgl. Britschnau, Burg und Adel (wie Anm. 5) 105.

385 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 202.

386 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 15.

387 BU II (wie Anm. 102) Nr. 41, 47; Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 202; Stolz, Deutschtum 3/2 (wie Anm. 102) 141 f. Nr. 3a.

388 Urk. Neust. (wie Anm. 92) Nr. 18; TUB I/2 (wie Anm. 30) Nr. 843.

389 Trad. Brix. (wie Anm. 30) Nr. 687.

390 BU II (wie Anm. 102) Nr. 68.

## 8. Fazit

Die Herren von Velturns sind das einzige bedeutsame Geschlecht des Landes an der Etsch und im Gebirge, das, einmal abgesehen von einer mittlerweile über 160 Jahre alten genealogischen Untersuchung, von der Wissenschaft bis heute fast gänzlich unbeachtet geblieben ist.

Schon in besagter Untersuchung wurde auf eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen den vom Zeitpunkt ihrer Ersterwähnung an zur Brixner Hochstiftsministerialität gehörenden Herren von Velturns und den Edelfreien von Schlitters hingewiesen, die auf ein Konnubium zurückgehen soll. Auch in einigen aktuellen wissenschaftlichen Arbeiten, die die Velturner oder die Schlitterer wenigstens ansatzweise berühren, wird von einer solchen Ehe ausgegangen.

Eine eingehende Analyse der Quellen und der Besitzverhältnisse insbesondere im Zillertal führt jedoch zu einem anderen Schluss. Die Verbindung der Herren von Velturns zu den Herren von Schlitters muss agnatischer Natur gewesen sein. Höchstwahrscheinlich handelte es sich bei Wilhelm I. von Velturns um einen Sohn Adalberts von Schlitters. Da die Velturner somit nicht ministerialischen, sondern edelfreien Ursprungs waren, lassen sich auch ihr sehr großer Grundbesitz, ihre auffallend umfangreiche ritterliche Dienstmannschaft und die mehrfachen Eheschließungen mit Angehörigen gräflicher und edelfreier Geschlechter erklären.

Beim namensgebenden Stammsitz, der Burg Velturns, handelte es sich um ein Lehen des oberbayerischen Klosters Ebersberg. Die Begüterung Ebersbergs in Feldthurns ging auf eine aus der Zeit um 1040 stammende Schenkung eines Edlen namens Isinrich zurück, der höchstwahrscheinlich ein Herr von Haunwang war. Als solcher gehörte er wohl zur Verwandtschaft der Grafen von Ebersberg und in jedem Falle zum hohen bayerischen Adel.

Wann die Belehnung der Herren von Schlitters mit den ebersbergischen Gütern zu Feldthurns erfolgte, lässt sich nicht mehr feststellen. Als terminus ante quem kann allenfalls der Zeitraum vor 1142/1147 gelten, wobei auch eine frühere Präsenz der Schlitterer in dieser Gegend keineswegs auszuschließen ist. Auffällig sind die engen Verbindungen der Edelfreien von Schlitters in den Ebersberger Raum. Ein weiterer Schwerpunkt ihrer Beziehungen war offenbar der Chiemgau.

Ein erheblicher Teil der Besitzungen der Herren von Velturns lag auf dem Gebiet der Grafschaft Bozen. Verschiedene Indizien deuten eine allerdings nicht genauer definierbare Verbindung der Velturner zu den Grafen von Eppan, den agnatischen Nachfahren der Grafen von Bozen, an. Nachdem diese wiederum in männlicher Linie von den Grafen von Ebersberg abstammten, ist es durchaus möglich, dass die Schlitterer gemeinsam mit den Ebersbergern in die zum Hochstift Trient gehörende Grafschaft Bozen gelangt waren. Die vielfältigen engen Beziehungen der Velturner in den Trienter Raum weisen in die gleiche Richtung. In der Grafschaft Bozen lässt sich zumindest um 1121/1126 Besitz Adalberts von Schlitters nachweisen.

Die ersten drei Generationen der Herren von Velturns gehörten gleichzeitig der Ministerialität des Hochstiftes Brixen und jener des Hochstiftes Trient an. Hinzu kam eine wenigstens zeitweilige Zugehörigkeit zur Dienstmannschaft des Grafen Albert III. von Tirol. In allen drei Ministerialitäten zählten die Velturner offenbar zu den führenden Persönlichkeiten. Wilhelm III. erscheint überdies als Ministeriale

des Erzbischofs von Salzburg. Außerdem bestand eine vasallitische Bindung zu den Grafen von Eppan-Ulten.

Die Herren von Velturns waren in zahlreiche politisch bedeutsame Vorgänge eingebunden. Hier seien nur ein paar Beispiele genannt. Wilhelm III. wirkte an der Ausarbeitung des Landfriedens von 1229 mit. 1231 gehörte dessen Vater Wilhelm II. jenem Schiedsgericht an, auf dessen Entscheidung hin Herzog Otto von Andechs-Meranien die alten, nach dem Bamberger Königsmord 1208 den Andechsern entzogenen Positionen im Inn- und Pustertal erhielt. Und 1234 war Wilhelm III. aktiv an der Niederwerfung aufständischer Signorien im Hochstift Trient und dadurch an der Sicherung der Position des Bischofs beteiligt.

Wilhelm II. und sein gleichnamiger Sohn leisteten überdies durch ihre umfangreichen Schenkungen einen entscheidenden Beitrag zur Ausstattung der Deutschordenskommende zu Lengmoos auf dem Ritten.

Die Herren von Velturns zeichneten sich durch eine aktive Expansionspolitik aus, deren Ziel offenbar der Zugriff auf die Brennerroute war. Ein großer Teil ihrer Besitzungen befand sich ohnehin direkt neben oder wenigstens in der Nähe der wichtigen, über den Ritten und durch das Eisacktal verlaufenden Nord-Süd-Verbindung, was auch für die beiden zum ältesten Besitz des Geschlechtes gehörenden Burgen Velturns und Stein am Ritten galt. Der Erwerb der unter strategischen Gesichtspunkten einmalig gelegenen Trostburg von den Herren von Kastelruth sollte die Krönung der Aktivitäten der Herren von Velturns darstellen. Dadurch wurde ihnen fortan endgültig die faktische Kontrolle des durch das untere Eisacktal verlaufenden Verkehrs ermöglicht. In die expansionistischen Bestrebungen war auch Heilka, die Ehefrau Wilhelms III., aktiv involviert.

Nach dem Tode Wilhelms III. zwischen 1238 und 1240 kam es zu einer Aufteilung der Besitzungen unter seinen Söhnen. In deren Folge erhielt Arnold die Trostburg, Hugo die Burg Stein am Ritten und Ulrich die Burg Velturns.

In Feldthurns waren mehrere Geschlechter ministerialischen Standes beheimatet, die sich alle nach diesem Ort benannten, aber in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu den im vorliegenden Beitrag behandelten *nobiles ministeriales* standen. Das wichtigste besagter Geschlechter erscheint zwischen 1155 und 1164 erstmals urkundlich, stammte ursprünglich wohl aus Bayern und dürfte mit den Herren von Piesenkam verwandt gewesen sein. Es trat auch unter den Namen „von Tötschling" und „von Spielberg" sowie „Pitelade" in Erscheinung und gehörte an führender Position zur Dienstmannschaft der *nobiles ministeriales* von Velturns sowie zur Ministerialität des Hochstiftes Brixen, wo es spätestens ab 1197 einer gehobenen Schicht angehörte.

Ein weiteres sich nach Feldthurns oder möglicherweise auch nach der Burg Velturns nennendes Geschlecht waren die Herren von Pedratz, Dienstmannen der *nobiles ministeriales* von Velturns. Da sie durchaus als Burgmannen auf Burg Velturns in Betracht gezogen werden können, mag für sie die Burg namensgebend gewirkt haben.

# Tiroler in der niederländischen Vereinigten Ostindien-Kompanie (VOC) (ca. 1680–1795)

Thomas Bunte / Stefan Ehrenpreis / Benjamin van der Linde

## 1. Einführung in das Thema und Fragestellung

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, erst zwanzig Jahre zuvor als Museum der Kultur und Geschichte aller deutschsprachigen Länder gegründet, ging im Jahr 1879 daran, eine Abteilung für Handelsgeschichte aufzubauen. Zu diesem Zweck sammelte man museal verwendbare Objekte, darunter auch Schiffsmodelle, die den Seehandel des 16.–19. Jahrhunderts repräsentieren sollten. Zu diesem Teil der Sammlungen des Museums gehört bis heute ein Modell eines niederländischen Kauffahrteischiffes, das den Dreimastern nachempfunden war, die im Dienst der Vereinigten Ostindischen-Kompanie (eigentlich *Vereenigde Oostindische Compagnie*; im Folgenden: VOC) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwischen Europa und dem Indischen Ozean unterwegs waren.[1]

Nur 80 Jahre nach der Auflösung der niederländischen VOC war man sich in den Kreisen der Wissenschaftler und der Museumsfachleute also noch der Bedeutung der niederländischen Handelskompanie für den deutschsprachigen Raum bewusst. Dazu passt, dass nur wenige Jahre zuvor der Vorstand der Besitzverwaltung der Patrizierfamilie Imhoff einen in preußischen Marinediensten stehenden Verwandten beauftragt hatte, anlässlich eines Flottenbesuchs in der niederländischen Kolonial-Hauptstadt Batavia (Jakarta) Informationen zu verbliebenem Immobilienbesitz des früheren VOC-Generalgouverneurs Gustaaf Willem Baron van Imhoff (1705–1750; Generalgouverneur von 1740–1750) einzuholen.[2]

Die Verbindung Mitteleuropas zur globalen Welt der frühneuzeitlichen Handels- und Kolonialimperien ist jedoch im Laufe des 20. Jahrhunderts weitgehend vergessen worden. Im Gegensatz zur britischen oder auch niederländischen Historiographie, die die Kolonialgeschichte ihrer Länder ausführlich behandeln, sind die weniger starken, aber doch ebenso beachtlichen Verbindungen Mitteleuropas zur außereuropäischen Welt kaum thematisiert. In der Historiographie zur Geschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation kommt auch in heutigen Standardwerken die Beteiligung aus dem Raum des frühneuzeitlichen Reiches an der Europäischen Expansion

---

1 Horst Rüdel / Ralf Schürer, De Eendragt. Ein Schiffsmodell aus den Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums, in: KulturGut. Aus der Forschung des Germanischen Nationalmuseums 50 (2016) 2–4.

2 Archiv des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, Familienarchiv Imhoff. Frederik Willem Stapel, Imhoff (Gustaaf Willem baron van), in: Nieuw Nederlandsch Biografisch Woordenboek 7 (1974) 631–634.

nicht vor. Das Reich war politisch, wirtschaftlich und mental, so scheint es, gerade durch das Fehlen dieser globalen Dimension frühneuzeitlicher Expansion charakterisiert.[3] Es ist wohl kein Zufall, dass jüngst gerade die angelsächsische Forschung diese Dimension des 16. Jahrhunderts für das Reich neu beleuchtet hat: Sowohl durch kapitalistisch-unternehmerisches Handeln als auch durch die Aufnahme der frühen gedruckten Reiseliteratur auf dem Buchmarkt herrschte im Reich eine hohe Aufmerksamkeit für die neue Welt.[4] In der Epoche Kaiser Karls V. waren Augsburger und Nürnberger Kaufleute direkt am Aufbau des spanischen Kolonialreiches beteiligt. Die Welser bekamen sogar die Erschließung und Verwaltung des Gebietes des heutigen Venezuela übertragen, zogen sich hier nach zwanzig Jahren jedoch wieder zurück.[5] Nach einer längeren Pause begannen dann deutsche Territorialfürsten in den Jahrzehnten nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges unter dem Einfluss merkantilistischen Denkens mit Hilfe westeuropäischer Mächte gezielt Kolonialgebiete zu erwerben. Der Hofrat und Merkantilist Johann Joachim Becher (1635–1682) betrieb am Kaiserhof zur gleichen Zeit ebenfalls Versuche, die Handelspolitik des Reiches und Österreichs an globalen Wirtschaftsmärkten auszurichten.[6] Nur im Falle Brandenburgs führte dies zu einem längerfristigen Engagement in einer eigenen Kolonie an der Westküste Afrikas.[7] Am Kaiserhof betrieb man nach dem Anfall der österreichischen Niederlande erfolgreich die Gründung einer eigenen „Ostindischen Compagnie“ in Ostende, die immerhin so erfolgreich agierte, dass Großbritannien im Zuge des Utrechter Friedens (1713) die Einstellung ihrer Aktivitäten erreichte.[8]

Bei allen diesen Kolonial- und Handelsbestrebungen des Reiches spielte die Verflechtung mit den Niederlanden eine wesentliche Rolle. Im Zuge des Abwehrkampfes gegen Spanien 1599 als Zusammenschluss älterer Handelsunternehmen gegründet, erhielt die VOC im Jahr 1602 eine durch die Generalstaaten garantierte Monopolstellung im Handel mit allen Gebieten im Raum des Indischen Ozeans.[9] Die VOC erwarb im Kampf mit den Portugiesen weite Teile des indonesischen Archipels sowie Ceylon (Sri Lanka), hatte aber auch Handelsstützpunkte an der indischen und der chinesischen Küste sowie eine im 18. Jahrhundert wachsende Handels- und Versor-

---

3 Vgl. etwa jüngst Georg Schmidt, Wandel durch Vernunft. Deutsche Geschichte im 18. Jahrhundert, München 2009, wo diese Dimension nicht vorkommt. Dasselbe gilt für die Migrationsforschung, vgl. Ulrich Niggemann, Migration in der frühen Neuzeit. Ein Literaturbericht, in: Zeitschrift für Historische Forschung 43 (2016) 293–321: Die Fernmigration wird hier nicht berücksichtigt.

4 Christine R. Johnson, German Discovery of the World. Renaissance Encounters with the Strange and Marvelous, Charlottesville/London 2008.

5 Jörg Denzer, Die Konquista der Augsburger Welser-Gesellschaft in Südamerika (1528–1556). Historische Rekonstruktion, Historiografie und lokale Erinnerungskultur in Kolumbien und Venezuela (Schriften zur Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 15), München 2005; Götz Simmer, Gold und Sklaven. Die Provinz Venezuela während der Welser-Verwaltung (1528–1556), Berlin 2000.

6 Herbert Hassinger, Johann Joachim Becher 1635–1682. Ein Beitrag zur Geschichte des Merkantilismus, Wien 1951.

7 Sven Klosa, Die Brandenburgische-Africanische Compagnie in Emden. Eine Handelscompagnie des ausgehenden 17. Jahrhunderts zwischen Protektionismus und unternehmerischer Freiheit, Frankfurt am Main 2011.

8 Herbert Hassinger, Die erste Wiener orientalische Handelskompagnie, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1 (1942) 1–53; dazu jüngst auch Ann Coenen, Carriers of Growth? International Trade and Economic Development in the Austrian Netherlands, Leiden 2015.

9 Femme S. Gaastra, The Dutch East India Company. Expansion and Decline, Zutphen 2003.

gungsstation am Kap der Guten Hoffnung. In Nagasaki hielt die VOC die einzige europäische Niederlassung in Japan, das ansonsten in der Edo-Zeit (1603–1868) keinen ausländischen Mächten die Gründung von Handelsstützpunkten gewährte. Bis zu ihrer Auflösung im Jahr 1799 im Zuge der napoleonischen Eroberung der Niederländischen Republik 1795 stellte sie das wohl größte europäische Unternehmen dar, bevor die britische East India Company ihr diesen Platz abnahm. Die VOC wurde durch einen Ausschuss ihrer sechs regionalen Kammern geleitet, der im Amsterdamer „Ostindienhaus" seinen Sitz hatte und durch den Generalgouverneur in Batavia (Jakarta) vertreten wurde. Die Gesellschaft hatte tausende von Anteilseignern in der Niederländischen Republik und im Ausland, darunter auch im Reich.[10]

In Österreich war die VOC als Verbindungspartner für den kolonialen Handel seit der Tätigkeit Johann Joachim Bechers am Kaiserhof gut bekannt. Darüber hinaus hatten sich die politischen Beziehungen mit der Niederländischen Republik allgemein im Laufe des 17. Jahrhunderts stark verbessert, seitdem der Kriegszustand zwischen ihr und Spanien im Westfälischen Frieden 1648 beendet worden war. Die Entstehung eines diplomatischen Austauschs, der gemeinsame Interessen gegenüber Frankreich berücksichtigte, führte schließlich im Spanischen Erbfolgekrieg zu einem Bündnis des Kaiserhofes mit den Seemächten. Auch im offiziellen Umgang verbesserte sich die gegenseitige Wahrnehmung.[11] Diese politischen Entwicklungen spiegelten sich auch in den Wirtschaftsbeziehungen wider. Für Tirol ist neben diesen politisch-diplomatischen Veränderungen zwischen dem Kaiserhaus und den Niederlanden der Faktor der Handelsbeziehungen besonders wichtig. Die Alpenpässe waren für den Handel zwischen den Häfen der Nordsee, vor allem Amsterdam und Antwerpen, und Mitteleuropa sowie Italien von großer Bedeutung.[12]

Zielsetzung dieses Aufsatzes ist es zu klären, in welchem Umfang Personen aus Tirol in der VOC gedient haben. Der vorliegende Beitrag widmet sich einer ersten Skizzierung der Forschungsprobleme und -fragen. Die Fokussierung liegt auf der Anzahl der Tiroler, ihren Herkunftsorten sowie ihren Tätigkeiten in der VOC. Dabei wird zunächst (Kap. 2) das Personal der VOC allgemein und nach seinen Aufgaben beschrieben. Im dritten Kapitel werden erste Ergebnisse über das aus Tirol stammende Personal dargestellt. Die dort geschilderten Zusammenhänge bilden Erkenntnisse eines sich in Arbeit befindlichen Forschungsprojektes des Kernfachs der Geschichte der Neuzeit[13] an der

---

[10] Die Anteilseigner aus dem Reich sind bisher noch nicht untersucht worden, bekannt sind vor allem die Fürsten von Anhalt, die schon zur Gründergeneration gehörten.

[11] Helmut Gabel / Volker Jarren, Kaufleute und Fürsten. Außenpolitik und politisch-kulturelle Perzeption im Spiegel niederländisch-deutscher Beziehungen 1648–1748 (Niederlande-Studien 18), Münster 1998. Bezüglich der politischen Beziehungen des Kaiserhofes zu den Seemächten siehe jetzt auch The Unpublished Letters of Henry St. John, First Viscount Bolingbroke, hg. von Adrian C. Lashmore-Davies, 5 Bde, London 2013.

[12] Hierzu wird eine in Kürze abgeschlossene Frankfurter Habilitationsschrift von Magnus Ressel wesentliche neue Erkenntnisse erbringen. Siehe bisher: Otto Stolz, Geschichte des Zollwesens, Verkehrs und Handels in Tirol und Vorarlberg. Von den Anfängen bis ins XX. Jahrhundert (Schlern-Schriften 108), Innsbruck 1953; vgl. auch: Erzeugung, Verkehr und Handel in der Geschichte der Alpenländer, hg. von Franz Huter und Georg Zwanowetz (Tiroler Wirtschaftsstudien 33), Innsbruck 1977; Helga Noflatscher-Posch, Die Jahrmärkte von Hall in Tirol. Ein Handelszentrum in der frühen Neuzeit, Hall in Tirol 1992.

[13] Für die finanzielle Förderung des Projektes ist dem Tiroler Wissenschaftsfond sowie der Österreichischen Forschungsgemeinschaft besonders zu danken.

Universität Innsbruck. Die Untersuchung bewegt sich in einem Forschungsfeld, das noch kaum behandelt ist. Zwar legte der niederländische Historiker Roelof van Gelder 1997 eine erste bahnbrechende Studie zu den Deutschen in Diensten der VOC vor.[14] Jedoch stützte er sich fast ausschließlich auf autobiografische Texte, die von solchen Personen angefertigt worden waren, die aus dem Heiligen Römischen Reich stammten und nach ihrem Dienst in der VOC auch dorthin zurückkehrten. Das umfangreiche Aktenmaterial der VOC, das sich im Den Haager Nationalarchiv befindet, konnte er ebenso wenig einbeziehen wie Quellenmaterial aus den Herkunftsregionen derjenigen, die die Reiseberichte verfasst haben. Hinsichtlich vergleichbarer Untersuchungen, die ähnlich wie das vorliegende Projekt einen regionalen Zugriff wählen, ist nur auf den jüngst erschienenen Beitrag der Parderborner Historikerin Mareike Menne zu verweisen.[15] In Anlehnung an den dort gewählten Ansatz strebt das in diesem Beitrag vorgestellte Projekt danach, eine Klassifikation der VOC-Angestellten am Beispiel der Tiroler vorzunehmen. Mit der Frage nach individuellen Migrationshintergründen und deren Folgen geht dieses Forschungsprojekt über den kollektivbiografischen Ansatz Mennes hinaus.

## 2. Die VOC und ihr Personal

### 2.1. Klassifikation der Quellen zur Personengeschichte der VOC

Für die Analyse der Motive zum Eintritt in den Dienst der VOC, zum Dienstalltag und zum Leben nach der Rückkehr stehen potentiell verschiedene Quellengruppen zur Verfügung, deren Auswertung in bisherigen Studien erprobt wurde. Dabei ist zwischen Quellen zu unterscheiden, die narrativ über die Fahrt nach Ostindien berichten, und solchen, die seriell Auskunft über das Personal geben. Die zur ersten Gruppe gehörenden Reiseberichte sind als Ego-Dokumente zu klassifizieren, die in narrativer Form die Reiseerlebnisse schildern. Als Ego-Dokumente werden solche Quellen bezeichnet, „in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt".[16] Für deutschsprachige Reisende konnten etliche dieser Berichte sowohl archivalisch als Manuskripte als auch als gedruckte Werke nachgewiesen werden.[17] Solche autobiographischen Zeugnisse liegen in gedruckter Form zwar aus Tirol nicht vor, es könnten allerdings handschriftlich überlieferte Texte, die zurückgekehrte Angestellte der VOC für ihre Familienangehörigen und Nachfahren schrieben – wie von Christoph Carl Fernberger 1633 aus Wien –, auch für Tirol existieren.[18]

---

[14] Roelof van Gelder, Das ostindische Abenteuer. Deutsche in Diensten der Vereinigten Ostindischen Kompanie der Niederlande (VOC). 1600–1800 (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums 61), Hamburg 2004.

[15] Mareike Menne, Elendes Volk, vor Batavia ertrunken – Nordwestdeutsche als Angestellte der niederländischen Ostindienkompanie, in: Paderborner Historische Mitteilungen 27 (2014) 102–124.

[16] Winfried Schulze, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente", in: Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichten, hg. von Winfried Schulze, Berlin 1996, 11–30, 21.

[17] Zur Auswertung siehe: van Gelder, Abenteuer (wie Anm. 14).

[18] Beispiele für unveröffentlichte Manuskripte bei van Gelder, Abenteuer (wie Anm. 14) 202 f., zu Fernberger ebd., 219 f.

Neben diesen Ego-Dokumenten liegen vor allem serielle Quellen über das Personal der VOC vor. Zu den wichtigsten Quellen gehören die Land- und Seemusterungsrollen. Diese Musterungsrollen geben Auskunft über alle in der Kolonie anwesenden Personen und wurden einmal jährlich erstellt.[19] Sie wurden seit 1686 geführt und sind für die Kammern in Amsterdam und Middelburg (Prov. Seeland) überliefert. Die Musterungsrollen umfassen die Namen sowie die Herkunft der Personen, die in der Kolonie lebten. Zudem beschreiben sie den Zeitpunkt, seitdem sich diese in den Kolonien befanden, sowie das Schiff, mit dem sie angekommen waren. Darüber hinaus finden sich in diesen Listen Hinweise auf die Kammern, von denen die Angestellten angeworben worden waren.

Eine weitere Quelle für das Personal der VOC bilden die Schiffssoldbücher, die Auskunft darüber geben, wer jeweils mit einem der Handelsschiffe gefahren ist. Diese gab es in zweifacher Ausführung, eines für die VOC in den Niederlanden und eines für die Verwaltung in Batavia. Insgesamt sind 2991 Bücher, das sind fast 90 % des ursprünglichen Bestandes, im *Nationaal Archief* (im Folgenden NA) in Den Haag überliefert. Bei den im NA archivierten Büchern handelt es sich um die Verzeichnisse, die nach Ankunft der Schiffe in Batavia wieder in die Niederlande zurückgesandt wurden.[20] Die Bücher geben darüber hinaus Auskunft über die Soldzahlungen, die an die angeworbenen Männer geleistet wurden.[21] Wichtig ist, dass die Männer in den Soldbüchern der Schiffe registriert sind, mit denen sie die Niederlande verlassen hatten. Jedoch haben einige beim Kap in Afrika das Schiff gewechselt. Zudem sind noch Listen über die sogenannten „gekwalificeerde" überliefert, die Auskunft über Amtsträger in der Kolonie geben. Dabei handelt es sich sowohl um zivile als auch militärische Amtsträger. Die Listen nennen vor allem die Namen dieser Personen.[22] Die über die Datenbank des NA abrufbaren Daten, die auch die Grundlage für die folgenden Ausführungen bilden, stammen hauptsächlich aus den Schiffsoldbüchern.

Eine weitere, wohl besser als autobiographische Texte überlieferte Quellengruppe aus der Provenienz der Angestellten selbst stellen Briefe dar, die sie an ihre Familien oder Freunde in der Heimat schrieben. Für diese Briefe stellte die VOC seit dem späten 17. Jahrhundert einen Postdienst zur Verfügung, der die Schreiben mit dem regelmäßigen Schiffsverkehr nach Europa transportierte und dort für ihre Weiterversendung sorgte. Aus bisher bekannt gewordenen Beispielen lässt sich zeigen, dass nicht nur Einzelschreiben, sondern auch Konvolute von Briefen überliefert sind, die an dieselben Empfänger gingen.[23] Freilich ist man hier auf Zufallsüberlieferungen

---

19 Frank Lequin, Het personeel van de Verenigde Oost-Indische Compagnie in Azië in de 18e eeuw. Meer in het bijzonder in de vestiging Bengalen, Alphen aan den Rijn, 2. Auflage 2005, 21 f.

20 Die Informationen aus diesen Büchern sind in einer Datenbank zusammengefasst worden, die sich über die Website des NA abrufen lässt. Die Datenbank ist zu finden unter: http://www.gahetna.nl/collectie/index/nt00344/q/zoekterm/voc/q/comments/1 als Bestandteil der allgemeinen Internetpräsentation des NA (www.gahetna.nl) sowie in Form einer speziellen Datenbank: http://vocopvarenden.nationaalarchief.nl (abgerufen am 3.8.2016). Beide Datenbanken beruhen jedoch auf dem gleichen Datensatz, der insgesamt 774.200 Personen umfasst.

21 Lequin, personeel (wie Anm. 19) 24 f.

22 Lequin, personeel (wie Anm. 19) 27 f.

23 Stefan Ehrenpreis, Scribal Networks: Germans in the Dutch Colonial Empire and Their Communication, in: Deshima. Revue d'histoire globale des Pays du Nord 3 (2009) 91–103.

angewiesen, die für das kleine Segment adliger VOC-Angestellter dort häufiger anzutreffen sind, wo ein Familienarchiv vorhanden ist.

Schließlich ist für die Perspektive auf das Leben nach der Rückkehr und die Erfahrungsgeschichte jede Quelle von Interesse, die Einsichten in die Rückkehrphase und das spätere Leben der VOC-Angestellten erkennen lässt. Hierzu ist die Identifikation der Individuen, die in der Datenbank des Schifffahrtspersonals aufgeführt sind, nach Herkunftsort und Familie notwendig. Anschließend kann mit Hilfe regionaler oder lokaler Quellen nach weiteren Informationen gesucht werden, etwa über Gerichts-, Notars- oder Steuerakten sowie über die kirchliche und sonstige Aktenüberlieferung.

### 2.2. Arbeitskräfte – Klassifizierung und geographische Herkunft

Hauptsächlich beschäftigte die VOC Seeleute und Militärs als Arbeitskräfte. Diese wurden regelmäßig angeworben und bildeten das personelle Rückgrat für die Unternehmungen. Darüber hinaus gab es in der VOC auch spezielle Berufsgruppen, wie beispielsweise Bergleute, die jedoch gezielt durch Vereinbarungen mit anderen Ländern und Herrschern angeworben und zum Dienst in den Kolonien verpflichtet wurden. Für den Bergbau lassen sich dabei besonders Verbindungen nach Sachsen und zu den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg nachweisen, in deren Herrschaftsgebiet der Harz lag.[24] Die Matrosen waren für die Durchführung der Überfahrt zuständig, die Militärs übernahmen in der Kolonie die wichtige Aufgabe, Forts und Handelsniederlassungen zu bewachen. Darüber hinaus wurden auch Handwerker für die Kolonie angeworben. Die Matrosen und die kolonialen Soldaten sind in der bisherigen Forschung kaum untersucht worden, vor allem auch nicht im Verhältnis zueinander. Oftmals entstammten Matrosen und Soldaten den gleichen sozialen Milieus, ehe sie sich für den Dienst anwerben ließen.[25]

Die VOC war als Arbeitgeber besonders attraktiv für Personen aus den Niederlanden sowie aus dem norddeutschen Raum,[26] aber auch Personen aus Skandinavien dienten vermehrt bei der VOC, was sich vermutlich durch die Küstennähe begründen lässt.[27] Mitte des 17. Jahrhunderts erreichte die ausländische Population in den Niederlanden ihren Höhepunkt, 8 % der gesamten Bevölkerung stammte aus dem Ausland.[28] Zudem wurden in den Niederlanden höhere Löhne als in anderen euro-

---

[24] Karel Davids, The Rise and Decline of Dutch Technological Leadership. Technology, Economy and Culture in the Netherlands, 1350–1800, Leiden/Boston 2008, 237; Mary Somers Heidhues, Johann Wilhelm Vogel and the Sumatran Gold Mines: One Man's Fortune, in: Archipel 71 (2006) 221–238.

[25] Als Gruppen der Arbeitsmigranten: Jan Lucassen, Migrant Labour in Europe 1600–1900. The Drift to the North Sea, London/Sydney/Wolfeboro 1987, 3 f. Siehe dazu auch Benjamin van der Linde, Formen und Funktionen der Migration von Soldaten in den Niederlanden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Militärische Migration vom Altertum bis zur Gegenwart, hg. von Christoph Rass, Paderborn 2016, 127–142.

[26] Jelle van Lottum, Across the North Sea. The Impact of the Dutch Republic on International Labour Migration, c. 1550–1850, Amsterdam 2007, 30 f.

[27] Van Lottum, Across the North Sea (wie Anm. 26) 33.

[28] Van Lottum, Across the North Sea (wie Anm. 26) 60–62.

päischen Gebieten bezahlt; so verdiente ein Seemann bei der VOC in zwei Monaten so viel wie ein Seemann in Norwegen in eineinhalb Jahren.[29] Besonders attraktiv war die wirtschaftlich stärkste Provinz Holland, wo um 1650 rund 18 % der Einwohner einen ausländischen Hintergrund aufwiesen.[30] Schwierig ist es jedoch, solche Menschen in den Quellen zu fassen, wenn sie sich nicht häuslich in den Niederlanden niederließen, nicht heirateten oder keine Kinder taufen ließen und somit nicht registriert wurden. Die meisten Statistiken beruhen auf der Auswertung von Kirchenbüchern oder anderen seriellen Quellen.[31] Besonders die VOC-Mitfahrenden gehörten zu der Gruppe, die sich oftmals nicht in den Handelsstädten niederließ, sondern direkt für die Schiffe angeheuert wurde, und für die die Republik daher nur als Transitland diente.

Bei der VOC dienten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts rund 50 % Niederländer, 41 % aus deutschsprachigen Gebieten und 5 % aus Skandinavien. Die restlichen 4 % stammten aus anderen Gebieten beziehungsweise konnte deren Herkunft nicht ermittelt werden.[32] Die Attraktivität, in die Niederlande zu gehen, begründet sich darin, dass die Republik aufgrund ihrer ökonomischen Prosperität viele Arbeitsplätze schuf. Da die Deckung der Anzahl der benötigten Arbeitskräfte nicht durch die einheimische Bevölkerung gewährleistet werden konnte, war die Republik auf Immigration von Arbeitskräften angewiesen. Das Phänomen dieser Wanderungsbewegung, die sich vor allem auf den Nordseeraum erstreckte, hat die Forschung besonders betont.[33]

Der Aufschwung der niederländischen Ökonomie begann mit dem Aufstand gegen Spanien und der Gründung der Republik Ende des 16. Jahrhunderts. In Folge dessen verlagerten sich wichtige Finanzströme von Antwerpen nach Amsterdam, und reiche Kaufleute zogen in die Niederlande. Die 1602 gegründete VOC ist daher als eine Folge dieser Kumulierung der Finanzströme zu sehen. Im Gegensatz zu den deutschen Staaten waren die Niederlande zudem nicht beziehungsweise kaum vom Dreißigjährigen Krieg betroffen, sodass eine Abwanderung nicht nur Arbeit, sondern auch Schutz bot.[34]

Im niederländischen maritimen Arbeitssektor gehörte die VOC zwar zu den großen Arbeitgebern für Seeleute, jedoch waren wesentlich mehr Personen auf den Schiffen für den Handel in Europa sowie bei der niederländischen Marine angestellt.[35] Das VOC-Gehalt lag in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts leicht höher als das der Seefahrer bei der Marine.[36] Dennoch waren in der VOC mehrheitlich Niederländer als Seeleute angestellt, die Zahl der Ausländer überstieg nie 50 %, auch wenn sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besonders stark zunahm.[37] Zu vermuten ist, dass besonders für die Seefahrt erfahrene Kräfte benötigt wurden. Im Militär der VOC hingegen waren deutlich mehr Ausländer vertreten.

---

29 Van Lottum, Across the North Sea (wie Anm. 26) 61 f.
30 Van Lottum, Across the North Sea (wie Anm. 26) 63.
31 Van Lottum, Across the North Sea (wie Anm. 26) 66.
32 Van Gelder, Abenteuer (wie Anm. 14) 42.
33 Vgl. Lucassen, Migrant Labour (wie Anm. 25).
34 Daniel de Iongh, Het Krijgswezen onder de Oostindische Compagnie, 's-Gravenhage 1950, 79.
35 Van Lottum, Across the North Sea (wie Anm. 28) 134.
36 Ingrid Gracia Dillo, De Nadagen van de Verenigde Oostindische Compagnie. 1783–1795. Schepen en Zeevarenden, Amsterdam 1992, 84.
37 Van Lottum, Across the North Sea (wie Anm. 26) 137.

### 2.3. Problematisierung: Soldaten und weitere Militärs in der VOC

Da die meisten Tiroler VOC-Mitfahrenden als Militärs angeworben worden waren,[38] soll an dieser Stelle genauer auf das koloniale Militär eingegangen werden. Bei der Anwerbung in der VOC bestand in der Regel nur die Möglichkeit, sich als Matrose, als Soldat oder in einigen Fällen als Handwerker anwerben zu lassen. Andere Berufsgruppen wurden nicht angeworben.[39] Der militärische Dienst in den Kolonien war jedoch kaum mit dem in Europa vergleichbar. In der Kolonie waren die Soldaten meistens unterbeschäftigt, da es jenseits der Bewachung der Forts keine fordernden Aufgaben für sie gab. Aufgrund der Freizeit, die sie genossen, arbeiteten viele Soldaten auch anderweitig in der Kolonie, indem sie beispielsweise kleinere handwerkliche Tätigkeiten übernahmen.[40]

Im 18. Jahrhundert dienten im Schnitt auf den VOC-Festungen insgesamt 10.454 Soldaten. Im Jahr 1782 ist die größte Anzahl von Soldaten mit 13.374 festzustellen, 1701 die niedrigste mit 8.001.[41] Insgesamt gehörten rund 50 % der Anwesenden in der Kolonie zum Militär.[42] Die Zahl der Soldaten stieg stark an, in der Mitte des 17. Jahrhunderts hatten noch rund 4.000 Männer im Militär der VOC gedient.[43] Der Anstieg der Sollzahlen im Militär führte dazu, dass immer mehr Männer angeworben werden mussten, die nun vor allem aus dem Heiligen Römischen Reich stammten.[44] Ab den 1700er-Jahren dienten immer mehr Ausländer, spätestens ab den 1710er-Jahren überstieg die Anzahl der Ausländer 50 %.[45] Van Gelder gibt an, dass angeblich sogar 60 % der Soldaten aus dem Ausland stammten:[46] Bei den Soldaten sollen es 1770 sogar 80 %, bei den Seeleuten 50 % gewesen sein.[47]

Kern der Armee in der Kolonie war die Infanterie, die jedoch wesentlich schlechter trainiert und ausgestattet war als bei den Streitkräften in der Republik. Unter anderem wurden Waffen, die in Europa längst gängig waren, den kolonialen Truppen erst mit starker Verspätung zur Verfügung gestellt. So wurde das Feuersteingewehr, der sogenannte „Snaphaan", erst um 1700, also rund 60 Jahre später als in Europa, eingeführt. Ein Grund dafür bestand darin, dass die Armee nicht so sehr dazu diente, große Kriege zu führen, als vielmehr die Forts und Handelsniederlassungen zu verteidigen, damit der Handel ungestört fortgesetzt werden konnte.[48] Veraltete Waffen genügten in der Kolonie, weshalb die VOC alte Waffenbestände der kontinentalen Truppen aufkaufte.[49] So

---

38 Siehe dazu den Abschnitt 3.3.
39 De Iongh, Krijgswezen (wie Anm. 34) 79.
40 De Iongh, Krijgswezen (wie Anm. 34) 84 f.
41 Lequin, personeel (wie Anm. 19) 83.
42 Lequin, personeel (wie Anm. 19) 83.
43 Op de schepen der Oost-Indische Compagnie. Vijf artikelen van J. de Hullu, ingeleid, bewerkt en voorzien van een studie over de werkgelegenheid bij de VOC, hg. von Jacobus Ruurd Bruijn / Jan Lucassen, Groningen 1980, 15.
44 Bruijn/Lucassen, Op de schepen (wie Anm. 43) 23.
45 Bruijn/Lucassen, Op de schepen (wie Anm. 43) 21.
46 Van Gelder, Abenteuer (wie Anm. 14) 42.
47 Van Gelder, Abenteuer (wie Anm. 14) 42.
48 De Iongh, Krijgswezen (wie Anm. 34) 90 f.
49 Benjamin van der Linde, Das Leibregiment der friesischen Statthalter. Kriegsgerichte, Offizierslaufbahnen und militärische Lebenswelten in den Garnisonsstädten Leeuwarden, Groningen und Emden 1666–1752 (Historische Forschungen 113), Berlin 2016, 58.

waren hier im Jahr 1743 noch Pieken im Gebrauch, die auf dem Kontinent aufgrund der veränderten Kriegsführung, die vor allem auf Belagerungstaktik beruhte, bereits 1708 abgeschafft worden waren.[50]

Insgesamt scheint das Militär in der Kolonie daher kaum den professionellen Anforderungen gerecht geworden zu sein, die in der Republik oder auch bei anderen europäischen Großmächten gestellt wurden. Gegner bei bewaffneten Konflikten in der Kolonie – wie beispielsweise bei den javanischen Erbfolgekriegen (1703–1708; 1718–1723; 1746–1757) – waren stets die einheimischen Bewohner und Herrscher, die weder waffentechnisch noch strategisch auf europäischem Standard waren. Erst unter Generalgouverneur Gustaaf Willem Baron van Imhoff wurde das Militärwesen ab den 1740er-Jahren stärker professionalisiert. Mit Zustimmung der Generalstaaten veranlasste er eine umfassende Militärreform.[51] So wurden Soldaten erstmals in Regimentern und nicht mehr in Kompanien zusammengefasst, eine Entwicklung, die in der Republik bereits in den 1670/80er-Jahren stattgefunden hatte.[52] Zum Teil setzte sich die Armee auch aus einheimischen Personen zusammen, die in den Kolonien angeworben worden waren.[53]

## 3. Die VOC-Fahrenden

### 3.1. Personengeschichte als Methode

Seit dem Ende des Historismus als maßgebliche Methode der Geschichtswissenschaft sowie seit der sozialgeschichtlichen Wende hat sich die Forschung verstärkt den Lebensumständen der Personen zugewandt, die zuvor unterpräsentiert waren. Die Veränderung der Perspektive und damit verbunden die Ausdehnung der geschichtswissenschaftlichen Forschung auf andere, bis dato wenig beachtete Quellenbestände ermöglichte es, zahlreiche Bevölkerungsgruppen in den Blick zu nehmen. Im deutschsprachigen Raum ist die Untersuchung von größeren Bevölkerungsgruppen vor allem mit der Methode der Kollektivbiografie verbunden. Diese besteht darin, durch Kombination von Daten zu Einzelpersonen zu ermitteln, welche Eigenschaften und Verhaltensweisen typisch waren und welche von der Norm abwichen. Diese seit den 1970er-Jahren betriebene Personengeschichte ist nach wie vor wissenschaftlich präsent.[54] Neben dieser prosopografischen Methode als einer Herangehensweise, die besonders viele Menschen in den Blick nimmt, hat sich seit den späten 1970er-Jahren mit der Mikrogeschichte eine Methode etablieren können, die vor allem das

---

50 De Iongh, Krijgswezen (wie Anm. 34) 93; van der Linde, Leibregiment (wie Anm. 49) 57.

51 De Iongh, Krijgswezen (wie Anm. 34) 150.

52 Vgl. de Iongh, Krijgswezen (wie Anm. 34) 151; van der Linde, Leibregiment (wie Anm. 49) 33–36.

53 Den Haag, Nationaal Archief, Bestand: VOC, Nr. 11225.

54 Wilhelm Heinz Schröder, Kollektivbiographie als interdisziplinäre Methode in der Historischen Sozialforschung: eine persönliche Retrospektive, in: Historical Social Research / Historische Sozialforschung. Zentrum für Historische Sozialforschung / Center for Historical Social Research, Supplement No. 23 (2011) 1–453; Wilhelm Heinz Schröder, Kollektive Biographien in der historischen Sozialforschung. Eine Einführung, in: Lebenslauf und Gesellschaft. Zum Einsatz von kollektiven Biographien in der historischen Sozialforschung, hg. von Wilhelm Heinz Schröder, Stuttgart 1985, 8–17.

Individuum in den Mittelpunkt stellt. Durch die Verkleinerung des Untersuchungsgegenstandes konnte erstmals das Wirken einzelner Akteure untersucht werden, die nicht zur gesellschaftlichen Oberschicht gehörten.[55]

Vor allem die Methode der Personengeschichte hat für das Projekt wesentliche Bedeutung, wenn es darum geht, jene Personen aus Tirol zu verorten, die mit den Schiffen der VOC nach Asien gefahren sind und in der Kolonie ihren Dienst versehen haben. Dabei gilt es zunächst aus der oben genannten Datenbank jene Genannten herauszufiltern, die Tirol bzw. Tiroler Städte und Ortschaften als Herkunftsangabe aufweisen. Das Untersuchungsgebiet des Projektes beschränkt sich nicht ausschließlich auf die Grenzen des heutigen österreichischen Bundeslandes Tirol, sondern umfasst alle Personen, welche aus der damaligen Grafschaft Tirol stammten.

Zunächst geht es um die Verortung der Personen innerhalb Tirols, um durch zusätzliche Untersuchungen weiterführende biografische Informationen über sie zu erhalten. Die Analyse der VOC-Datenbank stellt also vor allem die Basis für weitere Untersuchungen bezüglich der Tiroler, die in der VOC gedient haben, dar. Bei der Rekrutierung von Angestellten aus Tirol handelt es sich um die regionale Manifestation eines globalen Prozesses. Da für uns die Globalgeschichte eher eine Perspektive denn ein Gegenstand ist, bietet sich die Erforschung eines Teilaspekts der Entwicklung eines der ersten transnational agierenden Unternehmen der Weltgeschichte geradezu an, um innerhalb begrenzter Bezugspunkte grenzüberschreitende Prozesse und Austauschbeziehungen zu untersuchen oder auch Vergleiche anzustellen. Wie Mareike Menne bei ihrer Auswertung für Personen aus den nordwestdeutschen Gebieten des Reiches betonte, steht die konkrete Erforschung der VOC-Fahrenden, die über das reine Zahlenmaterial hinausgeht, noch am Anfang.[56]

Anhand der Personengruppe der Tiroler sollen mehrere Fragen beantwortet werden. Neben dem Herkunftsort ist das Lebensumfeld der in Dienst getretenen Personen von Interesse, um die Hintergründe der Auswanderung zu beleuchten. So konnte neben ökonomischen Zwängen auch die Flucht vor Strafverfolgung einen Anreiz zum Verlassen der Heimat liefern. Anhand der aus Asien zurückgekehrten Personen wird außerdem der Frage nachgegangen, welche ökonomischen und sozialen Konsequenzen sich aus ihrer Beschäftigung im Ausland ergaben.

### 3.2. Klassifikation von Tirolern in der VOC

Aus der eingangs erwähnten Zahl von 774.200 Einzelnamen sind bisher 142 herausgefiltert worden, die durch das Stichwort Tirol gefunden werden können, wobei eine vollständige Auswertung der Datensätze noch nicht abgeschlossen ist. Es ist daher mit einer Erweiterung der Zahl zu rechnen, die aber vermutlich die Grenze von 200 wohl nicht überschreiten wird. Von diesen 142 Personen wurden zehn ausgesondert, die eindeutig nicht in Tirol geboren wurden, oder deren Herkunft unklar ist. Ein Mann namens „Geritt Tirol“, der sich zweimal zum Dienst in der VOC verpflichtete, wurde

---

[55] Otto Ulbricht, Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit, Frankfurt/New York 2009.

[56] Menne, Elendes Volk (wie Anm. 15) 111–113.

beide Male mit dem Herkunftsort „'s hage"[57] registriert. 'S-Hage ist die Kurzform der Stadt 's-Gravenhage, die heute vor allem unter dem Namen Den Haag bekannt ist. Bei einem weiteren Angestellten mit dem Namen „Lodovicus Tirol" wurde als Herkunftsbezeichnung der Ausdruck „Mons" gewählt,[58] vermutlich ist auf die Stadt Mons im Hennegau im heutigen Belgien zu schließen. In der Datenbank werden außerdem zwei Personen zweimal genannt, weshalb sich die Zahl der bisher festgestellten Personen Tiroler Herkunft auf 130 Personen vermindert. Diese Zahl muss möglicherweise nochmals reduziert werden, denn der aus „Stoufen" stammende Joseph Fink[59] könnte in der erst 1921 in Oberstaufen umbenannten Gemeinde im Allgäu geboren worden sein. Der Ortsname Staufen war allerdings in- und außerhalb der Alpen als Bergbezeichnung gebräuchlich,[60] was eine Verortung in Tirol möglich macht. Die geschilderten Fälle offenbaren die Problematik der Datensätze und Angaben in der Datenbank.

Von den 130 Genannten werden bei 36 Personen genauere Ortsangaben angegeben. Jedoch sind die Schreibweisen der Ortschaften keineswegs immer eindeutig. Während die Schreibweisen Inspruch, Insbrugh, Insprug für Innsbruck oder Priksent, Prieksen für Brixen eindeutig den genannten Städten zugeordnet werden können, ist bei Ortsbezeichnungen wie „Himprich in tirol"[61] die Zuordnung schwieriger. Es ist zu vermuten, dass die Mehrzahl der Personen, die des Schreibens nicht mächtig waren, dem niederländischen Schreiber einen Tiroler Ortsnamen nannte, den dieser nach Gehör notierte. Für die Lokalisierung der Heimatorte der Betreffenden kann daher nur in begrenztem Maße auf Hilfsmittel, wie die „Tiroler Ortsnamenkunde" von Karl Finsterwalder, zurückgegriffen werden. Da, wie bereits festgestellt, nur bei rund 28 % der Genannten überhaupt ein Ortsname vorliegt, erstreckt sich die Suche des Heimatortes bei dem Rest der Gruppe potentiell auf das gesamte Gebiet des damaligen Tirol. Ähnliche Sprachprobleme gelten auch für die registrierten Mannschaftsmitglieder. Deren Namen wurden nämlich ins Niederländische übertragen, was die Identifikation erschwert. Es muss daher genau überprüft werden, inwiefern der Name durch das Aufschreiben eines Niederländers geändert worden sein könnte.[62]

Eine weitere Schwierigkeit stellt das Unterlassen einer Altersangabe der Einzelpersonen in den Schiffssoldbüchern der VOC dar. Dadurch wird die Suche in den jeweiligen Kirchenbüchern der Heimatgemeinden deutlich erschwert, da ein relativ großer Suchzeitraum abgedeckt werden muss. Nur bei Schiffsjungen wird ein Alter

---

57 Vgl. Den Haag, Nationaal Archief, Bestand: VOC, Nr. 14006, Scan 9 und ebd., Nr. 14291, Scan 8 (abgerufen am 27.7.2016).

58 Den Haag, Nationaal Archief, Bestand: VOC, Nr. 13116, Scan 23 (abgerufen am 27.7.2016).

59 Den Haag, Nationaal Archief, Bestand: VOC, Nr. 14224, Scan 23 (abgerufen am 27.7.2016).

60 Vgl. Karl Finsterwalder, Bergnamenkunde zwischen Enns und Rhein. Stand, Mittel und Wege der Forschung in: Tiroler Ortsnamenkunde, Bd. 1: Gesamttirol oder mehrere Landesteile betreffende Arbeiten, hg. von Hermann M. Ölberg / Nikolaus Grass (Schlern-Schriften 285), Innsbruck 1990, 309–329, 322.

61 http://www.gahetna.nl/en/collectie/index/nt00344/bf8aba9b-8f9e-4f01-9841-dda4945d86ad/view/NT00344_opvarenden/sort_column/prs_achternaam/sort_type/asc/q/zoekterm/tirol/q/comments/1 (abgerufen am 27.7.2016).

62 Vgl. zur Tiroler Namenkunde: Karl Finsterwalder, Tiroler Familiennamenkunde. Sprach- und Kulturgeschichte von Personen-, Familien- und Hofnamen (Schlern-Schriften 284) Innsbruck, 2. Auflage 1994.

von unter 17 Jahren angegeben,[63] was mit der Annahme, dass für eine strapaziöse Reise nach Südostasien auf einem Segelschiff unter damaligen Bedingungen auch keine überalterte Mannschaft erwünscht war, eine gewisse zeitliche Einschränkung des Untersuchungsrahmens nahelegt. Als Recherchewerkzeug, um die einzelnen Mannschaftsmitglieder in ihren Herkunftsgemeinden zu identifizieren, bieten sich vor allem die Taufbücher der jeweiligen Pfarrkirche an, welche online zugänglich sind.[64] Neben der Frage der kirchenrechtlichen Zugehörigkeit – so gehörte zum Beispiel das Franziskanerkloster in Reutte bis 1945 zur Pfarrei Breitenwang – ergibt sich vor allem bei größeren Ortschaften wie Innsbruck die Notwendigkeit, Taufbücher mehrerer Pfarreien durchsuchen zu müssen.

### 3.3. Verteilung der Tiroler VOC-Mitfahrenden

Die 130 angeführten Mannschaftsmitglieder wurden im Zeitraum zwischen 1680 und 1789 rekrutiert. Der erste aus Tirol stammende Mitfahrende der VOC war der 1680 in Dienst getretene Poulus Marher.[65] Der Familienname Marher, der für Tirol nicht üblich ist, könnte aus dem Familiennamen Marcher[66] abgeleitet worden sein. Jene Person, die zeitlich als letzte mit Tiroler Ortseintrag für die VOC angeworben wurde, ist als Johan Stokger verzeichnet.[67] Dieser war 1789 angeworben worden, fand jedoch knapp ein Jahr nach seiner Verpflichtung in Asien den Tod. Die zeitliche Verteilung der Anwerbung lässt sich folgendermaßen aufschlüsseln.

| Anwerbungszeitraum | Personenanzahl |
|---|---|
| 1680–1699 | 7 |
| 1700–1725 | 26 |
| 1725–1750 | 28 |
| 1750–1789 | 69 |
| **Gesamtanzahl** | **130** |

Innerhalb des bisher untersuchten Personenkreises wurden 94 nur mit dem Vermerk registriert, dass sie aus Tirol stammten. Die Herkunft der 36 Personen, deren Einträge mit einer genaueren Ortsangabe aufwarten, lassen sich wie folgt dargestellt aufschlüsseln:

---

63 http://www.gahetna.nl/collectie/index/nt00344/hintergrundinformation-deutscher-sprache/schlussvermerk/rang-funktions-und-b (abgerufen am 27.7.2016).

64 https://apps.tirol.gv.at/bildarchiv (abgerufen am 27.7.2016).

65 Vgl. http://www.gahetna.nl/en/collectie/index/nt00344/d6feb714-9f87-4906-948c-5deb2964a8ac/view/NT00344_opvarenden/q/zoekterm/tirol/q/periode_van/1671/q/periode_tot/1699/q/comments/1 (abgerufen am 27.7.2016).

66 Vgl. Finsterwalder, Tiroler Familiennamenkunde (wie Anm. 62) 396.

67 http://www.gahetna.nl/en/collectie/index/nt00344/20798e39-1c3f-4294-b2e9-42b12e1fa716/view/NT00344_opvarenden/sort_column/prs_achternaam/sort_type/asc/q/zoekterm/tirol/q/periode_van/1785/q/periode_tot/1800/q/comments/1 (abgerufen am 27.7.2016).

| Ortsnamen | Personenanzahl |
|---|---|
| Hall | 6 |
| Bozen | 3 |
| Innsbruck | 3 |
| Brixen | 2 |
| Schwaz | 2 |
| Reutte/Reith | 2 |
| Kufstein | 1 |
| Landeck | 1 |
| Sterzing | 1 |
| Rattenberg | 1 |
| Trient | 1 |
| Nicht zu klassifizierende Orte | 13 |
| **Gesamtzahl** | **36** |

Vor allem für migrationshistorische Untersuchungsaspekte ist von Interesse, welchen Beruf oder welche Funktion die Untersuchten im Rahmen der VOC ausübten, um zum Beispiel zu eruieren, ob im Rahmen einer Expertenmigration möglicherweise ein Wissenstransfer stattfand. Die Tiroler gehörten allerdings größtenteils zu der großen Gruppe von Soldaten und Matrosen. Mit 96 Personen machen die Soldaten fast 74 % der Männer aus. Setzt man diese hohe Zahl mit dem Anwerbezeitraum in Verbindung, zeigt sich, dass sich gerade in der Zeit, in der das Militär in der Kolonie stark ausgebaut wurde, auch viele Tiroler anwerben ließen. Thesenhaft lässt sich hier vermuten, dass gerade die Anwerbungen für das Militär hauptsächlich verantwortlich für die Abwanderung aus Tirol waren.

| Berufsbezeichnung | Personenanzahl |
|---|---|
| Soldat | 96 |
| Matrose | 13 |
| Schiffskanonier (ndl. bosschieter) | 3 |
| Leichtmatrose | 3 |
| Sappeur[68] | 1 |
| Maurer | 3 |
| Seekadett | 2 |
| Funktion unbekannt | 3 |
| Bildhauer[69] | 1 |
| Übrige Funktionen | 5[70] |
| **Gesamtzahl** | **130** |

[68] Belagerungspionier.

[69] Ndl. Beeldhouwer, Handwerker, wahrscheinlich für die Galionsfigur und andere Schmuckelemente aus Holz zuständig, vgl. dazu: http://www.gahetna.nl/collectie/index/nt00344/hintergrundinformation-deutscher-sprache/schlussvermerk/rang-funktions-und-b (abgerufen am 3.8.2016).

[70] Quartiermeister, Hooploper (Leichtmatrose), Kochsmaat, Landspassat.

Neben der Berufsfrage ist es auch wichtig zu klären, worin der Grund für die Beendigung des Dienstes stand. Die VOC wies eine hohe Sterberate auf, nur rund 25 % der Angeworbenen überlebten die Fahrt und kehrten wieder nach Europa zurück. In der Zeit van Imhoffs, also in der Mitte des 18. Jahrhunderts, gab es die höchsten Sterberaten bei der Armee.[71] Auch bei der Untersuchung der Tiroler konnte festgestellt werden, dass nur in wenigen Fällen die Heimkehr glückte. Rund 63 % der bisher untersuchten Personengruppe starben während der Dienstzeit. Viele kamen bereits auf der Reise oder zwischen einem und eineinhalb Jahren nach ihrem Dienstantritt um, was sowohl der Gefährlichkeit der Aufgabe als auch den veränderten Lebensbedingungen in der Kolonie geschuldet war. Die Gründe für das Dienstende gestalten sich in der Aufstellung wie folgt:

| **Grund für Dienstende** | **Personenanzahl** |
|---|---|
| Tod | 82 |
| Letzte Meldung[72] | 8 |
| Desertion | 5 |
| Nicht angeführt | 6 |
| Heimkehr | 19 |
| Vermisst | 6 |
| Am Kap umgestiegen (Schiffswechsel) | 4 |
| **Gesamtzahl** | **130** |

## 4. Zusammenschau

Der vorliegende Aufsatz hat einige Aspekte des Projekts, das sich zurzeit am Kernfach Geschichte der Neuzeit am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck in Bearbeitung befindet, skizziert. Die Niederlande sowie ihre ostindische Handelskompanie wiesen eine hohe Attraktivität auf, um männliche Personen auch aus entfernt liegenden Regionen anzuziehen. Wie anhand der ersten Erhebung des Archivmaterials gezeigt werden konnte, stammten 130 Personen mit Sicherheit aus Tirol. In der bisherigen Auswertung konnten vor allem deren Herkunftsorte sowie die Berufe, denen die Männer auf den Schiffen und in der Kolonie nachgingen, ermittelt werden. Aufgabe des Projektes ist die vollständige Auswertung der Datenbank, die fast 800.000 Personen umfasst, und hier die Personen, welche aus Tirol stammten, ausfindig zu machen. Darüber hinaus werden in den nächsten Arbeitsschritten die bisher ermittelten Personen genauer klassifiziert und die sozialen Umstände ihrer Migration ermittelt. Langfristig kann durch das Projekt Tirol in Bezug auf diese besondere Form der Fernmigration genauer mit anderen, besser erforschten Regionen in Vergleich gesetzt werden.

---

[71] Lequin, personeel (wie Anm. 19) 91.

[72] Es wird kein Grund für das Ende des Dienstverhältnisses angegeben. Oft ist die Soldrechnung nicht abgeschlossen. Auch wenn die Gründe zweifelhaft sind, wird „letzte Meldung“ eingesetzt, vgl. dazu: http://www.gahetna.nl/collectie/index/nt00344/hintergrundinformation-deutscher-sprache/schlussvermerk/gr%C3%BCnde-f%C3%BCr-die-beend (abgerufen am 3.8.2016).

# Die kunst- und kulturhistorische Beschreibung der Certosa di Pavia durch Andreas Alois Dipauli (1785)

Hansjörg Rabanser

Reiseführer des späten 18. und des 19. Jahrhunderts zu den Regionen Oberitaliens oder im Speziellen zur Lombardei kamen verständlicherweise nicht umhin, sich eingehend der glänzenden Metropole Mailand zu widmen. Dabei dominierten die Beschreibungen der Hauptsehenswürdigkeiten, wie etwa des gotischen Doms Santa Maria Nascente, des Castello Sforzesco, der Pinacoteca di Brera mit ihrer reichen Kunstsammlung bzw. des Teatro alla Scala und natürlich der Kirche Santa Maria delle Grazie, wo auch das „Abendmahl" von Leonardo da Vinci (1452–1519) bewundert werden konnte. Allerdings wird neben diesen Höhepunkten auch stets ein lohnender Abstecher in die nahe Certosa di Pavia als ein absolutes Muss empfohlen. Die Klosteranlage war von Mailand aus problemlos und durch ausgedehnte Reisfelder führend mittels einer gut einstündigen Wagenfahrt erreichbar und überraschte die Besucher durch ihre prachtvolle Ausstattung und reiche Geschichte.[1] Auch wenn das Kloster seit dem Ende des 18. Jahrhunderts durch die politischen Umbrüche und deren Folgen seine Bedeutung und seinen materiellen und künstlerischen Besitz zu großen Teilen verloren hatte und dies für die Besucher durch die teils verwahrlosten, ungenutzten Gebäudekomplexe auch offenkundig war, tat dies dem Staunen der Reisenden meist keinen Abbruch und förderte Reaktionen verschiedenster Art zutage: Während die einen generell Kritik am Sinn und Nutzen von Mönchsgemeinschaften übten, die innerhalb prunkvoller Mauern ein Eremitendasein zu leben vorgaben, regten sich bei den anderen romantisch verklärte Phantastereien und wehmütige Erinnerungen an die glanzvolle Vergangenheit des Klosters und an dessen Gründer, den mitunter dunkle und damit lockend-reizvolle Legenden umgaben.

Der junge Tiroler Student Andreas Alois Dipauli scheint von den legendären Erzählungen wenig beeindruckt gewesen zu sein, als er im Rahmen seines Studienaufenthaltes in Pavia der Certosa zweimal einen Besuch abstattete und eine kurze Beschreibung derselben verfasste. Er konzentrierte sich dabei auf den Gebäudekomplex, die Architektur und die Kunstwerke sowie die verwendeten Materialien und Kosten, als gelte es, die Klosteranlage weniger als Ort der Spiritualität oder als ein Zentrum des lombardischen Kunstschaffens wahrzunehmen als sie vielmehr nüchtern

[1] Unter den zahlreichen Beschreibungen der Certosa sei aufgrund seines Umfangs und seiner Detailgenauigkeit der folgende Reisebericht beispielhaft angeführt: Sebastian Brunner, Aus dem Venediger- und Longobardenland. Für Hinreiser und Heimbleiber, 2. Auflage, Wien 1860, 226–253. Im Gegensatz zur Ausgabe von 1859 ist die zweite Auflage durch Brunner bedeutend erweitert worden.

zu taxieren. Während der Studienzeit unternahm Dipauli mehrere oberitalienische Reisen, zu denen er schriftliche Notizen hinterließ. Die vorliegende Beschreibung der Certosa di Pavia scheint sich auf den ersten Blick in diese Aufzeichnungen einzureihen, bei genauerer Betrachtung sticht sie aufgrund ihres Aufbaus, Detailreichtums und ihrer thematischen Gewichtung allerdings daraus hervor. Von einer „klassischen" Reisebeschreibung kann dabei keine Rede sein, vielmehr von einer kunst- und kulturhistorischen Momentaufnahme.

## 1. Lüge – Heuchelei – Eitelkeit

1861 wurde im 9. Band von „Meyer's Universum" eine kurze Beschreibung der Certosa unter dem Titel „Die Karthause bei Pavia" abgedruckt und mit einem dazu passenden Stahlstich (Abb. 1) versehen.

Bereits nach dem ersten Satz, der die Berühmtheit des Klosterkomplexes hervorhebt, wird deutlich, dass es sich dabei um eine äußerst kirchenkritische Darstellung handelt, denn es folgt die ernüchternde Schilderung zur Gründung der Certosa:

> „Die Entstehung dieses Klosters gleicht der so vieler andern ähnlichen Stiftungen: es galt für ein schweres Verbrechen die Kirche durch ein reiches Geschenk zu versöhnen. Das Verbrechen war schwerer Mord, die ‚fromme' Stiftung geschah, der Verbrecher ruhte in geweihter Erde, und die Geistlichkeit betete über seinem pomphaften Grabmonument. Das ist tausend Male da gewesen. Die Geistlichkeit pries solche Werke und ihre Gründer, die Kunst verherrlicht, die Poesie verewigt sie, bis die Geschichte den Griffel der Gerechtigkeit in die strenger prüfende Hand nimmt, Prunk und Wortgepräng der Schmeichelei ausstreicht und ihren Urtheilsspruch in einfacher Schrift darunter setzt: ‚Ein Werk der Lüge, der Heuchelei und der Eitelkeit'."[2]

Die Certosa, so berichtet die Darstellung weiter, sei das Werk eines Familienmitglieds der Visconti, „welche vom 11. bis 15. Jahrhundert über das Mailändische herrschten und durch Raub- und Faktionskrieg wie durch häusliche Schandthaten die Ehre Italiens befleckten und Glück, Würde und Freiheit des Volks mit Füßen traten".[3] Der Gründung der Certosa, so wird hier des Weiteren erzählt, sei ein familiärer Zwist vorausgegangen: Gian Galeazzo Visconti habe sich seit seinem Herrschaftsantritt 1378 mit dem Gedanken getragen, seinen Onkel Bernabò – einen ebenfalls „nach Art der Visconti's finstern, ungestümen und grausamen Mann"[4] – aus dem Weg zu schaffen,

---

[2] Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildungen und Beschreibungen des Sehenswerthesten und Merkwürdigsten in der Natur und Kunst, Bd. 9 (Neue Folge 4), Hildburghausen 1861, 13. – Carl J. Meyer (1796–1856) verlegte ab 1826 zuerst in Gotha, dann in Hildburghausen. Die Berichte in seinem „Universum" mit historischen, länder- bzw. völkerkundlichen sowie zeitgeschichtlichen Themen stammten meist aus der Feder des liberalen Verlegers selbst. Vgl. Reinhard Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels, 3. Auflage, München 2011, 231.

[3] Meyer's Universum (wie Anm. 2) 14.

[4] Meyer's Universum (wie Anm. 2) 14. – Zu Bernabò Visconti (1323–1378) vgl. Tilmann Schmidt, Visconti, in: Die großen Familien Italiens, hg. von Volker Reinhardt, Stuttgart 1992, 586–596, vgl.

**Abb. 1:** Ansicht der Certosa di Pavia, Stahlstich. Aus: „Meyer's Universum […]", Hildburghausen 1861, zwischen S. 12 und 13. TLMF, FB 135254/9.

obwohl er sich nach dem Tod seiner ersten Gattin mit einer Tochter seines Onkels vermählt hatte. Nach mehreren misslungenen Tötungsversuchen gelang ein Anschlag während einer Lustfahrt auf dem Lago Maggiore, während welcher Bernabò mit zwei seiner Söhne festgenommen und anschließend im Gefängnis ermordet wurde.

Entgegen dieser Darstellung soll sich in Wirklichkeit allerdings Folgendes zugetragen haben: Eine Pilgerfahrt vortäuschend, machte Gian Galeazzo am 6. Mai 1385 einen Höflichkeitsbesuch bei seinem Onkel Bernabò und ließ diesen gemeinsam mit seinen Söhnen Ludovico und Rodolfo völlig überraschend vor den Toren Mailands verhaften und im Castello Trezzo gefangen setzen, wo Bernabò am 19. Dezember starb, ob an den Folgen der Haft oder an Gift ist ungewiss.[5]

„Zur Sühne seiner Schuld und Erlösung seiner Seele" legte Gian Galeazzo Visconti 1396 schließlich den Grundstein für die Certosa, sodass der kritische Schreiber zum Fazit kam: „Auf diesem blutbeschmutzten Grund erstand der Plan des Kirchenbau's, den die Nachwelt als ein Wunderwerk der Frömmigkeit verehrt hat."[6]

---

bes. 591–593; Francesca Maria Vaglienti, Visconti Bernabò, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, München 1997, Sp. 1719–1720.

5 Guido Lopez, I Signori di Milano. Dai Visconti agli Sforza. Storia e segreti (Tradizioni italiane 61), 2. Auflage, Rom 2010, 27–39; Schmidt, Visconti (wie Anm. 4) 586–596, vgl. bes. 592–593; Vaglienti, Visconti Bernabò (wie Anm. 4) 1720.

6 Meyer's Universum (wie Anm. 2) 14.

Ein Kirchenbau allerdings, der – so muss selbst der Verfasser zugeben – aufgrund seiner Größe, Pracht und seiner reichen künstlerischen Ausstattung die ganze Bewunderung verdient. Eine Pracht, die – so wiederum die gleich darauf folgende Relativierung – durch das blutbefleckte Vermögen des Stifters, die zu Lasten der Untertanen gehenden, ausgedehnten Klostergüter und zahlreiche weitere fromme Stiftungen und Schenkungen ermöglicht worden war. Das Produkt war in den Augen des Verfassers vielmehr ein Kunstmuseum, weniger ein Kloster, weshalb er geradezu süffisant die Aufhebung des Klosters begrüßt:

> „Das Kloster wimmelte von Insassen, als Kaiser Joseph II. den Thron bestieg. Mit so vielen anderen üppigen Schlemm- und Betpalästen traf auch die Karthause das Schicksal, ihrer bisherigen Bestimmung entzogen zu werden. Der große Kaiser trieb die Mönche hinaus und in die Thätigkeit des Lebens zurück und stellte vier Priester zur Besorgung des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen, so wie einen Sakristan zur Beaufsichtigung und Erhaltung der Gebäude und Kunstschätze des Klosters an. Einige der Gemälde wanderten aus den überfüllten Räumen später nach Wien und Paris; alle andern sind da geblieben, und noch heute bewahren die Gebäude die Kunst, die Pracht und den Reichthum vergangener Tage.“[7]

Mit dem Satz zum Abtransport der Kulturgüter durch die Habsburger und wenige Jahre später durch die Franzosen schließt die Darstellung. Dass es 1843 aber auch wiederum die Habsburger waren, welche die Wiedereinrichtung des Klosterlebens forcierten, scheint dem anonymen Verfasser keine Zeile wert.

Die Darstellung führt jedoch deutlich vor Augen, wie kirchliche Institutionen, deren Gründung durch machiavellistisch agierende Landesherren[8] und die Beweggründe dazu, aber vor allem deren Besitz und Ausstattung sowie das angeblich sorglos-üppige Leben in diesen im 19. Jahrhundert von Seiten der liberal eingestellten Kirchenkritiker gesehen wurden. Sie zeigt auf, wie sich der eifrig geführte Kulturkampf zwischen Staat und Kirche in Publikationen äußern konnte – und sei es auch nur im Rahmen einer auf den ersten Blick harmlosen, kulturhistorischen Beschreibung eines sakralen Baudenkmals.

---

7 Meyer's Universum (wie Anm. 2) 15.

8 Unter der Kapitelüberschrift „Aus niederem Stand gelangt man eher durch Betrug zu hoher Stellung als durch Gewalt“ (II. Buch, 13. Kapitel) hielt auch Niccolò Machiavelli (1469–1527) die Aktion Gian Galeazzos in seinem Werk „Discorsi“ fest, wo es heißt: „Ich glaube nicht, daß es in der Geschichte einen Mann gibt, der sich aus niederem Stand nur durch offene und ehrliche Gewalt zum Herrscher eines großen Reiches emporgeschwungen hat, wohl aber daß es Männer gibt, die dies allein durch List erreicht haben, wie Gian Galeazzo Visconti, der seinem Oheim Messer Bernabo den Staat und die Krone der Lombardei raubte.“ Vgl. Niccolò Machiavelli, Discorsi. Gedanken über Politik und Staatsführung (Kröners Taschenausgabe 377), 3. Auflage, Stuttgart 2007, 210.

## 2. Die Certosa: Daten und Fakten

Die Certosa di Pavia[9], ca. 10 km nördlich von Pavia gelegen, wurde von Gian Galeazzo Visconti (1351–1402)[10], Herzog von Mailand und Graf von Pavia, als Kartäuserkloster gegründet und in der Folge unter seinen Nachfolgern reich mit Kunstwerken ausgestattet, sodass der Komplex heute eines der bedeutendsten Bau- und Kunstdenkmäler Oberitaliens bildet. Gian Galeazzo bevorzugte die ehemalige Langobarden-Hauptstadt Pavia zeitlebens als Herrschaftssitz, ließ die dortige Residenz, das heutige Castello Sforzesco (oder Castello Visconteo), ausbauen und mit einem ca. 23 km$^2$ großen Park voller Pavillons, Wasserspiele, künstlicher Hügel und Jagdgehege umgeben, dem Parco Visconteo. An der nördlichen Grenze des Parks befand sich die Certosa, womit Herzogsschloss und Grabeskirche durch den verbindenden Lustgarten seit 1399 eine Einheit bildeten.[11]

Mag Gian Galeazzo Visconti mit der Stiftung ein Sühnemittel für seine weltlichen Vergehen bezweckt haben oder mögen auch andere Gründe dafür ausschlaggebend gewesen sein[12], die Schenkungsurkunde für das Kloster wurde jedenfalls 1393 ausgestellt. 1394 wurden einige Kartäuser aus Siena nach Pavia geholt und am 27. August 1396 kam es zur Grundsteinlegung. Als Architekten engagierte man Bernardo da

---

[9] Zur Certosa allgemein und den folgenden Ausführungen: Fritz Baumgart, Ober-Italien. Kunst, Kultur und Landschaft zwischen den Oberitalienischen Seen und der Adria, 3. Auflage, Köln 1979, 76–77; Paola Bernardi, Die Kartause von Pavia, Novara 1986; Alison Cole, Renaissance von Mailand bis Neapel. Die Kunst an den Höfen Italiens, Köln 1996, 104–110; Carla Coppa, Pavia. Guida, Genua 1997, 103–107; Gian Carlo Frassu, La Certosa di Pavia, Mailand [ca. 1970]; Ernst Schmid, Pavia und Umgebung (Lombardische Kunstführer), Frauenfeld 1958, 81–113; Paul Schubring, Mailand und die Certosa di Pavia (Moderner Cicerone), Stuttgart/Berlin/Leipzig 1904, 356–379; Zisterziensermönche der Kartause von Pavia, Die Kartause von Pavia, Pavia 1996.

[10] Gian Galeazzo Visconti, am 16. Oktober 1351 in Pavia geboren, folgte 1378 seinem Vater Galeazzo II. (1310–1378) nach und übernahm dessen Herrschaftsgebiet mit Como, Novara, Vercelli, Asti und Pavia. Bereits mit zehn Jahren ehelichte er Isabelle de Valois (1348–1372), Tochter des französischen Königs Jean II. de Valois (1319–1364), genannt „der Gute", und erhielt als Mitgift die französische Grafschaft Vertus in der Champagne, was ihm den mehrdeutigen Titel eines „Conte di Virtù" (Tugendgraf) einbrachte. Mit der gewaltsamen Aneignung des Herrschaftsgebietes seines Onkels Bernabò V. konnte er sein Gebiet ab 1385 sukzessive erweitern. Während seiner Herrschaft tat er sich auch als Patron der Künste hervor, legte den Grundstein zum Mailänder Dom und ließ die Certosa di Pavia als Grablege der Visconti errichten. Er förderte zudem die Universität Pavia als Kaderschmiede für seinen Beamtenapparat und unterstützte die Wirtschaft durch Steuerentlastungen, Handelsverträge und Privilegien. 1395 erwirkte er durch enorme Geldzahlungen die Erhebung in den Reichsfürstenstand, womit er sich Herzog von Mailand und Graf von Pavia nennen durfte; ab 1397 betitelte er sich schließlich als Herzog der Lombardei. Gian Galeazzos Bestrebungen eines geeinten Königreichs Italien unter der Herrschaft der Familie Visconti, wurden durch seinen Tod am 3. September 1402 in Melegnano zunichte gemacht. Aus zweiter Ehe mit Caterina Visconti (1362–1404), seiner Cousine und Tochter des von ihm beseitigten Onkel Bernabò, entstammten zwei Söhne, die das Erbe fortführten: Giovanni Maria (1388–1412) wurde Herzog von Mailand, Filippo Maria V. (1392–1447) fungierte als Graf von Pavia. Vgl. Schmidt, Visconti (wie Anm. 4) 586–596, vgl. bes. 593–595; Vaglienti, Visconti Bernabò (wie Anm. 4) 1723–1724.

[11] Coppa, Pavia (wie Anm. 9) 102.

[12] Nach einer weiteren Überlieferung soll Gian Galeazzos zweite Gattin Caterina Visconti für den Fall einer guten Geburt (nach anderer Version, falls sie bei der Entbindung sterben sollte) um die Gründung eines Klosters gebeten haben. Nach einer Fehlgeburt 1390 wurde sie 1392 allerdings von einem gesunden Sohn entbunden. Zum Gründungsmythos vgl. etwa Schubring, Mailand (wie Anm. 9) 357.

Venezia († um 1403/04), Cristoforo da Conigo († 1461) und Giacomo da Campione († 1398).

Ohne Zweifel stellt die Klosterkirche Madonna delle Grazie innerhalb der Anlage einen Glanzpunkt dar, denn deren prunkvolle Schaufassade (32 m Höhe, 40 m Breite) bildet aufgrund der Verwendung vielfarbigen Marmors, des Skulpturenschmucks und des weiteren Zierwerks eines der prachtvollsten dekorativen Denkmale Italiens. Die Bauzeit der Fassade erstreckte sich von 1473 bis 1560, ohne jedoch zu einer endgültigen Vollendung geführt zu haben. Das Portal wurde zwischen 1501 und 1508 geschaffen; den Auftrag hierzu erhielten Giovanni Antonio Amadeo (um 1447–1522) und sein Gehilfe Giovanni Giacomo Dolcebuono (um 1440–1504).

Der Innenraum der Klosterkirche, einer spätgotischen dreischiffigen Basilika mit Querschiff, besticht durch Weite und Lichtfülle. Da die Seitenschiffe so hoch wie möglich gezogen sind, entsteht der Eindruck einer Hallenkirche. Die vierzehn Seitenkapellen und der Hauptchor sind mit zahlreichen Kunstwerken (Gemälden, Fresken, Skulpturen, Reliefs, Antependien, Kandelabern und weiterem diversem Kunsthandwerk) ausgestattet, wobei die meisten aus der Hand lombardischer Meister stammen.[13] Die Aufsicht über die Innenausstattung des Projekts hatte der Maler Ambrogio da Fossano (ca. 1453–1523), genannt Bergognone, aus dem Piemont inne, der gemeinsam mit seinem Bruder Bernardino ebenfalls mehrere Wand- und Deckenfresken sowie Altarbilder beisteuerte.

Zwei Werke im Kircheninneren verdienen hier angeführt zu werden: Im nördlichen Querarm der Klosterkirche findet sich das 1497 geschaffene Grabmal des Mailänder Herzogs Ludovico Sforza (1442–1508), genannt Il Moro, und dessen zweiter Gattin Beatrice d'Este (1475–1497) von Cristoforo Solari (ca. 1468/70–1524), genannt Il Gobbo, aus Bergamo. Es befand sich ursprünglich in der Kirche Santa Maria delle Grazie in Mailand und wurde 1564 hierher gebracht. Die lebensgroßen Figuren bestechen vor allem durch ihre Ausführung und die realistische Darstellung der beiden Personen. Im südlichen Querarm erhebt sich hingegen das Grabmal des Stifters Gian Galeazzo Visconti, der natürlich ausdrücklich in der Certosa begraben werden wollte und genaue Anweisungen für die Gestaltung seines ehrgeizigen Grabmonuments gab: Er wünschte sich ein Grabmal aus Marmor oder Bronze in einem Zentralbau. Da dieses bei seinem Tode 1402 noch nicht umgesetzt war, wurde er vorübergehend im Kastell von Melegnano, sodann in der Abtei von Viboldone und anschließend in der Basilika von San Pietro in Ciel d'Oro in Pavia bestattet und letztendlich 1474 unter seinem Nachfolger Galeazzo Maria Sforza (1444–1476) in einer feierlichen Zeremonie in die Certosa überführt. Das Grabmal, das angeblich nicht die Gebeine Gian Galeazzos (der an einem unbekannten Ort in der Kirche begraben sein soll), wohl aber die sterblichen Überreste seiner ersten Gattin Isabelle de Valois (1348–1372) birgt, entstand durch die Hände mehrerer Künstler nach dem Entwurf von Gian Cristoforo Romano (1456–1512), der zwischen 1492 und 1497 an den Basreliefs arbeitete, auf denen Taten aus dem Leben Gian Galeazzos zu sehen sind. Das Zentrum des Grabes

[13] Eine detaillierte Beschreibung der Klosterkirche und ihrer Ausstattung kann hier aus Platzgründen nicht erfolgen, sodass in der Folge nur die bedeutendsten Kunstwerke Erwähnung finden. Zu jenen Werken, die Dipauli in seiner Beschreibung explizit anführt, werden ebendort in den Anmerkungen nähere Angaben gegeben.

bildet die Liegefigur des Verstorbenen, begleitet von den Allegorien der Fama und der Victoria. Der übrige, ausgedehnte Klosterkomplex besticht des Weiteren durch einen kleinen Kreuzgang und vor allem durch den 1472 von Guiniforte Solari (1429–1481) geschaffenen großen Kreuzgang (124 x 102 m) mit seinen 123 Arkaden und den sich anschließenden 24 Zellen der Kartäusermönche, die ihre heutige Gestalt 1514 erhielten. Jedes Häuschen besteht aus je zwei Stuben im Erdgeschoß, einer Stube und einer kleinen Loggia im Obergeschoß und einem Gärtchen.

Die ausgedehnte Klosteranlage und die Pracht der Bauten lassen Rückschlüsse auf das Mäzenatentum, die wirtschaftliche Prosperität und den ehemals reichen Besitz zu. So verglich beispielsweise Michel de Montaigne (1533–1592) das Kloster auf seiner Italienreise 1580/81 mit einem Fürstenhof:

> „Die Anlage ist gigantisch. Wenn man Zahl und Ausmaße der Gebäude gewahrt, vor allem aber, wenn man sieht, wie viel Gesinde hier beschäftigt ist – Diener, Handwerker, Hilfskräfte – und wie viele Pferde und Kutschen bereitstehen, könnte man glauben, man beobachte die Hofhaltung eines Fürsten höchsten Ranges."[14]

Es mag daher nicht verwundern, dass die Certosa den Reformen Kaiser Josephs II. (1741–1790) zum Opfer fiel, der das Kloster 1782 aufheben, die Gebäude und Besitzungen jedoch ab 1784 von Zisterziensern beaufsichtigen ließ. Im Zuge der Invasion napoleonischer Truppen im Jahr 1796 wurde nicht nur das Klosterareal geplündert und als Soldatenlager zweckentfremdet, sondern es wurden auch die Zisterziensermönche vertrieben, sodass die Anlage 1798 in die Hände der Barfüßigen Karmeliter gelangte, deren Existenz wiederum 1810 zu Ende war. Erst 1843 konnten die Kartäuser in die Certosa zurückkehren, nachdem Kaiser Ferdinand I. (1793–1875), genannt „der Gütige", das Kloster erneut eingerichtet hatte. Seit dem 22. November 1968 ist dieses wieder von Zisterziensern besiedelt.[15]

## 3. Andreas Alois Dipauli: Student in Pavia

Drei Jahre nach Aufhebung des Klosters besuchte ein 23 Jahre junger Tiroler die Certosa di Pavia zum zweiten Mal und verfasste dazu einen kurzen handschriftlichen Bericht im Umfang von zwei Blättern. Er versah den Text mit dem schlichten Titel: „Einige Bemerkungen über die Karthause von Pavia".[16] Es lohnt ein Blick auf die

---

[14] Michel de Montaigne, Tagebuch einer Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland (Die Bibliothek der verbotenen Bücher), hg. von Peter Godman, Wiesbaden 2005, 323.

[15] Zur neueren Geschichte der Certosa vom 18. bis zum 20. Jahrhundert und den Besitzerwechseln vgl. die Zeittafeln in: Roberto Bugini / Giovanna Alessandrini, La cronologia degli interventi di restauro (1760–1980), in: La Certosa di Pavia. Passato e presente nella facciata della chiesa (Monografie scientifiche. Serie ingegneria – architettura), hg. vom Centro „Gino Bozza" per lo Studio delle Cause di Deperimento e dei Metodi di Conservazione delle Opere d'Arte, Rom 1988, 17–167, vgl. bes. 21–35, 38–98, 101–128.

[16] Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (im Folgenden TLMF), W 2700/1. Die Paginierung der zwei Blätter bzw. der vier Seiten erfolgte durch den Verfasser.

**Abb. 2:** Mangels eines Jugendbildnisses: Profilbild des bereits gealterten Andreas Alois Dipauli. Kupferstich von Johann Georg Schedler (1777–1866). TLMF, Dip. 1372/147.

Person des jungen Studenten, der voller Bewunderung und mit wachen Augen durch den ausgedehnten Klosterkomplex streifte und es für nötig hielt, darüber ein schriftliches Zeugnis abzulegen. Dabei liegt der Glücksfall vor, eine mit „Lebensbeschreibung" betitelte Selbstbiographie Dipaulis zu besitzen, die dieser für seine Söhne verfasst hat und die gerade auch die Kinder- bzw. Jugendjahre sowie die Studienzeit behandelt. Dass es sich dabei allerdings auch um einen teils „geschönten" Bericht handelt, muss bedacht werden.

Der 1761 geborene und früh verwaiste Bauernjunge Andreas Alois Dipauli (1761–1839; Abb. 2)[17] aus Aldein hatte den heimatlichen Maznellerhof geerbt und sollte diesen nach dem Wunsch des Vormunds, der keinen geeigneten Pächter für den Hof finden konnte, so schnell wie möglich übernehmen. Aus diesem Grund schickte dieser seinen Schutzbefohlenen nach Cavalese ins Fleimstal, damit er dort die italienische Sprache erlerne. Die Aldeiner Bauern betrieben regen Viehhandel mit den Welschtiroler Regionen, weshalb die Sprachkenntnisse von Vorteil waren. Bei Pfarrer Joseph Baumann in Truden begann Dipauli schließlich noch sein Lateinstudium. Die auffallenden Fortschritte und die rasche Auffassungsgabe des Jungen ließen den Plan reifen, anstelle des Bauernstandes ein Studium zu wählen, allerdings konnte der Vormund von diesem Vorhaben erst nach mehreren Anläufen überzeugt werden.

Im Sommer 1773 kam es zu einem Zwischenfall, der vorerst alle Pläne über den Haufen zu werfen drohte: Beim Bolzenschießen erlitt Dipauli eine ernsthafte Verlet-

[17] Andreas Alois Dipauli, geboren am 14. November 1761 in Aldein, gestorben am 25. Februar 1839 in Innsbruck. Eine Biographie des vielseitig interessierten und tätigen Dipauli existiert leider noch nicht, wohl aber liegen zahlreiche biographische Skizzen vor, von denen die umfangreichsten hier exemplarisch genannt seien: Joseph Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des Oesterreichischen Kaiserstaates, vom XVI. bis zum XIX. Jahrhunderte. In treuen Abbildungen mit biographisch-historischen Notizen, Bd. 1, Wien 1844, 443–455; Johann Nepomuk Freiherr Di Pauli, Anton Freiherr Di Pauli. Ein Lebensbild als Beitrag zur Geschichte Österreichs und Tirols in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Schlern-Schriften 19), Innsbruck 1931, 9–14; Joseph Freiherr von Hormayr (Hg.), Taschenbuch für die vaterländische Geschichte 12 (1841) 404–446; Josef Schletterer, Gedächtnißrede auf Se. Exz. Andreas Alois Di Pauli Freiherrn v. Treuheim, in: Neue Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 6 (1840) 1–43. – Zu Dipaulis Selbstbiographie: TLMF, Dipauliana (Dip.) 1387. Zu den hier relevanten Jugend- und Lehrjahren bis zum Studienabschluss vgl. bes. ebd., fol. 1r–11v. Einige der darin genannten Quellen sind als Originale oder Abschriften im Folgeband zu finden: TLMF, Dip. 1388.

zung am rechten Auge, die nur durch eine rasche Behandlung eingedämmt werden konnte. Die Sehfähigkeit des Auges war in der Folge jedoch stark eingeschränkt und Dipauli begann zunehmend zu schielen. Trotz dieses Umstandes verfolgte er weiterhin den Wunsch eines Studiums, um – so die Vorstellungen Dipaulis und seiner Bekannten – Geistlicher zu werden. Aus diesem Grund begann er im November 1773 sein zweijähriges Studium an der Grammatikalklasse in Brixen und wechselte 1775 an das Jesuitenkolleg nach Innsbruck, das er mit Ende des Schuljahres 1778/79 verließ. Dipauli wollte Weltgeistlicher werden und nach der erhofften Wiederherstellung des Jesuitenordens dort als ordentliches Ordensmitglied eintreten. Ab dem Schuljahr 1781/82 widmete er sich jedoch zunehmend dem juristischen Studium, da er festgestellt habe, wie er in seiner „Lebensbeschreibung" angibt, dass seine Verteidigungsreden zu diversen Themen mit großem Beifall angenommen worden seien und im Studenten- wie Professorenkreis für Achtung und Aufsehen gesorgt hätten. Mag Dipauli hier seine besonderen Fähigkeiten vielleicht bewusst hervorstreichen, Tatsache ist, dass ein juristisches Studium die nötige Voraussetzung für eine Zulassung bzw. Anstellung im Verwaltungsdienst darstellte.[18]

Das Ende des Schuljahres 1781/82 brachte gravierende Neuerungen im universitären Bereich, denn Kaiser Joseph II. ließ die Universität in Innsbruck aufheben und diese in ein Lyzeum umwandeln. Zahlreiche Studenten verließen die Stadt und setzten ihre Studien in Wien und Freiburg im Breisgau fort. Auch Dipauli beabsichtigte nach Wien zu gehen, um sich dort der Medizin zu widmen, doch blieb er – so äußert er sich zumindest in seiner Selbstbiographie – auf Bitten einiger Professoren noch zwei Jahre in Innsbruck, um sein Rechtsstudium fortzusetzen. Während dieser Zeit war er gezwungen, sich den nötigen Lebensunterhalt zusätzlich zu den Stipendien durch Einkünfte aus Privatunterricht zu schaffen. Ende 1783 wurde Anton von Remich, Sohn von Joseph von Remich aus Bozen, sein Schüler; dieser widmete sich in Innsbruck dem Studium der Physik. In den folgenden drei Jahren wurden die beiden enge Freunde.

1784 hatte Dipauli sein Studium in Innsbruck beendet, und entgegen seinen ersten Plänen reifte in ihm der Entschluss, an der Universität in Pavia (Abb. 3) zu studieren. Zuvor sicherte er sich jedoch ab, dass der Doktortitel an dieser Universität auch in den deutschen Provinzen gültig war; der positive Bescheid hierzu erfolgte mittels Hofdekret aus Wien.[19] Da dem Studium in Pavia nunmehr nichts mehr im Wege stand, reiste Dipauli im November 1784 über Brescia, Bergamo und Mailand in die Lombardei. Er befand sich dabei in Begleitung seines Schülers und Freundes Anton von Remich, der auf Wunsch des Vaters ebendort die Studien intensivieren sollte. Dieser Umstand lässt darüber spekulieren, ob Dipauli die Chance zu einem Studium in Pavia vornehmlich deshalb wahrnehmen konnte, weil er Remich – dessen Studienaufenthalt vermutlich vom Vater finanziert wurde – als Privatlehrer begleiten konnte.

---

[18] Vgl. Ellinor Forster, Zwischen Universität, Traualtar und Gerichtsgebäude. Aufstiegsmöglichkeiten für Juristen in Tirol 1780–1830, in: Eliten in Tirol zwischen Ancien Régime und Vormärz / Les élites in Tirolo tra Antico Regime e Vormärz (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 31), hg. von Marco Bellabarba / Ellinor Forster / Hans Heiss / Andrea Leonardi und Brigitte Mazohl, Innsbruck/Wien/Bozen 2010, 325–350.

[19] Die in Innsbruck am 13. März 1784 ausgestellte Benachrichtigung für Dipauli findet sich unter: TLMF, Dip. 1388, Nr. 12.

**Abb. 3:** Ansicht von Pavia. Kupferstich von Giovanni Ramis nach einer Zeichnung von Giovanni Francesco Chiesa. Aus: Giovanni Antonio Scopoli: „Deliciae Florae et Faunae insubricae […] Pars I.", Pavia 1786. TLMF, FB 5883.

Die Universität in Pavia[20] ist eine der ältesten Universitäten Europas und kann auf eine stolze Geschichte zurückblicken. Bereits im 9. Jahrhundert existierte eine Rhetorikschule in der Stadt, seit dem 11. Jahrhundert eine Juristenschule, der jedoch durch die Universität in Bologna der Rang abgelaufen wurde. Am 23. April 1361 erfolgte unter Galeazzo II. Visconti (um 1320–1378) auf Geheiß Kaiser Karls IV. (1316–1378) die Einrichtung einer Universität zum *Studium generale*. In der Folge wirkten namhafte Professoren an der Hochschule, die nicht minder prominente Studenten verzeichnen konnte. Nach einer gewissen Stagnation des Universitätsbetriebes in der Neuzeit kam es im 18. Jahrhundert zu einem Neuaufschwung, der auf die Bestrebungen der Regentin Maria Theresia (1717–1780) zurückzuführen war. Sie war es auch, die den Architekten Giuseppe Piermarini (1734–1808) mit dem Neubau der Universität beauftragte, welcher zwischen 1771 und 1779 realisiert wurde. Die Universitätsgebäude waren also teils nicht einmal ein Jahrzehnt alt, als Dipauli in diesen seine Studien vervollkommnen konnte. Trotz der klar ersichtlichen Protektion des Hauses Habsburg nutzten äußerst wenige deutschsprachige Studenten die Hochschule als Ausbildungsort, wie Dipauli vor Ort feststellen konnte. Allerdings hob er in seiner Lebensbeschreibung explizit die fördernde Rolle „seiner" Regentin

[20] Zur Universität: Flavio Fagnani, Guida storico artistica di Pavia, 4. Auflage, Pavia 1976, 20–22, 112–114; Schmid, Pavia (wie Anm. 9), 70–71; Pietro Vaccari, Storia della Università di Pavia, 2. Auflage, Pavia 1957.

**Abb. 4:** Doktoratsdiplom der Universität Pavia für Andreas Alois Dipauli vom 11. Mai 1785. TLMF, Dip. 1388/15.

und Landsleute hervor: „[…] diese damals sehr berühmte Universität, die der lombardischen Regierung M(aria) Theresiens, und den beiden Tirolern, dem Minister Karl Grafen v(on) Firmian u[nd] dem ital[ienischen] Referendär, Freiherrn v. Spergs, nach deren Rathschlägen sie errichtet worden, ewig zum Ruhme gereichen wird."[21]

Während Anton von Remich die Vorlesungen zu Naturrecht und Römischem Recht besuchte, wählte sich Dipauli nach seiner Immatrikulation am 27. November 1784[22] den Professor Sinclair[23] als Promotor für sein Privatkollegium zum Römischen Recht. Überdies belegte er die Fächer Chemie bei den Professoren Giovanni Antonio Scopoli (1723–1788) und Alessandro Volta (1745–1827), Naturgeschichte bei Professor Lazzaro Spallanzani (1729–1799) und Universalgeschichte bei Professor Aurelio de' Giorgi Bertola (1753–1798).

Die ersten Monate des Jahres 1785 nutzten Dipauli und seine Begleiter bzw. Studienkollegen, um einige Ausflüge zu unternehmen: In der Faschingszeit befanden sie sich acht Tage in Mailand, zu Beginn der Fastenzeit besuchten sie die Certosa di Pavia (möglicherweise auf der Rückreise von Mailand) und in den Osterferien reisten

---

21 TLMF, Dip. 1387, fol. 11r. – Die erwähnten Personen sind gebürtige Tiroler, nämlich Graf Karl Joseph von Firmian (1716–1782) und Freiherr Joseph von Sperges (1725–1791).

22 TLMF, Dip. 1388, Nr. 13.

23 Der genannte Professor Sinclair konnte nicht verifiziert werden. Es handelt sich dabei weder um den Juristen Alexander Adam von Sinclair (1713–1778) noch um dessen Sohn Isaac von Sinclair (1775–1815).

sie nach Genua und Turin (28. März – 10. April); Mitte Mai wurde schließlich ein weiteres Mal die Certosa besucht.

Am 11. Mai 1785 beendete Dipauli sein Studium und erhielt den Doktorgrad verliehen (Abb. 4).[24] Ende des Monats stand deshalb bereits die Rückreise an, die über Cremona, Mantua, Venedig, Bassano und Trient in die Heimat führte. Anfang November 1785 befanden sich Dipauli und sein Schüler bereits wieder in Innsbruck, wo von Remich seine Ausbildung am Lyzeum fortsetzte, während Dipauli sich der gerichtlichen Praxis widmete. Das weitere, von einer äußerst steilen Karriere bestimmte Leben Dipaulis – bis zum Amt des Präsidenten des Appellationsgerichts von Tirol und Vorarlberg – sei hier nicht weiter verfolgt.

## 4. Dipaulis Beschreibung der Certosa di Pavia

Wie bereits oben kurz erwähnt, besuchte Dipauli am Donnerstag, den 19. Mai 1785 zum zweiten Mal die Certosa di Pavia, über welche der junge Student einen kurzen kunst- und kulturhistorischen Bericht verfasste, der sich in den Beständen der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum unter der Signatur W 2700/1 erhalten hat. Die Beschreibung ist äußerst knapp gehalten und umfasst gerade einmal zwei beidseitig und dicht beschriebene Blätter.[25] Das Manuskript wird hier erstmals vorgestellt und soll deshalb vollständig ediert wiedergegeben werden:[26]

Einige Bemerkungen [1]
über die Karthause von Pavia.

Ich sah diese berühmte Karthause in Gesellschaft
des H(er)rn v(on) Remich, H(er)rn v(on) Steiner, und H(er)rn Insam[27],
den 19ten May 1785; und früher schon zu Anfang
der Fasten des nämlichen Jahrs.[28] Sie liegt etwa
1 ½ Stunde von Pavia, eine kleine viertel Stunde von

[24] TLMF, Dip. 1388, Nr. 14. Im selben Band befindet sich unter der Nr. 15 nur die Notiz „Doctoratsdiplom von der Universität zu Pavia für Andreas Alois Di Pauli d. d. 11. Mai 1785". Das Original, eine rot eingebundene Mappe mit dem Siegel der Universität Pavia in einer metallenen Siegelkapsel, wird gesondert in der Dipauliana-Sammlung aufbewahrt.

[25] Die Quelle (ca. 18,5 x 14,0 cm) besteht aus einem zweifach gefalteten Bogen, wobei nur die ersten zwei Blätter beidseitig mit Tinte beschrieben sind. Während diese zwei Blätter an der oberen Blattkante eine Beschneidung aufweisen, blieb der Bogen der zwei leeren Blätter ebendort intakt.

[26] Die Transkription berücksichtigt die Groß- und Kleinschreibung, die Zeichensetzung und den Zeilenumbruch des Originals. Endungen (-en/-er) und Doppelkonsonanten (m/n) wurden aufgelöst. Ergänzungen von Abkürzungen werden in runden Klammern wiedergegeben, Wortergänzungen und Erklärungen durch den Verfasser in eckigen Klammern. Worte aus Buchstaben des lateinischen Alphabets (Namen, Spezialbegriffe etc.) werden kursiv gesetzt.

[27] Zu Anton von Remich vgl. die oben angeführten Informationen. Zu Herrn von Steiner und Joachim Insam waren keine Daten ausfindig zu machen. Der vollständige Name Insams lässt sich aus anderen Reiseberichten Dipaulis aus der Studienzeit ergänzen.

[28] Die Fastenzeit des Jahres 1785 begann am 9. Februar. Vgl. Hermann Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, 13. Auflage, Hannover 1991, 154.

der Landstrasse, von welcher ein schnurgrader breiter
Weg durch eine prächtige Allee hineingeht. Nachdem
man durch ein Thor, und einen Bogen hinein ist,
ist ein großer viereckiger Platz, der zu einer Seite
die Kirche, zur andern die Prälatur, zur dritten
die Apotheke, und weiß nicht was noch, und zur vierten
das Wirtshaus, und andre zur Carthause gehörige
Gebäude hat,[29] Die Apotheke ist sehr groß, und versah
ehedem alle kommende Arme unentgeltlich mit Me=
dicinen. Der Stifter dieser Karthause war um die
Mitte des 14[ten] Jahrh(underts) *Galeazzo Visconti*, H(erzog) v(on) Mayland;
und bey seiner Aufhebung war dieß eines der reichsten
Klöster Italiens, dessen Einkünfte sich auf 70, bis 80,000
Dukaten sollen beloffen haben. An der Kirche sind
Schätze, wie man eigentlich sagen kann, verschwendet.
Die *Facciata* ist ganz von Marmor, und fast durchaus
mit marmornen *Bassirilievi*[30], Statuen, und dergleichen
Zierrathen besetzt.[31] Die Kirche hat mit dem Ho[c]haltar 13
Altäre in so viel Kapellen[32]; und die gegenüber stehenden
Kapellen und Altäre sind immer auf die nemliche Art
geziert; das ist: die Säulen der zween Altäre sind vom
nämlichen Marmor, und das Antipendium von der

nemlichen Arbeit. Von diesen Saulen[33] sind vier von *Marmo* [2]
*di Porto Venere*, 4 von röthlichtem Alabaster, 4 von grünem
*Marmo di Ponsevra*, 8 von *Fiamma di Francia*, 4 von *Nero*

---

29 Die Certosa besitzt zwei Eingangshallen. Tritt man durch den zweiten Eingang, befindet man sich in einem großen, rechteckigen Hof (110 x 46 m), der auf allen vier Seiten von Gebäuden flankiert wird, geradeaus die Klosterkirche Madonna delle Grazie mit ihrer prachtvollen Renaissancefassade, rechts der herzogliche Palast (Palazzo Ducale), der auch als Sommerresidenz der Herzöge Visconti und Sforza diente. Dessen Fassade wurde zwischen 1620 und 1625 geschaffen und stammt vom Baumeister und Bildhauer Francesco Maria Richini (1584–1658). Vgl. Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 28–30.

30 Basrelief.

31 Zur Fassade der Klosterkirche: Cole, Renaissance (wie Anm. 9) 106–108; Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 31–35. – Die Fassade brachte schon Jacob Burckhardt (1818–1897) ins Schwärmen, der in seinem Werk „Cicerone" dazu schreibt: „Neben derjenigen des Domes von Orvieto ist sie das erste dekorative Prachtstück Italiens und der Welt […]. Allein die unermeßliche Pracht und zum Teil auch der feine dekorative Geschmack, die das Erdgeschoß beherrschen, haben ein in seiner Art unvergleichliches Ganzes hervorgebracht." Vgl. Jacob Burckhardt, Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens, vollständiger Neudruck der Urausgabe, Berlin 1938, 162.

32 Die dreischiffige Kirche im lombardisch-gotischen Stil weist vierzehn Kapellen auf, wobei zwölf Kapellen einen quadratischen Grundriss besitzen, zwei Kapellen jedoch rechteckig sind, weil sie aus je zwei Kapellen bestehen. Damit beläuft sich die Anzahl der Altäre (den Hochaltar mit eingerechnet), wie Dipauli korrekt schreibt, auf dreizehn. Eine detaillierte Beschreibung der Seitenkapellen mit ihren Kunstwerken findet sich in: Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 42–67. – Man vgl. hierzu auch die Stiche des Grundrisses bzw. diverser Details (Reliefs, Kapitele etc.) im Tafelwerk: La Certosa di Pavia. Fascicolo, Mailand 1830; zu finden unter TLMF, FB 109996.

*antico di Roma*. Die Kapitelle, und Unterstöcke sind bey einigen
von B[r]onzo. Die *Antipendia* sind von zweyerley Gattung;
*Bassirilievi*, so eine Geschichte des Heiligen, der im Altar=
blatt ist, vorstellen und die alle aus der Schule des *Michel*
*angelo* sind;[34] und Stücke von Mosaik, das ist, Blätter von weißem
Marmor, worauf zerschiedne [verschiedene] Figuren und Ornamente mit
lauter sehr kostbaren Steinen eingelegt sind; als z. B. Agat[35],
Carniol, Granaten, *Lapis Lazuli*, und dergleichen. Die Arbeit ist
unvergleichlich, und vielleicht einzig in ihrer Art; und ist das
*Depositum* der Familie *Sacchi*, die schon bey 300 Jahren bey
dieser Karthause gearbeitet hat.[36] Die Familie existirt zwar
noch; ist aber ohne Arbeit, indem die Cistercienser, die
itzt die Karthause bewohnen, die Einkünfte nicht haben, eine so kost=
bare Arbeit fortsetzen zu lassen. An ~~jedem~~ einem dieser Anti=
pendien, das auch das reichste ist, ward 13 Jahre; und 5
Jahre an dem letzten gearbeitet, das das geschmackvollste
ist, und nach dem Austritt der Karthäuser fertig geworden.
Unter den *Bassirilievi* sind die schönsten der Kindermord
von Bethlehem, worin eine treffliche Expression der Affekten ist;
die Flucht in Egypten, worin die Mutter G(ottes) über einen Felsen
herab reitet, und Joseph den Esel zurück hält; das Opfer der
drey Könige, wo ein Karthäuser dem König das Opfer nehmen
will; und der H(eilige) Bruno, der vorm Crucifix bethet.[37] Unter den
Altarblättern sind einige sehr alte Stücke. Die besten sind:
Die Apostel Petrus und Paulus von *Guercin da Cento*[38];

---

33 Heute: Säulen. Dipauli wird in der Folge des Öfteren die Schreibweise „Saulen“ verwenden.

34 Die Reliefs zur Verkleidung der Altäre stammen von diversen Bildhauern, die jedoch nicht alle der Schule Michelangelos zugeordnet werden können.

35 Achat.

36 Es handelt sich dabei um Steineinlegearbeiten (*Pietre dure*), die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch die Werkstatt der Gebrüder Andrea, Carlo und Giovanni Battista Sacchi aus Pavia geschaffen wurden. Zu den Vertretern der Sacchi-Familie waren keine Lebensdaten auszumachen.

37 Das Basrelief des Bethlehemischen Kindermords in der Capella San Giuseppe e Re Magi wurde um 1677 von Dionigi Bussola (1615–1687) aus Mailand geschaffen, jenes mit der Anbetung der Könige (um 1675) in der Capella Madonna del Rosario stammt von Giovanni Battista Maestri, genannt Il Volpino (tätig zwischen 1650–1680). Bei der Interpretation dieses Bildes irrt Dipauli jedoch, denn anstelle eines Kartäusers, der dem König die Gabe abnehmen will, erkennt man einen Pagen, der seinem Herrn die Gabe überreicht. – Ein Relief mit der Flucht nach Ägypten, das der kurzen Beschreibung Dipaulis nahe kommt, wird heute im Museo della Certosa di Pavia aufbewahrt, stammt von einem lombardischen Meister und wird auf ca. 1475–1499 datiert. Beim erwähnten Hl. Bruno, Gründer des Kartäuserordens, vor dem Kreuz handelt es sich um ein Relief von Tommaso Orsolino (1587–1675) am Altar des Hl. Bruno im rechten Querhaus. Vgl. Bernardi, Kartause (wie Anm. 9) 42–43; Gino Chierici, Guide to the Certosa of Pavia, Rom 1950, 20–21, 26; Descrizione della Certosa di Pavia, Mailand 1818, 24–25; Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 47, 53–55.

38 Das Gemälde „Muttergottes mit Kind und den Hll. Petrus und Paulus“ (1641) stammt von Giovanni Francesco Barbieri (1591–1666), genannt Il Guercino, aus Cento und befindet sich in der Cappella San Pietro e San Paolo. Vgl. Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 64.

eine *Familia Sacra* vom *Abb(ate) Parini*[39]; und die drey Könige von *Pietro Negri*[40]. Dem Altar gegenüber ist ~~al~~ überall auch ein Frescogemälde, wovon einige sehr schön sind. Jede Kapelle ist mit einem eisernen Gitter, das mit messingnen Laubwerk etc. geziert ist, gesperret. Sonders ist das Gegitter vor dem Ho[c]haltar schön, und soll 15,000 *Scudi* gekostet haben.[41] Merkwür= dig sind auch sehr schöne, große ~~B~~ Leuchter von *Bronzo*, von einem *Fontana*, einem Florentiner, bearbeitet.[42] Was die mar=

mornen Statuen betrift, sind deren in der Kirche sehr viele, aber [3]
darunter wenig besonders. Neben dem Ho[c]haltar ist ein Aaron mit dem Rauchfaß in der Hand, ein Stück, das wenigstens wegen des ungemeinen Fleißes, den man daran sieht, zu bemerken ist. Die Ketten, und Glieder der Ketten, woran das Rauchfaß hängt, sind alle von Marmor, und von einem und dem nämlichen Stück, wovon die Statue ist.[43] Der Ho[c]haltar allein soll 80,000 *Scudi* gekostet haben. Er ist um und um mit sehr kostbaren Steinen ~~von~~ besetzt, und man sieht da einige sehr große Stücke *Lapis Lazuli*; und was man daran ansieht, das ist wenigstens schöne Marmor.[44] In der Sakristey zeigte man uns das Silber, das zur Zierde dieses Al= tars gehört, und in einem Crucifix, sechs Leichtern, und 4 oder sechs Brustbildern; einer Ampel, Rauchfaß, etc. besteht. ~~H~~ Alle diese Stücke sind von ungemeiner Höhe und Dicke, und nur das Crucifix zu tragen braucht es zween Männer. Auch die Arbeit an diesen Stücken ist recht schön. Wie die Karthause aufgehoben ward, ward dieß Silber nach Mayland gebracht; vor kurzem aber ward es wieder zurücke geschickt. Sehr schön sind auch die Reliquien dieser Kirche, als ein Zahn des H(eiligen) Stephan in Bergkristall gefaßt, ein schönes Stück; und so mehr andre, alle von kostbarer Fassung.

---

[39] Das Gemälde „Hl. Familie“ stammt von Abate Giuseppe Peroni (1710–1776).

[40] Das Gemälde „Anbetung der Hl. Drei Könige“ (1641) in der Cappella San Giuseppe e Re Magi stammt von Pietro Martire Neri (1591–1661) aus Cremona. Vgl. Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 47.

[41] Das reich verzierte, barocke schmiedeeiserne Gitter, das die Schiffe vom Querhaus trennt, wurde von Francesco Villa entworfen und von Pietro Ripa und Ambrogio (teils auch Antonio) Scagno um 1660 geschaffen. Zu den einzelnen Künstlern waren keine Lebensdaten auszumachen. Vgl. Bernardi, Kartause (wie Anm. 9) 32–33; Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 38.

[42] Die Bronzeleuchter (um 1580) im Querhaus, Chor und Presbyterium stammen von Annibale Fontana (1540–1587). Vgl. Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 69, 75.

[43] Die Skulptur des Aaron mit Rauchfass stammt von Tommaso Orsolino und befindet sich in der äußersten linken Nische im Mönchschor. Vgl. Chierici, Guide (wie Anm. 37) 25; Descrizione (wie Anm. 37) 31.

[44] Der prunkvolle Hochaltar von Ambrogio Volpi (1525–1570) wurde um 1576 entworfen und ist als tempelförmiger Tabernakel konzipiert, an dem zahlreiche Künstler mitgearbeitet haben. Vgl. Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 75–78.

Neben einem Seitenaltar ist das Grabmal des Stifters[45], so, ich meyne um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, ein Prälat um 50,000 *Scudi* machen gelassen. Es ist ganz von Marmor; der Herzog liegt auf dem Todtenbette da, das mit Saulen und einem Dache von Marmor umgeben und gedeckt ist. Die Arbeit ist mit erstaunlichem Fleiße gemacht worden; sonders die *Bassirilievi* in den Saulen, die die ganze, erdenkliche Rüstung eines Ritters, und seines Pferdes vorstellen, den Striegel und das Habersieb nicht ausgenommen. Hinter dem Monumente sind zwey halberhobne Figuren in Menschen= größe, von Ludwig dem Moren und seiner Frau.[46]

In der Sakristey ist ein prächtiges Stück; nämlich ein Altärchen, [4]
von Meerpferdsbeinern, worauf die Geschichten des alten und neuen Testaments ungemein fein, aber in gar kleinen Figuren eingegraben sind. Der unterste Theil des Altärchens aber ist Helfenbein.[47] In der großen Sakristey ist ein schöner marmorner Altar, und in selbem besonders zu bemerken ein Gemälde auf Marmor, das sehr schön ist.[48]
Wir bestiegen auch ~~die o~~ den Gipfel der Kuppel, von wo= aus wir Mayland und Pavia sahen. Die ganze Kirche, und auch die ~~Hüt~~ Häuschen der Karthäuser sind mit Bley gedeckt, so daß nur der Kosten des Bley sich auf 1 ½ Millionen *Lire* beläuft.
Dieß sind in Kürze die Hauptmerkwürdigkeiten der Kirche. Wir besahen dann die *Prælatur*[49], und staunten über die schönen ~~v~~ und vielen Zimmer des H(er)rn Prälaten, oder Priors, wie sies hießen. In seiner Hauskapelle, auf deren Altar er vom Bette aus sah, sind sehr schöne Marmorne *Bassirilievi* und Mos[a]ikstücke von der *Fam(ilie) Sacchi*, ~~so~~ wovon auch einige Tischchen etc. sind. Wir sahen aber alle diese Zimmer fast ganz leer. Dann sahen wir die Gastzimmer, die auch recht schön und groß, aber nicht meublirt sind. Sonders ist ein marmorner Camin schön.

---

45 Zum Grabmal des Gian Galeazzo Visconti: COLE, Renaissance (wie Anm. 9) 104–105; Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 81–83.

46 Zum Grabmal des Ludovico Sforza und der Beatrice d'Este: COLE, Renaissance (wie Anm. 9) 108–110; Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 69.

47 Das in der Alten Sakristei aufbewahrte Triptychon aus Nilpferdzahn, Tierknochen und Elfenbein vom Anfang des 15. Jahrhunderts wird Baldassare degli Embriachi (dokumentiert zwischen 1368 und 1406) aus Genua zugeschrieben. Neben 94 zierlichen Statuen in Nischen erzählen 62 Reliefs Episoden aus dem Leben Christi und Mariens. Vgl. BERNARDI, Kartause (wie Anm. 9) 62–63; Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 72–73.

48 Bei dem Gemälde auf Marmor dürfte es sich um ein Kunstwerk in der Neuen Sakristei handeln. Die Frage, welches Werk damit genau gemeint ist, muss aufgrund mangelhafter Informationen unbeantwortet bleiben.

49 Bei der Prälatur handelt es sich wohl um den Gebäudekomplex des Palazzo Ducale. Vgl. Anm. 29.

Wir beschauten auch ein Karthäuserhäuschen, das sehr rein=
lich war; und drey Zimmerchen ϖ zu ebener Erde, und zwey oder
drey oben auf hatte; dabey ist ein Kellerchen, ein Gärtchen,
und ein Ziehbrunnen; und so sind auch die übrigen 20.[50]
Wir giengen dann hinaus in den Garten, sahen den
schönen großen Fischteich, der ganz mit Quatersteinen
umgeben ist; giengen hernach im Wäldchen spaziren,
etc. und fuhren nach Haus.
Aus Abgang der Zeit kann ich mich nicht weiter aus=
dehnen, und muß es bey diesem bewenden lassen.

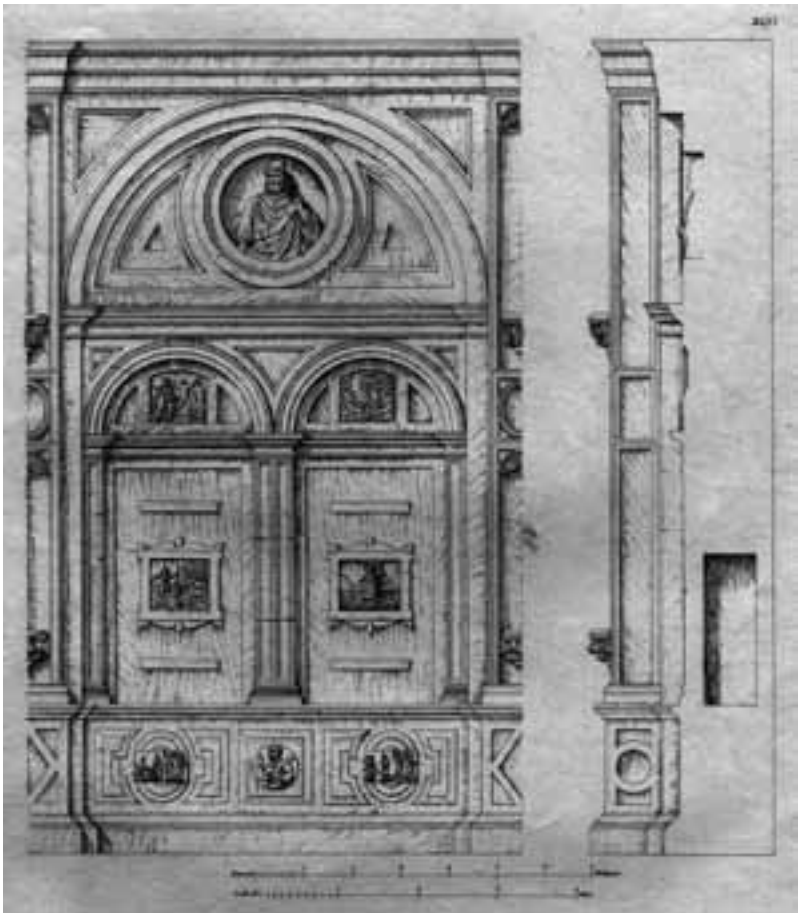


**Abb. 5:** Die Certosa als bewundertes Studienobjekt: Aufriss und Querschnitt einer Wanddekoration, Kupferstich aus: „La Certosa di Pavia. Fascicolo“, Mailand 1830, Tafel XLVI. TLMF, FB 109996.

[50] Zum großen Kreuzgang mit den Mönchszellen: Zisterziensermönche, Kartause (wie Anm. 9) 90.

## 5. Notizen zur Beschreibung

Knapp, kurz, mit mehr oder weniger präzisen Angaben und Andeutungen. Auf diese Weise gestaltet sich die Beschreibung Dipaulis zur Certosa di Pavia, von der er – wie er selbst deutlich hervorhebt – nur die augenscheinlichsten „Merkwürdigkeiten" anführt und auf diese Weise den Aufenthalt im Klostergelände umreißt. Zeitliche Gründe, so der abschließende Satz, waren schuld daran, nicht genauer auf die Geschichte und Ausstattung der Certosa einzugehen. Wer oder was zur Eile drängte, verrät Dipauli allerdings nicht, doch vermutlich hinderten ihn die Vorbereitungen zur Ab- bzw. Rückreise in die Heimat, welche am 31. Mai 1785 erfolgte, umfangreichere Aufzeichnungen zu Papier zu bringen.

Allerdings bleibt Dipauli nicht nur knapp, sondern auch äußerst nüchtern, wenn er in keinster Weise Eindrücke von der Fahrt oder dem Spaziergang zur Certosa oder kaum Angaben zu deren Lage und Anlage im Gesamten gibt. Einzelne Gebäude werden beiläufig genannt, deren Räumlichkeiten und Ausstattung nur aufgezählt, die Bewohner des Klosters und ihr Leben mit keinem Wort erwähnt. Eine Kuppelbesteigung und ein abschließender Spaziergang in den Gärten und zu den Fischteichen wirken im Vergleich dazu fast schon exotisch.

Im Zentrum der Beschreibung stehen die Klosterkirche und ihre Ausstattung, wobei Dipauli jene Werke hervorhebt, die durch ihren Reichtum, ihre Bedeutung oder aber ihre Ästhetik herausragen. Einzelne Stücke oder Details der Kirche hält er für durchaus erwähnenswert.

Dabei liefert er Angaben zum Entwurf, zur künstlerischen Komposition und deren Wirkung auf den Betrachter oder er geht näher auf das Material ein. Immer wieder nennt er die Herstellungsdauer sowie den materiellen und finanziellen Wert der Objekte, so weiß er selbst die Kosten für das Bleidach der Mönchszellen in etwa zu taxieren.

Gerade diese Informationen und die Darstellung Dipaulis im Gesamten zeigen, dass er den Klosterkomplex durch eine kundige Führung erlebt haben muss, denn einerseits öffnen sich ihm und seinen Begleitern Türen und Räumlichkeiten, die vermutlich anderen Besuchern verschlossen geblieben oder nur auf Anfrage zu sehen gewesen wären (Sakristei, Prälatenwohnung, Gästezimmer, Mönchszellen, Kuppel), andererseits liefert er Informationen, die mit großer Wahrscheinlichkeit nur aus mündlichen Erklärungen vor Ort stammen konnten, wie die Dauer der Herstellung diverser Kunstwerke, die ausführenden Künstler- und Handwerkerfamilien oder die Kosten der Ausstattungsstücke. Dass einige der detaillierten Angaben nicht nur aus Erklärungen eines Führers stammen, sondern dem aufmerksamen Beobachter Dipauli zuzuschreiben sind, sei ebenso bemerkt. Beweis dafür sind weitere ähnliche Darstellungen aus der Feder Dipaulis – etwa dessen Berichte zu diversen oberitalienischen Reisen, deren Bearbeitung durch den Verfasser bereits erfolgt –, die hierzu als Vergleichsbeispiele herangezogen werden können.

Die Ausführungen stammen von einem nüchternen Beobachter, der alles Gehörte, Gesehene und ihm im Sinn Gebliebene notiert. Eine Wertung durch Dipauli sucht man vergebens, sieht man von den wenigen angeführten Attributen – wie „sehr alt" oder „schön" – ab, mit denen er da und dort die Räumlichkeiten oder Kunstwerke versieht. Eigentlich kann nur an einer Stelle ein leicht subjektiv gefärbter, kritischer Kommentar Dipaulis festgestellt werden, nämlich wenn er von der reichen Ausstat-

tung der Klosterkirche im Gesamten spricht: „An der Kirche sind Schätze, wie man eigentlich sagen kann, verschwendet."[51]

Es fällt auf, dass Dipauli mit seiner Beschreibung nicht jene Inhalte transportiert oder jene Bilder liefert, die über die späteren Reiseberichte verbreitet wurden: So wird Gian Galeazzo Visconti von ihm lediglich einmal, und da auch nur kurz als Stifter, erwähnt. Keine schauerlich-schönen, romantisierenden Erzählungen vom listigen Visconti, der seinen nicht minder tyrannischen Onkel beseitigt, um die Macht an sich zu reißen. Keine Anekdote vom Herzog, der um sein Seelenheil bangt und ein Kloster gründet, um durch die milde Stiftung den Himmel gnädig zu stimmen. Ausführungen, die in den Reiseführern als Aufhänger dienen und die Leser bannen sollen, fehlen bei Dipauli zur Gänze. Aber er verfolgt mit seiner Beschreibung auch kein solches Ziel, schafft diese nicht für eine breite Leserschaft und muss deshalb auch nicht mit lockenden Geschichten punkten. Seine Aufzeichnungen sind privater Natur, wohl nur für sich, zur Erinnerung oder möglicherweise auch späteren Verarbeitung verfasst und deshalb eine nüchterne Momentaufnahme. Der Mensch, der junge Student Dipauli ist über den geradezu kühlen Bericht deshalb (leider) nicht auszumachen.

Trotzdem bilden die Beschreibung der Certosa di Pavia sowie auch die anderen Reiseberichte Dipaulis kleine Mosaiksteinchen zu dessen Person und Leben. Sie zeigen bereits einen wissbegierigen, vielfach interessierten und talentierten, nüchtern beobachtenden und betrachtenden jungen Mann, dessen Leben und vielfältiges Wirken – als Jurist, Politiker, Sammler oder Familienmensch – ebendiese Eigenschaften widerspiegelt. Die Biographie zu Andreas Alois Dipauli ist noch nicht geschrieben, ebenso steht eine detaillierte Sichtung und Aufarbeitung seiner umfangreichen Quellensammlungen, der Tirolensien-Bibliothek und des persönlichen Nachlasses aus, der durch Schenkungen der Familie Dipauli nach wie vor erweitert und ergänzt wird.

## 6. Hitzige Diskussionen im Kloster

Die Klammer zur eingangs behandelten, kirchenkritisch gehaltenen Beschreibung der Certosa di Pavia aus „Meyer's Universum" von 1861 schließt sich mit einem Bericht zu derselben aus der Hand eines Landsmannes Dipaulis. Im Abstand von über einem halben Jahrhundert und aus anderen Intentionen heraus entstanden, berücksichtigt dieser neben der reinen Wiedergabe kunsthistorischer Belange deutlich andere Gesichtspunkte.

Am 19. April 1846, ganze 61 Jahre, nachdem Dipauli die Certosa besucht hatte, überschritt ein weiterer Tiroler die Schwelle zum Kloster: Beda Weber (1798–1858; Abb. 6).[52] Es war ein heiterer Frühlingstag, als Weber zusammen mit einem französischen Mitreisenden aus Lyon die hektische Stadt Mailand verließ und mit sei-

[51] TLMF, W 2700/1, fol. 1.

[52] Beda Weber, geboren am 26. Oktober 1798 in Lienz, gestorben am 28. Februar 1858 in Frankfurt am Main; Priester, Schriftsteller, Heimatkundler, Politiker. Vgl. Gertrud Pfaundler-Spat, Tirol-Lexikon. Ein Nachschlagewerk über Menschen und Orte des Bundeslandes Tirol, Innsbruck/Wien/Bozen 2005, 664–665.

**Abb. 6:** Büste von Beda Weber an der Gilfpromenade in Meran, 1907. Fotografie von Hans Ratschiller, Meran. TLMF, W 11940.

nem Vetturino in Richtung Pavia aufbrach. Auf dem Weg dorthin konnte er die landwirtschaftlichen Nutzbauten und Reisfelder studieren, doch nach gut einer Stunde stoppte der Wagen, und die beiden Herren bewegten sich über eine schnurgerade Allee auf das Kloster zu, wobei der Franzose aus seiner „Guida di Milano" unaufhörlich Wissenswertes über die Anlage vortrug.

Auch Weber lieferte zu seinem Besuch der Certosa einen Bericht, der allerdings keineswegs so nüchtern ist wie jener Dipaulis, sondern durch seine unterhaltsam-erzählerische Art besticht. Weber verfasste seine Beschreibung nämlich unter dem Gesichtspunkt, diese gemeinsam mit weiteren Beiträgen für seine Veröffentlichung unter dem bezeichnenden Titel „Charakterbilder" (1853) abzudrucken.[53] Ein Charakterbild ist es schließlich auch, das der Autor den Leserinnen und Lesern liefert, denn ihm geht es in seiner Darstellung der Certosa di Pavia keineswegs um eine detaillierte Beschreibung des Klosters. Er erwähnt zwar die reiche Ausschmückung, streift die Kunstwerke aber zum Großteil lediglich und hebt nur einzelne Werke hervor, die ihm als besonders bewundernswürdig erscheinen. Mehr Platz räumt er dem Orden und dem aktuellen Leben der Klosterbrüder ein, er bespricht die Auflösung des Klosters und nimmt zur Neubesiedlung der Anlage durch vierzehn Brüder des Kartäuserordens (die Laienbrüder nicht mitgerechnet) Stellung.

Zu Beginn gilt allerdings auch Webers Aufmerksamkeit der schillernden, legendenumrankten Person des Gründers, wobei Gian Galeazzo Visconti zwar nicht geschönt dargestellt wird, dessen Missetaten allerdings auch nicht explizit hervorgehoben werden. Im Gegenteil, er wird als Opfer seiner zum Großteil schmarotzenden Anhänger beschrieben, die der listige Herzog aber wiederum für seine Zwecke einzuspannen weiß. Die herzoglichen Beweggründe für die Schaffung eines einheitlichen Herrschaftsbereiches werden interessanterweise mit zeitgenössischen Entwicklungen verglichen, wenn Weber schreibt: „Die Einheit Italiens war das Zauberwort, welches damals von den Lippen seiner [Gian Galeazzo Viscontis; Anm.] Anhänger klang, wie

[53] Zur folgenden Beschreibung vgl. Beda Weber, Charakterbilder, Frankfurt am Main 1853, 209–217. Webers Darstellung scheint eine gewisse Popularität besessen zu haben und wurde beispielsweise in stark gekürzter Fassung auch wiedergegeben von Louis Oeser (Hg.), Gebirgs-Blüthen. Ein Buch der Kunst. Zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann, Bd. 3, Neusalza [1865?], 211–214.

es zu dieser Stunde nur in anderer Form von dem beredten Vincenzo Gioberti verkündet wird. Alles schien erlaubt, um eine große Nation zu machen."[54]

Nach der Vorstellung des Stifters erfolgt die Beschreibung des Rundgangs durch die Anlage: Im Klosterhof angelangt, treffen Beda Weber und sein Begleiter auf weitere Besucher – vier Weltpriester, zwei Engländer und ein Russe –, mit denen sie sich gemeinsam an die Klosterpforte wenden, um in der Folge von einem freundlichen Kartäusermönch durch den Gebäudekomplex begleitet zu werden. Zuerst besichtigen sie die reich ausgestattete Klosterkirche, ehe sie sich – mit Erlaubnis des Priors – in den übrigen Klosterkomplex begeben. Die Zellen der Mönche im großen Kreuzgang nimmt Weber zum Anlass, das Leben der Patres, den Tagesablauf, die Arbeitsaufgaben oder die Aufnahmebedingungen der Novizen zu beschreiben. Hier erhalten die Besucher schließlich auch die Erlaubnis, mit einem Klosterbruder zu sprechen, der sein Schweigegelübde aus diesem Grund brechen darf:

> „Es war ein Mann von den feinsten Manieren, mit der Leichtigkeit und Natur, wie sie langer Umgang in höheren Kreisen ausbildet. Ueber sein Gesicht war die Weichheit und Lieblichkeit eines unbeschreiblichen Wohlwollens verbreitet und eine Art von kurzer Entschlossenheit, die deutlich sagte: ‚deine Rechnung ist gemacht!'"[55]

Auf die Fragen, woher er stamme und ob er noch an sein weltliches Leben zurückdenke, gibt der Mönch ausschweifende Antworten, philosophiert über Trug und Enttäuschung, Falschheit und Halbherzigkeit „im Staate wie in der Kirche, im Leben wie in der Liebe"[56], preist sein einfaches, stilles Eremitendasein und ruft letztendlich Gott als Erlöser seiner Seele an. Schließlich zeigt der Mönch den Besuchern noch seinen kargen Hausrat und entlässt diese tief gerührt und beeindruckt.

Auf dem Rückweg zum Reisewagen entwickelt sich unter den Besuchern jedoch eine rege Diskussion für und wider die Wiederherstellung des Kartäuserordens, wobei nicht nur die verschiedenen Einstellungen und Berufe der Diskutierenden ihre Haltung mitprägen, sondern auch deren jeweilige Nation, sodass auch damit in Zusammenhang stehende Vor- und Nachteile in Bezug auf das Thema ins Gefecht geführt werden. Das wiederum empfinden einige als unterschwellige Kritik und fühlen sich in ihrem Nationalstolz gekränkt. So ereifert man sich in einem immer hitziger werdenden Streitgespräch, wobei die Thematik vom Nutzen der Mönche schließlich in administrativ-politische Themen ausartet. Die Diskussion hätte ohne Zweifel auf diese Weise weitergeführt werden können, „wenn nicht der schweigsame Russe […] auf die wirkliche Welt aufmerksam gemacht hätte. Und in der That hatten wir bereits

---

[54] Weber, Charakterbilder (wie Anm. 53) 210. – Abbé Vincenzo Gioberti (1801–1852) war ein italienischer Priester, Professor und Politiker sowie ein Wegbereiter des Neoguelfismus, der im Rahmen des Risorgimento die Einheit Italiens forderte und dabei auf die Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche und deren Einbeziehung pochte. 1848/49 fungierte er als piemontesischer Ministerpräsident. Vgl. Wolfgang Altgeld, Das Risorgimento (1815–1876), in: Kleine italienische Geschichte, hg. von Wolfgang Altgeld, Stuttgart 2002, 257–324, vgl. bes. 277; Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 4, 2. Auflage, Freiburg im Breisgau 1968, 895.

[55] Weber, Charakterbilder (wie Anm. 53) 214.

[56] Weber, Charakterbilder (wie Anm. 53) 214.

die schmutzige Locanda am Weg erreicht."[57] Man vergisst den gerade eben ausgetragenen Zwist, speist ebendort gemeinsam, verabschiedet sich dann voneinander und kehrt vergnügt bzw. reich an Eindrücken und Erfahrungen nach Mailand zurück, nicht ohne ein Fazit liefern zu können:

> „Die Karthäuser bei Pavia leben in beschränkten Umständen selbst für die geringen Bedürfnisse ihrer Colonie. Das einst weitläufige Besitzthum ist verkauft und bloß Kirche und Kloster ihnen eingeräumt. Aber bei ihrer Arbeitsliebe und Sparsamkeit werden sie sich bald wieder so erträglich stellen, daß für ihren nothdürftigsten Lebensunterhalt gesorgt ist. Ihr Haus steht den Weltpriestern offen, welche sich einsamen Geistesübungen widmen wollen, und in dieser Beziehung können sie für die ganze Lombardei segenreich werden. […] und bei der Regsamkeit, welche sich in den theologischen Wissenschaften Italiens überall bemerkbar macht, kann sich die katholische Kirche seiner Zeit auch von diesen Karthäusermönchen thätigen Antheil am Kampfe für Wahrheit und Recht versprechen."[58]

Soweit das Schlusswort zu den Kartäusern – aus der Feder eines Benediktiners.

[57] Weber, Charakterbilder (wie Anm. 53) 216.
[58] Weber, Charakterbilder (wie Anm. 53) 216–217.

# Ein Tal mit Büchern? Privater Buchbesitz im Stubaital zwischen 1750 und 1800

Michael Span

## 1. Einleitung

Ein Gebetbuch, ein Reisehandbuch und eine Karte des heutigen Nord-, Ost- und Südtirol – die von Andreas Oberhofer rekonstruierte „Bibliothek" Andreas Hofers war überschaubar.[1] Und der Eindruck, dass Hofer wohl nicht sonderlich belesen war, fügt sich auch in das Bild, das vielfach von den Tirolerinnen und Tirolern als „homines alpini" gezeichnet wurde,[2] und das – zumindest in der nostalgischen Rückschau – zuweilen heute noch gerne bedient wird.[3] Dass diese Bilder von einem geografischen Determinismus beeinflusst sind und oft auf Zuschreibungen durch Bildungsreisende, die aus dem städtischen Bereich stammten, beruhen, wird an dieser Stelle nicht weiter vertieft. Ob nun jedoch den Bewohnerinnen und Bewohnern Tirols wie von Joseph Rohrer „eine gewisse Eingeschränktheit in den Begriffen" bescheinigt wird,[4] oder sie von Heinrich Heine provokant als „schön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geistesbeschränktheit" und letztlich gar als „zu dumm […] um krank seyn zu können"[5] beschrieben werden – „dieses vollwangige, schlankaufgeschossene Geschlecht, voll Mark und Größe im Knochenbau, die Bergesmühe im gebräunten Angesicht"[6], das am Bergisel und anderswo im Jahr 1809 den Aufstand gegen die bayerische Regierung versuchte –, wird landläufig nicht mit Büchern und Belesenheit assoziiert. Selbst in großen Dörfern, so berichtet Rohrer 1796, könne „kaum einer, und dieser Einzige nur sehr mittelmäßig lesen oder schreiben".[7]

---

1 Andreas Oberhofer, Weltbild eines „Helden". Andreas Hofers schriftliche Hinterlassenschaft (Schlern-Schriften 342), Innsbruck 2008, 63. Oberhofer weist allerdings auch darauf hin, dass bei der Plünderung des Sandhofes durch französische Soldaten nach dem Tod Hofers Quellenmaterial verloren gegangen sein könnte.

2 Andreas Oberhofer, Der Andere Hofer. Der Mensch hinter dem Mythos (Schlern-Schriften 347), Innsbruck 2009, 16–21.

3 Vgl. z. B. die Worte des Tiroler Landeshauptmannes Günther Platter in: Steffen Arora / Florian Gasser, Ein Held für jeden Anlass, in: Zeit Online vom 12.2.2009, http://www.zeit.de/2009/08/A-Andreas-Hofer-Jahr (Zugriff 19.2.2016): „Der homo tirolensis neige dazu, ‚die Dinge selbst in die Hand zu nehmen', sei grundsätzlich ‚nicht gerne auf andere angewiesen' und ‚verteidige das Vaterland am liebsten selbst'."

4 Joseph Rohrer, Uiber die Tiroler. Ein Beytrag zur Oesterreichischen Völkerkunde, Wien 1796, 77.

5 Heinrich Heine, Reisebilder, Dritter Theil: Italien, 2. Auflage, Hamburg 1834, 69.

6 [Beda Weber], Denkbuch der Erbhuldigung in Tirol 1838, Innsbruck 1839, 54.

7 Rohrer, Tiroler (wie Anm. 4) 77.

Dass derartigen pauschalisierenden und romantisierenden Bildern mit Vorsicht zu begegnen ist, bedarf keiner weiteren Erklärung. In den vergangenen rund dreißig Jahren wurde hinsichtlich der Entwicklung einer differenzierteren Sicht auf die Tiroler Geschichte, und insbesondere auch auf den Aufstand von 1809 und Andreas Hofer, vieles bereits geleistet. Einen weiteren Beitrag könnte die Bearbeitung der Frage nach dem Leseverhalten der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen Andreas Hofers liefern. War die ländliche Bevölkerung Tirols im 18. Jahrhundert tatsächlich kaum des Lesens mächtig und besaß folglich auch wenig bis keine Bücher? Oder war sie ein „Volk mit Büchern", als das Hans Medick die Bewohner des Dörfchens Laichingen auf der Schwäbischen Alb – auf Rudolf Schendas „Volk ohne Buch" anspielend, in dem dieser die Bevölkerung Europas im 19. Jahrhundert tendenziell als „Nicht-Leser" einstufte – bezeichnete?[8] Dieser Frage wurde im Rahmen eines Forschungsprojekts anhand des privaten Buchbesitzes im Tiroler Stubaital in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nachzugehen versucht.

Beim Versuch der Rekonstruktion von Lesegewohnheiten historischer Gesellschaften stellt sich zunächst die Frage nach der methodologischen Vorgehensweise. Dabei ist die Sphäre der Produktion und Distribution von Büchern in gewissen Regionen noch verhältnismäßig unproblematisch. Autoren, Drucker und Verleger von Büchern können meist schon anhand von Titelblättern in Erfahrung gebracht werden. Die Zahlen und Titel der Bücher, die in einem bestimmten zeitlich und geografisch begrenzten Raum produziert wurden, sind etwa anhand von Bibliothekskatalogen relativ gut rekonstruierbar. Hinzu kommt eine zunehmende und je nach Region unterschiedlich dichte systematische Beschreibung der Produzenten. Zumindest rudimentäre Basisdaten zu Druckern, Verlegern und Händlern sind also greifbar, wenn auch noch längst nicht in einer wünschenswerten Vollständigkeit.[9] Das potenzielle Angebot an Lesestoff ist heute somit recht eingehend erforscht – erinnert sei in diesem Zusammenhang etwa auch an das „Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums".[10]

---

[8] Rudolf Schenda, Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910, München 1977, 31; Hans Medick, Ein Volk mit Büchern. Buchbesitz und Buchkultur auf dem Lande am Ende der Frühen Neuzeit. Laichingen 1748–1820, in: Problems in the Historical Anthropology of Early Modern Europe, hg. von Ronnie Po-Chia Hsia / Robert William Scribner (Wolfenbütteler Forschungen 78), Wiesbaden 1997, 323–368.

[9] Peter R. Frank / Johannes Frimmel, Buchwesen in Wien 1750–1850. Kommentiertes Verzeichnis der Buchdrucker, Buchhändler und Verleger. Mit einer um Informationen zur Verteilung der Befugnisse, Adressen und Biographien wesentlich erweiterten Fassung in PDF-Format auf CD-Rom (Beiträge zum Buchwesen in Österreich 4), Wiesbaden 2008; Rudolf M. Henke / Gerhard Winkler, Geschichte des Buchhandels in Linz (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1999/2000), Linz 2002; Anton Durstmüller, 500 Jahre Druck in Österreich. Die Entwicklungsgeschichte der graphischen Gewerbe von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wien 1982. Eine spezialisierte Untersuchung des Buchwesens in Tirol fehlt bislang noch, so Walter Neuhauser, Organisation der Bibliotheken in Tirol in der Mitte des 18. Jahrhunderts, in: In libris. Beiträge zur Buch- und Bibliotheksgeschichte Tirols von Walter Neuhauser, hg. von Claudia Schretter / Peter Zerlauth (Schlern-Schriften 351), Innsbruck 2010, 371–385, vgl. bes. 372.

[10] Im Zusammenhang mit dem hier thematisierten Zeitraum des 18. Jahrhunderts sei hier vor allem hingewiesen auf: Peter Geils / Hilmar Schmuck / Willi Gorzny (Bearb.), Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV). 1700–1900, 160 Bde., München/New York/London/Paris 1979–1987; sowie: Willemina Rust-van der Meer (Hg.), Gesamtverzeichnis des deutschsprachi-

Deutlich größere Probleme tun sich auf, wenn die Leserinnen- und Leserschaft in den Blick genommen wird – vor allem wenn es um die große, in den Quellen meist anonym bleibende Masse der Bevölkerung geht. Von grundlegenden Schwierigkeiten wie der unklaren Verbreitung der Lesefähigkeit oder der Frage, wie – laut in der Gruppe oder stumm für sich – gelesen wurde, spannt sich der Bogen bis hin zur kaum rekonstruierbaren Rezeption gelesener oder eben gehörter Texte.[11]

Die Leserinnen- und Lesergeschichte versucht diesen Schwierigkeiten mit unterschiedlichen Methoden zu begegnen, von denen die meisten jedoch mit Blick auf den hier gewählten Untersuchungs(zeit)raum als wenig praktikabel erscheinen: Für Lesegesellschaften ließen sich bislang im Stubaital des 18. Jahrhunderts genauso wenig Hinweise finden wie für die Nutzung von – wohl nicht vorhandenen – Leihbibliotheken. Subskribenten- oder Pränumerantenverzeichnisse geben wenig Auskunft über das Leseverhalten einer spezifischen Region, die Auswertung von Rezeptionsspuren wie etwa Randbemerkungen würde das Vorhandensein der von einzelnen Stubaierinnen und Stubaiern gelesenen Schriften voraussetzen, die Untersuchung von Lektürespuren in Selbstzeugnissen wie Briefen, Tagebüchern und Ähnlichem oder fiktionalen Texten die Überlieferung ebensolcher.[12] Im hier vorgestellten Projekt wurde deshalb versucht, eine in der Leserinnen- und Leserforschung für andere – übrigens zumeist protestantisch geprägte – Regionen bereits erprobte Methode anzuwenden:[13] die Untersuchung von Inventaren. Die mit der Verwendung dieser Quellen einhergehenden Probleme – Michael Pammer hat in seinem Beitrag zur Quellenkunde der Habsburgermonarchie etwa darauf hingewiesen, dass die enthaltenen „Informationen kaum eindeutig zu interpretieren" seien – werden an dieser Stelle

---

gen Schrifttums außerhalb des Buchhandels (GVB), 45 Bde., München/New York/London/Paris 1988–1991.

11 Alfred Messerli, Leser, Leserschichten und -gruppen, Lesestoffe in der Neuzeit (1450–1850): Konsum, Rezeptionsgeschichte, Materialität, in: Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch. Band 1: Theorie und Forschung, hg. von Ursula Rautenberg, Berlin/New York 2010, 443–502, vgl. bes. 446–455.

12 Ebd., 455–462.

13 Systematische Untersuchungen auf der Grundlage von Inventaren eines ganzen Dorfes oder gar einer ganzen Stadt zum Beispiel von: Walter Wittmann, Beruf und Buch im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Erfassung und Gliederung der Leserschaft im 18. Jahrhundert, insbesondere unter Berücksichtigung des Einflusses auf die Buchproduktion, unter Zugrundelegung der Nachlaßinventare des Frankfurter Stadtarchivs für die Jahre 1695–1705, 1746–1755 und 1795–1805, wirtsch. und sozialw. Diss. Frankfurt 1934; Étienne François, Buch, Konfession und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Das Beispiel Speyers, in: Mentalitäten und Lebensverhältnisse. Beispiele aus der Sozialgeschichte der Neuzeit. Rudolf Vierhaus zum 60. Geburtstag, hg. von Mitarbeitern und Schülern, Göttingen 1982, 34–54; Hildegard Neumann, Der Bücherbesitz Tübinger Bürger von 1750 bis 1850. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des Kleinbürgertums, München 1978; Petra Schad, Buchbesitz im Herzogtum Württemberg im 18. Jahrhundert. Am Beispiel der Amtsstadt Wildberg und des Dorfes Bissingen/Enz (Stuttgarter Historische Studien zur Landes- und Wirtschaftsgeschichte 1), Stuttgart 2001; Hans Medick, Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte, Göttingen 1996. Auf andere serielle Quellen setzten Norbert Furrer, Des Burgers Buch. Stadtberner Privatbibliotheken im 18. Jahrhundert, Zürich 2012; sowie: Marie-Louise von Wartburg-Ambühl, Alphabetisierung und Lektüre. Untersuchung am Beispiel einer ländlichen Region im 17. und 18. Jahrhundert, Bern/Frankfurt am Main/Las Vegas 1981. Furrer nutzte sogenannte „Gelttagsrödel", von Wartburg-Ambühl die ausführlichen Bevölkerungsverzeichnisse der Züricher Landschaft.

nicht theoretisch diskutiert,[14] sie sollen im Folgenden anhand konkreter Beispiele thematisiert werden.

Vorgestellt werden hier die Ergebnisse einer Pilotstudie, in der die Möglichkeiten und Grenzen der Auswertung von Inventaren in Tirol im Hinblick auf privaten Buchbesitz ausgelotet werden sollten. Eine umfangreichere Untersuchung ist in Planung.

## 2. Das Stubaital

Wesentlich für die Beurteilung des untersuchten Quellenmaterials sind einige grundlegende Informationen zur Beschaffenheit des Untersuchungsraumes Stubaital in den fraglichen Jahren von 1750 bis 1800. Die Orte des Tales, Schönberg, Mieders, Telfes, Fulpmes und Neustift, waren administrativ zum Hofgericht Stubai zusammengefasst, dem zunächst Joseph Brixner/Brichsner[15], dann dessen Sohn Philipp Jakob und schließlich Joseph von Stolz als Gerichtsschreiber beziehungsweise Richter vorstanden.[16] In ihre Zuständigkeit fielen die Angelegenheiten von rund 4.000 bis 5.000 Einwohnerinnen und Einwohnern.[17] Hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Ausgangslage unterschied sich das Stubaital nicht wesentlich von anderen Alpentälern. Die landwirtschaftliche Produktion reichte bei weitem nicht aus, die im Tal lebenden Menschen zu ernähren. Vor allem Getreide musste zugekauft werden. Die markt-

---

[14] Michael Pammer, Testamente und Verlassenschaftsabhandlungen (18. Jahrhundert), in: Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, hg. von Josef Pauser / Martin Scheutz / Thomas Winkelbauer, Wien/München 2004, 495–509, vgl. bes. 502. Einen spezialisierteren Überblick über die Schwierigkeiten der Auswertung von Inventaren im Kontext einer Leserinnen- und Lesergeschichte bietet Franz Quarthal, Leseverhalten und Lesefähigkeit in Schwaben vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Zur Auswertungsmöglichkeit von Inventaren und Teilungen, in: Die alte Stadt 16 (1989) H. 2–3, 339–350.

[15] Es finden sich in den Quellen beide Schreibweisen.

[16] In der Aktenserie des Gerichts treten Joseph und Philipp Jakob Brixner an einer Vielzahl von Stellen in Erscheinung. Z. B. Tiroler Landesarchiv (im Folgenden TLA), Aktenserie Landgericht (im Folgenden LG) Mieders, Fasz. 27, 28, 29 u. 32. Joseph Brixner soll das Amt 1738 übernommen haben, heißt es in einem Beitrag aus dem Jahr 1825: O. A., Das Thal Stubei und dessen Bewohner, in: Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg 1 (1825) 166–246, vgl. bes. 184. In den 1760er-Jahren übernahm sein Sohn (vgl. TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 27 u. Pos. 6 Nr. 2.), auf den im Dezember 1796 Joseph von Stolz folgte (vgl. Kopie Bericht Michael Pfurtschellers zu 1797, Oktober 1834, Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum [im Folgenden TLMF-Bib.], FB 55495, 1).

[17] Seitens der Diözese Brixen wurden im Jahr 1754 4.854 Einwohnerinnen und Einwohner gezählt, 4.327 Personen 1778 und 4.008 im Jahr 1787. Catalogus personarum ecclesiasticarum dioecesis et locorum Brixinensis ab anno MDCCLIV, Brixen [1754], 59 f., http://digital.tessmann.it/tessmannDigital/Buch/20543; Catalogus […] MDCCLXXVIII, Brixen [1778], 83 f., http://digital.tessmann.it/tessmannDigital/Buch/20550; Catalogus personarum ecclesiasticarum dioecesis Brixinensis anno MDCCLXXXVII, Brixen [1787], 86–88, http://digital.tessmann.it/tessmannDigital/Buch/20552 (Zugriff jeweils 24.2.2016). – Die Staatsgüterbeschreibung des Jahres 1802 zählt dementgegen 5.228 Personen, weist allerdings dezidiert darauf hin, dass darunter das Dienstpersonal inbegriffen sei. Staatsgüterbeschreibung Stubai 1802, 25. Mai 1802, TLA, Handschrift Nr. 2443, Bl. 18v. – Zur Verlässlichkeit derartiger historischer „Statistiken" zum Stubaital vgl. Michael Span, Ein Bürger unter Bauern? Michael Pfurtscheller und das Stubaital 1750 bis 1850, phil. Diss. Innsbruck 2014, 333–353. Für die in der Folge unternommenen Berechnungen wurden die Zahlen der eben genannten Schematismen der Diözese Brixen als Grundlage verwendet.

orientiert produzierenden Landwirtschaften spezialisierten sich primär auf Fleischproduktion und Almwirtschaft, eine kleinere Rolle spielte auch der Verkauf von Heuüberschüssen an die Wirte an der nahegelegenen Brennerstraße. Ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor für die Talbewohnerinnen und -bewohner – und im Besonderen für die Bevölkerung des Ortes Fulpmes – war außerdem die Erzeugung von und der Handel mit Metallwaren. Handelskompanien und auch schon erste Verleger besorgten den Absatz der in den – die Zahlen schwanken hier – für die Zeit um 1800 zwischen 63 und 93 Werkstätten erzeugten Produkte.[18] Die Zahl dieser Handelskompanien wird von einem Zeitgenossen für Ende des 18. Jahrhunderts mit 27 angegeben, ihre Teilhaber- beziehungsweise Mitgliederzahl mit 214.[19] Rund 250 Stubaier würden jährlich in Handelsangelegenheiten teils mehrere Monate im Ausland verbringen, schätzt der bereits erwähnte Joseph von Stolz 1807,[20] als dieser Wirtschaftszweig – nicht zuletzt aufgrund der Kriege gegen das revolutionäre beziehungsweise napoleonische Frankreich – bereits seit mehreren Jahren mit einer Krise zu kämpfen hatte.[21] Zwei bis drei Fünftel der Stubaier erwirtschaften ihren Lebensunterhalt zumindest indirekt durch Fabrikation von oder Handel mit Metallwaren, so nimmt von Stolz weiter an.[22] Daneben wurde in aller Regel außerdem auch eine kleine Landwirtschaft betrieben.[23]

Eine für die Beschäftigung mit einer Leserinnen- und Lesergeschichte wesentliche Frage ist die nach der Alphabetisierung der Bevölkerung und letztlich nach dem Stand des Schulwesens vor Ort. Aussagekräftige Quellen fehlen hier allerdings weitgehend.[24] Wohl erlauben „Visitationsberichte" aus den Jahren 1777 beziehungsweise 1785 gewisse Einblicke hinsichtlich Einrichtung von Schulräumen, Lehrpersonal, Schulbesuchsfrequenzen und teilweise gar Leistungsbeurteilungen einzelner Schülerinnen und Schüler,[25] diese Berichte beschreiben allerdings den Stand des Schul-

---

18 Zu Produktion von und Handel mit Metallwaren eingehender: Span, Ein Bürger unter Bauern (wie Anm. 17) 330–333 u. 353–363.

19 „Verzeichnis der Stubajer Handels-Compagnien", 23. August 1822, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (im Folgenden TLMF), Historische Sammlung, Schachtel „Zünfte – Schmiede im Stubaital", Nr. 22.

20 Joseph von Stolz beantwortet Fragen zum Stubaital, o. D. [1807], Statistische Nachrichten vom Thale Stubay, zusammengestellt von Andreas Alois Dipauli, TLMF-Bib., Dip. 1035/III, Teil A, Nr. 6.

21 Span, Ein Bürger unter Bauern (wie Anm. 17) 363–366.

22 Joseph von Stolz beantwortet Fragen zum Stubaital, o. D. [1807], Statistische Nachrichten vom Thale Stubay, zusammengestellt von Andreas Alois Dipauli, TLMF-Bib., Dip. 1035/III, Teil C, Nr. 12.

23 Detaillierter zur Stubaier Wirtschaft und besonders zu Produktion von und Handel mit Metallwaren: Span, Ein Bürger unter Bauern (wie Anm. 17) 330–363.

24 Sebastian Hölzl, Das Tiroler Schulwesen der Neuzeit 1500–1918, in: Tiroler Heimat 71 (2007) 71–130, vgl. bes. 71. Zur frühen Entwicklung des Schulwesens in Tirol, nicht jedoch zu den Implikationen für die Entwicklung der Lesefähigkeit der Bevölkerung, siehe auch: Andreas Stoll, Geschichte der Lehrerbildung in Tirol. Von den Anfängen bis 1876 (Studien zur Erziehungswissenschaft 4), Weinheim/Berlin 1968, 19–46. Zum Mangel an umfangreicheren Studien zur Alphabetisierung in Österreich: Heinz Noflatscher, Kommunikation und Alphabetisierung in Österreich in der Frühen Neuzeit – eine Standortbestimmung, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 5 (2003) 1–28, vgl. bes. 10 f.

25 Visitationsbericht Ignaz Mantinger, 30. Mai 1777, TLA, Cattanea, 485, Fasz. 40; Visitationsbericht Joseph Tusch, 19. April 1785, TLA, Jüng. Gub., Gubernialakten, Fasz. 2503, Nr. 11.714. Ausführ-

wesens nach der Einführung der allgemeinen Schulordnung 1774.[26] Die Personen, deren Inventare im Mittelpunkt der gegenwärtigen Studie stehen, waren jedoch – wenn überhaupt – bereits (schulisch) alphabetisiert worden, bevor diese Neuerung ihren Niederschlag fand. Zwar gibt es klare Hinweise darauf, dass es bereits vor der allgemeinen Schulordnung von 1774 Schulen im Stubaital gab.[27] Ob und in welchem Ausmaß diese jedoch besucht wurden und wie es um die Lernerfolge der Kinder bestellt war, lässt sich nicht ohne Weiteres rekonstruieren. Gewisse Tendenzen aus den erwähnten Visitationsberichten von 1777 und 1785 lassen sich jedoch wohl auch für die Zeit vor der allgemeinen Schulordnung vermuten: Zum Beispiel ließ sich der Unterricht während des Sommerhalbjahres auch noch Ende des 18. Jahrhunderts nur schwer durchsetzen. So heißt es 1785 in einem Bericht aus Fulpmes diesbezüglich: „Man hat schon ein, und andersmal probiert, ist aber niemal was daraus worden […].“[28] Die Schülerinnen und Schüler blieben dem Unterricht einfach fern, weil sie ihren Eltern bei Hausarbeit, Landwirtschaft oder auch im Handwerk helfen mussten.[29]

Dass es im Stubaital im 18. Jahrhundert nicht vollends selbstverständlich war, dass Kinder lesen lernten, darauf weisen schließlich auch die im Rahmen dieses Projekts mit Blick auf privaten Buchbesitz untersuchten Quellenbestände hin. In mehreren Verlassenschaftsabhandlungen von Buchbesitzern wird eigens darauf hingewiesen, die Hinterbliebenen mögen Sorge tragen, dass hinterlassene Kinder lesen und schreiben lernten,[30] und auch in einem Bestandskontrakt wird der Pächter dezidiert verpflichtet, die im Haus lebenden Kinder „in die Schuel zu erlehrnung des Lesen und Schreibes [sic!] gehen zu lassen“.[31]

---

licheres zu diesen Visitationsberichten und dem Stubaier Schulwesen in: Span, Ein Bürger unter Bauern (wie Anm. 17) 31–40.

[26] [Joseph Kropatschek (Hg.)], Sammlung aller k. k. Verordnungen und Gesetze vom Jahre 1740 bis 1780, die unter der Regierung Kaisers Josephs des II. theils noch ganz bestehen, theils zum Theile abgeändert sind, als ein Hilfs- und Ergänzungsbuch zu dem Handbuche aller unter der Regierung des Kaisers Joseph des II. für die k. k. Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze in einer chronologischen Ordnung, Bd. 7, Wien 1786, 116–137.

[27] Vgl. Hans Hausotter, Geschichtliches über die Errichtung der Seelsorgen und der Schulen in Stubei, in: Stubei. Thal und Gebirg, Land und Leute, hg. von der Gesellschaft von Freunden des Stubeithales, Leipzig 1891, 537–570. Auch in den untersuchten Inventaren finden sich Hinweise auf Schulen vor 1774, z. B. in: Verlassenschaftsabhandlung Urban Sachser [Saxer], 31.4.1754, TLA, VB Stubai 34/178 (1754), Bl. 254r–260r, vgl. bes. Bl. 257r.

[28] Fragebögen zum Stubaier Schulwesen, 15. Dezember 1785, TLA, Sammelbestand Finanzbehörden, Fasz. 475.

[29] Ebd. Ein plausibles Argument für den Schulbesuch führt hingegen Heinz Moser – zumindest für Fulpmes – an: Besonders für die Kinder von Eisenwarenhändlern sei der Schulbesuch wichtig gewesen, um wesentliche Grundfertigkeiten für das Handelsgeschäft zu erlernen. Heinz Moser, Zur älteren Schulgeschichte, in: Fulpmes, hg. von Werner Köfler / Emerich Pittl, Fulpmes 1987, 118.

[30] Vgl. TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 1 u. Pos. 6, Nr. 2; Fasz. 8, Pos. 2, Nr. 3; Pos. 4, Nr. 8, 10 u. 12; Pos. 5, Nr. 2; Pos. 7, Nr. 19.

[31] Bestandskontrakt Urban Haas'sche Kinder – Joseph Mair, 5.4.1777, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 4, Nr. 12. Wird die Signierfähigkeit als Anhaltspunkt genommen, verstärkt sich dieser Eindruck bei Ansicht der Stubaier Verfachbuchbände. Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unterzeichnen viele Stubaierinnen und Stubaier bei Rechtsgeschäften lediglich mit einem Kreuzchen. Vgl. z. B. TLA, VB Stubai 34/231–34/330.

## 3. Die Quellen

Die untersuchten Quellen, insgesamt 201 Inventare, sind also aus Rechtsangelegenheiten dieser 4.000 bis 5.000 Menschen entstanden. Sie fanden ihren Weg in die Akten des Hofgerichts Stubai und sind in zwei Faszikeln der „Aktenserie" des „Gerichts Stubai (Landgericht Mieders)"[32] im Tiroler Landesarchiv (TLA) überliefert.[33] Beim Großteil dieser Inventare – 186 an der Zahl – handelt es sich um Verlassenschaftsinventare, vielfach findet sich in der Aktenserie gleich eine schriftliche Ausfertigung der gesamten betreffenden Verlassenschaftsabhandlung. Ebenfalls erhalten sind zwei Stellungsinventare sowie zwei Inventare, die im Rahmen einer Stellungsliquidation erstellt wurden – in Ersteren wurde festgehalten, was zum Zeitpunkt des Todes eines Elternteils minderjährigen Erben einst zustehen sollte, Letztere dienten hingegen der „Abrechnung", der „Liquidation", indem sie mit den Stellungsinventaren abgeglichen und „Besserungen" beziehungsweise „Schlechterungen" ausgewiesen wurden. Diese insgesamt 190 Inventare wurden also direkt im Zusammenhang mit der rechtlichen Abwicklung eines Sterbefalls erstellt, der kleine Rest entstand im Rahmen von Bestandskontrakten, Verkäufen oder sonstigen Vermögensaufstellungen. Jedenfalls geht es bei den Inventaren stets um Veränderungen von Eigentumsverhältnissen. Dabei wird in 134 der untersuchten Inventare (eindeutig) der Besitz von Männern aufgelistet, 62 Inventare sind klar Frauen zuzuordnen. In zwei Fällen handelt es sich um Inventare von Ehepaaren, deren Besitz gemeinsam aufgeführt wurde. Drei Inventare sind nicht eindeutig zuordenbar.

Die Zahl von 201 Inventaren mag vielleicht gering erscheinen, tatsächlich jedoch ist die Überlieferungssituation dieses Quellentyps zum Stubaital für das nördliche Tirol noch verhältnismäßig gut – besonders wenn, wie in dieser Untersuchung, Inventare der Landbevölkerung im Mittelpunkt des Interesses stehen.[34] Da die Inventare viel Platz in Anspruch nehmen, wurde in der Regel offenbar darauf verzichtet, sie in die Verfachbücher einzubinden. Aus diesem Grund sind sie – wenn überhaupt – vor allem in den Aktenserien der Verwaltungsbehörden überliefert, und bei diesen „ist die Überlieferung recht unterschiedlich und beliebig, jedenfalls in genere schlecht", so schreibt Wilfried Beimrohr.[35] Der zeitlich und räumlich geschlossene Bestand von rund 200 Inventaren ist also wohl als ein glücklicher Sonderfall einzuschätzen.

„Unter Inventar ist ein Gesamtverzeichnis der immobilen (Grundstück) und mobilen Habe eines Hauses oder Hofes, einer Person oder Institution zu verstehen, das aus den verschiedensten rechtlichen Gründen aufgenommen worden sein kann." – so

---

[32] Wilfried Beimrohr, Das Tiroler Landesarchiv und seine Bestände (Tiroler Geschichtsquellen 47), Innsbruck 2002, 200.

[33] TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5–Fasz. 8, Pos. 10.

[34] Im TLA findet sich ein Mischbestand „Inventare", in denen „meist der Mobilienbesitz landesfürstlicher Amtsgebäude und Burgen, weiters von (aufgehobenen) Klöstern und Kirchen erfasst" ist, ferner „Verlassenschaftsinventare der Landesfürsten, ihrer Verwandten, sowie von adeligen und nichtadeligen Personen" gesammelt sind. Beimrohr, Tiroler Landesarchiv (wie Anm. 32) 62. Für das Landgericht Steinach, dessen Aktenserie laut Wilfried Beimrohr „reich an Verlassenschaftsinventaren von Privatpersonen bäuerlicher und bürgerlicher Herkunft" sei, finden sich für den Zeitraum von 1750 bis 1800 etwas mehr als 150 Inventare (TLA, Rep. B 490 d).

[35] Beimrohr, Tiroler Landesarchiv (wie Anm. 32) 168 f.

definiert Ruth Elisabeth Mohrmann.[36] Aufgrund der eben angedeuteten Entstehungszusammenhänge ist vor allem nach den „rechtlichen Gründen" infolge von Todesfällen zu fragen. Die rechtliche Grundlage, die es hier zu berücksichtigen gilt, ist zunächst die Tiroler Landesordnung von 1573. Diese sieht eine Reihe von Fällen vor, in denen eine Inventarisierung des Besitzes einer verstorbenen Person zu erfolgen hatte:

1. wenn ein Hinterbliebener/eine Hinterbliebene ein ihm beziehungsweise ihr testiertes lebenslanges Nießungsrecht annahm;[37]
2. wenn weder Familie noch Freunde der/des Verstorbenen sich erklärten, ob sie das Erbe antreten möchten oder nicht;[38]
3. wenn mehrere Parteien das Erbe beanspruchten;[39]
4. wenn der Verstorbene eine Ehefrau hinterließ;[40]
5. wenn die/der Verstorbene Minderjährige hinterließ – der „Gerhab" durfte die Vormundschaft über diese nicht übernehmen, solange kein Inventar angelegt war.[41]

Die Rechtsgrundlage änderte sich durch die „Allgemeine Gerichtsinstruktion" vom 9. September 1785. Abschnitt 5 handelt „von dem Benehmen der ersten Instanzen in Abhandlungssachen".[42] Nun kam es zunächst darauf an, ob die Erben um eine Inventarisierung des Besitzes des Erblassers ansuchten oder nicht.[43] Eine solche konnte jedoch auch von Amts wegen eingeleitet werden:[44]

1. „wenn den Erben oder auch nur einem unter ihnen wegen Alters oder anderer Ursachen die freye Schaltung mit seinem Vermögen nicht gestattet ist";[45] – diese Regelung betraf in gewisser Weise auch Frauen. Sofern sie sich nicht von einem Rechtsbeistand „zerziorieren", das heißt, über die Nachteile eines Verzichts auf Inventarisierung aufklären ließ, konnte eine Frau nur eine „bedingte Erbserklärung" einbringen, bei der eine Inventarisierung der Erbmasse obligatorisch war.[46]

---

36 Ruth Elisabeth Mohrmann, Inventar, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, 2. Auflage, Berlin 2011, Sp. 1284 f. Im untersuchten Quellenbestand überwiegen die „Inventare der toten und lebendigen Fahrnisse", also Aufstellungen des mobilen Besitzes. Immobilien sind in der Regel dann aufgeführt, wenn, wie in 53 Fällen, die gesamte Verlassenschaftsabhandlung einer/eines Verstorbenen vorliegt.

37 Tiroler Landesordnung 1573 (= „New reformierte Landsordnung der fürstlichen Grafschaft Tirol", Innsbruck 1573), Buch III, Titel 6.

38 Ebd., 22.

39 Ebd., 26.

40 Ebd., 38.

41 Ebd., 47.

42 JGS (= Justizgesetzsammlung) 1785/464.

43 Ebd., 2. Abt., 5. Abschn., § 34. Ausführlich erklärt werden die Optionen der Hinterbliebenen von Joachim Füger, Das adeliche Richteramt in seinem ganzen Umfange, zum Gebrauch für Richter, Advokaten und Partheyen, der k. k. deutschen Erbstaaten, Bd. 1, Wien 1803, 52–63.

44 „De praxi", so heißt es in Fügers „Das adeliche Richteramt", sollten auch kleine Hinterlassenschaften von bis zu 100 Gulden oder knapp darüber, auf die auch noch Gläubiger Ansprüche erhoben, gleich bei der Anlegung der gerichtlichen Sperre inventiert werden. Füger, Das adeliche Richteramt (wie Anm. 43) 30.

45 JGS (= Justizgesetzsammlung) 1785/464, 2. Abt., 5. Abschn., § 34.

46 Füger, Das adeliche Richteramt (wie Anm. 43) 56 f. Ein Grund für einen Verzicht auf eine Inventarisierung konnten etwa die damit verbundenen Kosten sein (ebd., 71).

2. „wenn der Erbe aus dem letzten Willen des Erblassers oder Anordnung des Gesetzes die Erbschaft mit der Verbindlichkeit erhält, sie künftig ganz oder zum Theile an andere zu übertragen“;[47] – Witwen wurde häufig das Recht auf den weiteren „Genuss“ des Besitzes des Verstorbenen eingeräumt – entweder testamentarisch, oder aber durch die Entscheidung des Gerichts. Dieses Nießungsrecht galt entweder so lange, bis eventuell vorhandene Kinder ein gewisses Alter beziehungsweise die „Großjährigkeit“ erreicht hatten, in anderen Fällen jedoch auch lebenslang.[48] Solche Regelungen wurden zum Teil bereits in Ehepakten vereinbart.[49]
3. wenn eine Pflichtteilsausweisung erforderlich war.[50]
4. „wenn Verlassenschaftsgläubiger, Legatare oder Parteien in einem erbrechtlichen Streit die Absonderung des Verlassenschaftsvermögens vom Vermögen des Erben forderten“.[51]

Zweifellos gehörte die Inventarerstellung im Rahmen von Verlassenschaftsabhandlungen also zu den üblichen Tätigkeiten des Hofgerichts Stubai. Dennoch sind leider längst nicht aus jedem Jahr des Untersuchungszeitraums Inventare vorhanden, wie die folgende Tabelle zeigt.

| Jahr | Inventare |
|---|---|
| 1754 | 43 |
| 1764 | 9 |
| 1770 | 12 |
| 1773 | 25 |
| 1776 | 17 |
| 1777 | 18 |
| 1779 | 11 |
| 1781 | 13 |
| 1782 | 1 |
| 1783 | 20 |
| 1787 | 13 |
| 1788 | 8 |
| 1790 | 11 |
| **Gesamt** | **201** |

47 JGS 1785/464, 2. Abt., 5. Abschn., § 34.

48 Eine ganze – hier nicht vollständig aufgezählte – Reihe von Beispielen dafür findet sich in den hier untersuchten Quellen: z. B. TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 1 u. Nr. 20; Pos. 6, Nr. 2; Fasz. 8, Pos. 1, Nr. 2 u. 3; Pos. 2, Nr. 3; Pos. 3, Nr. 1 u. 14; Pos. 4, Nr. 8 u. 10, Pos. 5, Nr. 2; Pos. 7, Nr. 19.

49 Vgl. dazu die exemplarische Untersuchung von Stubaier Ehepakten Anfang des 19. Jahrhunderts in: Span, Ein Bürger unter Bauern (wie Anm. 17) 301–304.

50 Füger, Das adeliche Richteramt (wie Anm. 43) 178–184.

51 Pammer, Testamente und Verlassenschaftsabhandlungen (wie Anm. 14) 497.

Dass keineswegs sämtliche erstellten Inventare archivalisch überliefert sind, zeigt sich jedoch nicht nur beim Blick auf die Jahre, für die jegliche Inventare fehlen, sondern auch anhand des einzigen in diesem Bestand vorhandenen Inventars aus dem Jahr 1782: Die in der Aktenserie des Hofgerichts Stubai erhaltenen Schriftstücke wurden – wohl zeitnah zu ihrem Entstehen – nummeriert; das angesprochene „einzige Inventar" trägt die Nummer 5.[52] Es dürften also zumindest vier weitere Inventare aus diesem Jahr existiert haben. Ein weiterer Hinweis darauf, dass die Untersuchung der überlieferten Inventare lediglich mit Einschränkungen geeignet ist, die Besitzverhältnisse der Stubaier Bevölkerung abzubilden, ergibt sich aus einem Abgleich der Zahl der Todesfälle in den entsprechenden Jahren mit der Zahl der überlieferten, im Rahmen von Verlassenschaftsangelegenheiten angefertigten Inventare: Auf rund fünf im Erwachsenenalter verstorbene Stubaierinnen und Stubaier kommt ein im Bestand der Aktenserie des Hofgerichts erhaltenes Inventar.[53] Problematisch ist diese Unvollständigkeit vor allem, wenn auf statistische Berechnungen – zum Beispiel hinsichtlich des Buchbesitzes pro Haushalt – abgehoben wird. Dies gilt besonders dann, wenn die Motive unklar sind, die zur lückenhaften Überlieferung führten, die Beweggründe hinter den Entscheidungen, bestimmte Inventare aufzubewahren und andere nicht, also unbekannt sind. Das trifft zwar auch auf die Stubaier Inventare zu, der von Michael Pammer als ein wesentliches Skartierungs-Kriterium ausgemachte sozioökonomische Hintergrund der Verstorbenen oder aber die Variable „Geschlecht" scheinen jedoch keine Rolle zu spielen.[54]

Wie aber entstanden diese Inventare? Nach Bekanntwerden eines Todesfalls waren es in der Regel ein Gerichtsverpflichteter[55] – von denen es in jedem Ortsteil einen

---

[52] Verlassenschaftsabhandlung Georg Vergörer, 13.12.1782, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, zw. Pos. 6 u. 7, Nr. 5.

[53] Totenbuch Telfes III u. IV, TLA, Mf. Nr. 0659, Abschn. 8 u. 9; Totenbuch Fulpmes I u. II, TLA, Mf. Nr. 0661, Abschn. 4 u. 5; Totenbuch Neustift I u. II, TLA, Mf. Nr. 0655, Abschn. 4 u. 5; Totenbuch Mieders I, TLA, Mf. Nr. 0641, Abschn. 1; Totenbuch Schönberg I, TLA, Mf. Nr. 0637, Abschn. 8. Die Zahl der Todesfälle Erwachsener in den infrage kommenden 13 Jahren beträgt maximal 956, wobei allerdings in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden muss, dass in den Totenbüchern teilweise Angaben zum Alter der Verstorbenen fehlen. Das Verhältnis zwischen erhaltenen Inventaren und Todesfällen ist also rund 1 zu 5. Es handelt sich hierbei um Näherungswerte, deren Berechnung mit mehreren Schwierigkeiten verbunden ist. Auf die fehlenden Anhaltspunkte auf das Alter von Verstorbenen wurde bereits hingewiesen. Ein weiteres Beispiel: Wenn Menschen gegen Ende eines Jahres verstarben, konnte es durchaus passieren, dass das Inventar im Rahmen der Verlassenschaftsabhandlung erst nach dem Jahreswechsel erstellt wurde. Ein Beispiel dafür ist etwa das Inventar von Matheus Tenifl [Denifl]. Er starb im Dezember 1775, das betreffende Inventar findet sich jedoch bei den Unterlagen des Folgejahres. TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 3, Nr. 1. – Für das errechnete Verhältnis ergeben sich daraus allerdings dank annähernd konstanter Totenzahlen keine großen Auswirkungen. Jedoch sind – mit Neustift in den Jahren 1754 und 1783 – durchaus „Ausreißer" vorhanden – mit Spitzen von 77 beziehungsweise 64 Sterbefällen bei einem Durchschnittswert der übrigen elf Jahre von rund 28.

[54] Pammer, Testamente und Verlassenschaftsabhandlungen (wie Anm. 14) 503. Die Ursachen für die Überlieferungslücken sind kaum rekonstruierbar. Es sind jedenfalls sowohl von Frauen als auch von Männern mit verschiedenen sozioökonomischen Hintergründen Inventare erhalten. Vgl. TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 7 u. 8 sowie Fasz. 8, Pos. 1–10.

[55] In den Quellen ist auch von „Gerichtsverpflichten" die Rede. Ihre Aufgabe war es, „die Verlassenschaften zu sperren und zu inventarisieren". Wilfried Beimrohr, Mit Brief und Siegel. Die Gerichte Tirols und ihr ältestes Schriftgut im Tiroler Landesarchiv (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs 34), Innsbruck 1994, 59 f.

gab[56] – und der Aktuar des Hofgerichts, in selteneren Fällen auch der Richter selbst, die die Inventarisierung vornahmen. „Vor und durch den Gerichts Verpflichten Lorenz Hofer, und Actuario Jacobo Brixner" – so wird etwa das Inventar des 1754 verstorbenen Schmieds Wolfgang Greyer aus dem Neustifter Ortsteil Neder eröffnet.[57] Die zwei oder drei „ehrlichen Männer"[58], die den Vorgang laut Tiroler Landesordnung bezeugen sollten, werden – wie auch sonst in den untersuchten Quellen durchwegs – nicht erwähnt.[59] Die darauf folgende Auflistung liest sich wie ein Rundgang durch die Wohnung beziehungsweise das Haus des Verstorbenen. Untergliedert nach einzelnen Räumen wird der vorgefundene Besitz – etwa Möbel, Küchenutensilien, Werkzeuge, Dekorationsgegenstände, Bargeld, verschiedene Schriftstücke, Kleidung und andere Textilien, Lebensmittelvorräte, Tiere – beschrieben und jeweils ein Schätzwert angegeben. Begonnen wurde bei Greyer – wie auch sonst von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen üblich – in der „Stube", dann folgen der Reihe nach das „Vorhaus", der „Speisgaden", die Küche, Keller, das Schlafzimmer des Verstorbenen, die „Bueben Camer", die „Madler Camer", der „Stadl", der Stall und schließlich die Schmiedewerkstatt.[60] Zuletzt wird – wiederum von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen – eine Gesamtsumme errechnet. Das Ergebnis ist eine „Inventur […] von dessen [Greyers] hinterlassenen Mobilien, Vieh und Fahrnüssen, auch Schmid-Handtwerchzeig, und Schmid Wahren".[61]

## 4. Allgemeine Auswertung

Bei der Suche nach Büchern in den soeben beschriebenen Inventaren ist eine Reihe von potenziellen Schwierigkeiten zu berücksichtigen, die die Verlässlichkeit der erhobenen Daten beeinträchtigt. So weist Michael Pammer etwa darauf hin, dass „beim Mobiliarbesitz […] eine Unterschlagung von zur Verlassenschaft gehörigen Sachen leicht [war]".[62] Nicht selten sei es vorgekommen, dass trotz gerichtlicher Sperre Gegenstände – besonders Bargeld sei problematisch – einfach von Familienangehörigen oder Nachbarn entfernt wurden.[63] Die Erben seien außerdem – unter anderem mit Blick auf die anfallende Erbschaftssteuer – bestrebt gewesen, den Wert

---

[56] Neben den Hauptorten des Tales hatten, so geht aus den untersuchten Inventaren hervor, auch kleine Fraktionen beziehungsweise Ortsteile wie zum Beispiel Unteregg, Rain, Fagschlung, Obernberg oder Plöven eigene Gerichtsverpflichtete. TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5 u. 6; Fasz. 8, Pos. 1–10.

[57] Inventar Wolfgang Greyer, 18.4.1754, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 14, Bl. 2r.

[58] Tiroler Landesordnung 1573 (= „New reformierte Landsordnung der fürstlichen Grafschaft Tirol", Innsbruck 1573), Buch III, Titel 22.

[59] Inventar Wolfgang Greyer, 18.4.1754, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 14, Bl. 2r. Eine entsprechende Regelung sieht übrigens auch die „allgemeine Gerichtsinstruktion" vor: „Zur Inventur sollen von den Gerichtsabgeordneten stets zwey vertraute Hausgenossen oder Männer der Nachbarschaft als Zeugen gezogen werden." JGS 1785/464, 2. Abt., 5. Abschn., § 35.

[60] Inventar Wolfgang Greyer, 18.4.1754, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 14, Bl. 3r–13r.

[61] Ebd., Bl. 1r.

[62] Pammer, Testamente und Verlassenschaftsabhandlungen (wie Anm. 14) 500.

[63] Ebd.

einer Verlassenschaft möglichst gering zu halten – mit unkalkulierbaren Folgen für die erhobenen Schätzwerte. Finanzielle Verbindlichkeiten wurden im Gegensatz dazu tendenziell zu hoch angesetzt.[64] Und schließlich sei auch noch mit der Auslassung von Dingen mit geringem Wert zu rechnen, so Pammer.[65]

Mit Blick auf in den Inventaren genannte Bücher ergibt sich außerdem noch eine weitere Unwägbarkeit. Sowohl weltliche als auch kirchliche Obrigkeiten versuchten im untersuchten Zeitraum, Kontrolle über die Verbreitung von Lesestoffen auszuüben; Listen verbotener Bücher wurden geführt.[66] Zur Untersuchungsregion Stubaital sind in diesem Zusammenhang etwa auch die Jesuitenmissionen der Jahre 1729, 1730, 1737, 1738, 1749 und 1761 zu erwähnen,[67] in deren Rahmen das „Volk" – so erklärt Franz Hattler in seiner Darstellung der Jesuitenmission in Tirol – „bewogen" worden sei, Bücher, die „Aberglauben" enthielten, „abzuliefern und verbrennen zu lassen".[68] „Ganze Stöße" von Büchern seien so etwa in den 1740er-Jahren im Land „vertilgt" worden.[69] Auch die Seelsorger vor Ort seien angeregt worden, die Häuser „zu durchforschen und sich die gefährlichen Bücher abgeben zu lassen".[70] Von staatlicher Seite wurde mittels Hofdekret vom 17. Juni 1803 bestimmt, dass bei Todesfällen aufgefundene „wichtige oder zahlreiche" Büchersammlungen dem Bücherrevisionsamt zu melden waren, damit verbotene Bücher „in sichere Verwahrung" genommen werden konnten.[71] Im April 1804 wurde konkretisiert, dass selbst zu kleinen Büchersammlungen – und zwar in Form eines Verzeichnisses der vorgefundenen Druckwerke – Meldung zu erstatten war.[72] Beide Dekrete wurden zwar außerhalb des hier gewählten Untersuchungszeitraumes erlassen, erscheinen jedoch geeignet zu illustrieren, dass der hier angedeutete Zusammenhang von Verlassenschaftsinventaren und verbotenen Büchern nicht völlig abwegig ist. Schließlich wurden offenbar bereits von den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen Verlassenschaftsinventare als obrigkeitliche Informationsquelle zu den Lesegewohnheiten der Bevölkerung betrachtet. Die Mög-

---

64 Ebd., 500 f. In diesem Zusammenhang ist auf das „Erbsteuerpatent" vom 6. Juni 1759 hinzuweisen, das für die k. k. Erblande grundsätzlich eine Erbschaftssteuer von 10 Prozent vorsah. [Joseph Kropatschek (Hg.)], Sammlung aller k. k. Verordnungen und Gesetze vom Jahre 1740 bis 1780, die unter der Regierung Kaisers Josephs des II. theils noch ganz bestehen, theils zum Theile abgeändert sind, als ein Hilfs- und Ergänzungsbuch zu dem Handbuche aller unter der Regierung des Kaisers Joseph des II. für die k. k. Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze in einer chronologischen Ordnung, Bd. 3, Wien 1786, 534–541.

65 Pammer, Testamente und Verlassenschaftsabhandlungen (wie Anm. 14) 501.

66 Siehe dazu etwa die unter der Leitung von Norbert Bachleitner in einer Online-„Datenbank zur Erfassung der in Österreich zwischen 1750 und 1848 verbotenen Bücher" zusammengeführten Listen: [Norbert Bachleitner (Hg.)], Verpönt, Verdrängt – Vergessen? Eine Datenbank zur Erfassung der in Österreich zwischen 1750 und 1848 verbotenen Bücher, 2010–2013, http://www.univie.ac.at/censorship (Zugriff 2.3.2016) oder aber den „Index librorum prohibitorum" der katholischen Kirche, z. B. Index librorum prohibitorum […], Rom 1752, http://hdl.handle.net/2027/njp.32101071960510 (Zugriff 2.3.2016).

67 Franz Hattler, Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständigen tirolischen Jesuitenmission von 1719–1784, Innsbruck 1889, 355–367.

68 Ebd., 263.

69 Ebd., 85.

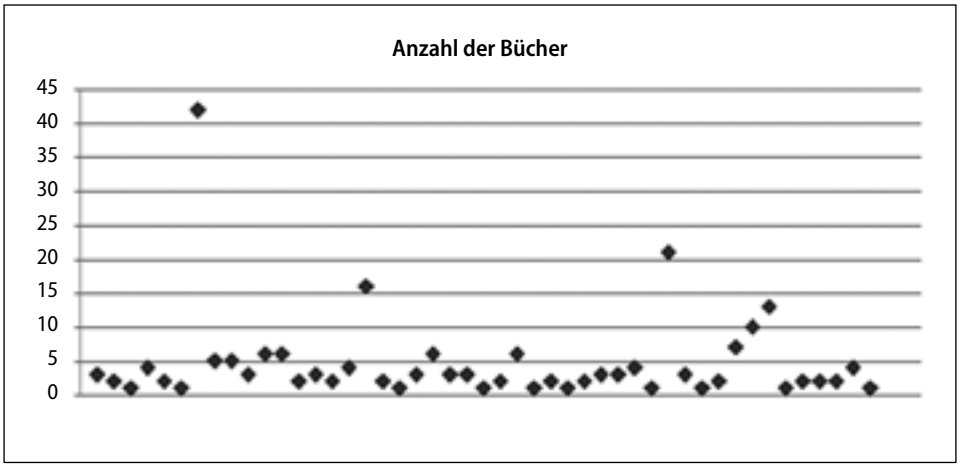
70 Ebd., 264. Besonderes Augenmerk wurde auf „glaubensgefährliche[r] Bücher aus der Schule Luthers und Calvins" gelegt. Ebd.

71 JGS 1803/609.

72 JGS 1804/664.

lichkeit ist also wohl gegeben, dass Hinterbliebene es vorzogen, als problematisch eingeschätzte Bücher den Blicken Geistlicher zu entziehen beziehungsweise vor einer Inventarerstellung aus einer Verlassenschaft zu entfernen. Auf der Grundlage der zur Verfügung stehenden Quellen ist jedoch noch nicht nachweisbar, ob dies auch tatsächlich geschah.

Bücher sind schließlich in 47 der untersuchten 201 Inventare angeführt. Dabei ist in 19 Fällen die gesamte betreffende Verlassenschaftsabhandlung in der Aktenserie des Hofgerichts Stubai erhalten, in einem Fall ist das Inventar Teil eines Bestandskontraktes.[73] Die Zahl der in diesen Inventaren genannten Bücher lässt sich nicht eindeutig angeben. Es ist lediglich möglich, eine „Mindestanzahl" von 220 Büchern zu rekonstruieren. „Mindestanzahl" deshalb, da, wenn in den Inventaren von „einigen", „etwelchen" oder „mehreren" Büchern die Rede war[74], bei der dieser Zahl zugrundeliegenden Berechnung lediglich mit dem Wert 2 kalkuliert wurde. Die tatsächliche Bücheranzahl ist also mit Sicherheit höher einzuschätzen.




Die Anzahl der pro Inventar genannten Bücher liegt zumeist im niederen einstelligen Bereich, als Median ergibt sich der Wert 3. Das deutlich höhere arithmetische Mittel von rund 4,7 Büchern pro Inventar einer Buchbesitzerin oder eines Buchbesitzers erklärt sich durch die in obiger Abbildung gut erkennbaren „Ausreißer", in deren Besitz sich 21 beziehungsweise gar 42 Bücher befanden. Diese beiden Sonderfälle werden weiter unten noch eingehender thematisiert.

---

[73] Transkriptionen dieser 47 Inventare finden sich in der von Peter Andorfer im Rahmen des hier beschriebenen Forschungsprojekts realisierten Online-Datenbank http://www.digital-archiv.at/privater-buchbesitz-in-tirol-zwischen-1750-und-1850/ (Zugriff 16.10.2016).

[74] Konkret wurde in folgenden fünf Fällen der Wert 2 angenommen: TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 2, Nr. 4 u. 8; Pos. 3, Nr. 8 u. 15; Pos. 5, Nr. 9.

38 dieser 47 Buchbesitzerinnen und -besitzer waren Männer[75], acht Frauen. Ein Inventar hält den gemeinschaftlichen Besitz eines Ehepaares fest.[76] Eine Aufschlüsselung der Verteilung des Buchbesitzes nach der Variable *Geschlecht* ergibt somit folgendes Bild: Männer besaßen zumindest 171 Bücher, Frauen mindestens 38.[77] Die – wie erwähnt mit Vorbehalt zu betrachtende – durchschnittliche Anzahl von Büchern pro Inventar liegt bei den Buchbesitzerinnen also bei 4,75 und somit knapp höher als bei den Männern mit 4,5 – unter Miteinbeziehung der oben erwähnten „Ausreißer". Um Letztere bereinigt ergeben sich arithmetische Mittelwerte von rund 2,4 beziehungsweise 3,5.

Aus 33 Inventaren, in denen Bücher genannt werden, sind die Berufe der entsprechenden Personen, bei drei Frauen die Berufe ihrer Ehemänner eruier- beziehungsweise rekonstruierbar.[78] Unter den Buchbesitzerinnen und -besitzern waren folglich 13 Bauern, vier Metallwarenhändler, vier Schmiede (zwei von ihnen Hammerschmiedemeister[79]), zwei nicht näher definierte „Handelsmänner", zwei Wirte beziehungsweise „Gastgeber", zwei Müller, ein Sägewerksbesitzer („Saagmeister"), ein Rechenmacher sowie ein Weber. Bei den erwähnten drei Frauen handelte es sich um eine Messerschmieds-, eine Wirts- und eine Rotgärbermeistersgattin.[80] Insgesamt ergibt sich also ein durchaus heterogenes Bild. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass dezidierte Hinweise auf Angehörige der ländlichen Unterschicht, etwa auf Knechte oder Dienstbotinnen und -boten, gänzlich fehlen. Dass sie unter denjenigen zu finden sind, deren Besitz ohne Angabe einer beruflichen Tätigkeit inventarisiert wurde,

---

75 Im Falle des Bestandskontraktes, der zwischen Joseph Mair und den Kindern des verstorbenen Urban Haas am 5. April 1777 abgeschlossen wurde, sind eigentlich die erwähnten minderjährigen Kinder die Buchbesitzer. Da sie die Bücher jedoch erst kurz zuvor von ihrem Vater geerbt hatten, wird dieser hier als Besitzer gezählt. Bestandskontrakt Urban Haas'sche Kinder – Joseph Mair, 5.4.1777, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 4, Nr. 12.

76 Verlassenschaftsabhandlung Simon Werner/Anna Sillerin, 19.1.1776, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 3, Nr. 3.

77 Vgl. Anm. 74.

78 In den Hinterlassenschaften von Anton Ferchl und Thoman Volderauer finden sich Hinweise, dass die beiden als Müller beziehungsweise Rechenmacher tätig waren. Inventar Anton Ferchl, 18.5.1754, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 27; Inventar Thoman Volderauer, 1.6.1773, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 2, Nr. 8. – Beim Ehepaar Simon Werner und Anna Sillerin wird der Mann als Bauer bezeichnet. Verlassenschaftsabhandlung Simon Werner / Anna Sillerin, 19.1.1776, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 3, Nr. 3. – Urban Haas, der Vater der Kinder, in deren Namen ein Bestandskontrakt mit Joseph Mair geschlossen wird, war Bauer. – Bestandskontrakt Urban Haas'sche Kinder – Joseph Mair, 5.4.1777, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 4, Nr. 12.

79 Es wurde zwischen „Handschmieden" und mittels Wasserrädern angetriebenen „Hammerschmieden" unterschieden. Verzeichnis „Schmidten, Schleif und Polliermihlen Gerechtsame", o. D., TLMF, Historische Sammlung, Schachtel „Zünfte – Schmiede im Stubaital", Nr. 23.

80 Bei zwei weiteren Frauen ließen sich die Berufe ihrer Ehemänner – einer war zum Zeitpunkt der Inventarerstellung bereits verstorben – nicht rekonstruieren. Inventar Elisabeth Lenerin, 17.11.1754, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 43; Inventar Maria Sillerin, 27.7.1773, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 2, Nr. 13. – Drei Frauen waren unverheiratet geblieben. Inventar Katharina Kartnalerin [Kartnallerin], 17.5.1754, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 24; Inventar Maria Teniflin [Deniflin], 1.5.1776, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 3, Nr. 8; Inventar Regina Rainalterin [Ranalterin], 20.3.1777, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 4, Nr. 11.

ist möglich, bedürfte jedoch einer – aufgrund des Mangels an geeigneten Quellen überaus schwierig umzusetzenden – Einzelfallprüfung.[81]

Doch auch abgesehen von Berufsangaben finden sich in den Inventaren Anhaltspunkte, die bei der Beantwortung der Frage nach dem sozioökonomischen Status der Buchbesitzerin beziehungsweise des Buchbesitzers hilfreich sein können, nämlich Angaben zur Höhe der inventarisierten Vermögen.

Nun wurde bereits angemerkt, dass die in den Inventaren angegebenen Schätzwerte mit Vorsicht zu interpretieren sind, und auch auf die Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials sei ebenso nochmals hingewiesen, wie auf die Unwägbarkeit, dass Bücher auch durch Schenkungen oder Erbschaften in den Besitz von Personen kommen konnten, mitunter also keine finanziellen Mittel zum Bucherwerb nötig waren. Nichtsdestotrotz scheinen sich hinsichtlich der Größe des inventarisierten Besitzes mit Blick auf den Buchbesitz gewisse Tendenzen abzuzeichnen. So liegt für die untersuchten Inventare der durchschnittliche Schätzwert der beweglichen Habe bei rund 202 Gulden.[82]

Betrachtet man jedoch allein die Buchbesitzerinnen und -besitzer, liegt dieser deutlich höher, nämlich bei rund 391 Gulden. Die Vermutung liegt also nahe, dass Buchbesitz mit größerem oder zumindest höherwertigem mobilem Besitz korreliert. Dieser Eindruck eines positiven Zusammenhangs von sozioökonomischer Situation und Buchbesitz verstärkt sich beim Vergleich der vorhandenen Daten zu den Gesamtvermögen, der Summe von mobilem und immobilem Besitz nach Abzug der Passiva. Diese Werte sind im untersuchten Quellenbestand zu insgesamt 54 Fällen vorhanden, 20 von diesen betreffen Buchbesitzerinnen beziehungsweise -besitzer. Auch hier zeigt sich, dass das angegebene Gesamtvermögen Letzterer mit im Schnitt rund 3.737 Gulden deutlich höher ausfällt, als das allgemeine Durchschnittsvermögen von rund 2.076 Gulden. Von den zwölf größten Gesamtvermögen entfallen überhaupt lediglich zwei auf Stubaier, in deren Inventaren keine Bücher genannt sind.

Diese beiden Fälle helfen allerdings noch einmal, die Grenzen der Aussagekraft dieser Daten aufzuzeigen, die Verallgemeinerungen kaum zulassen. Es handelt sich nämlich um die Bauern Lorenz Hofer und Georg Tänler [Danler][83], deren Höfe sich in den Neustifter Weilern Kartnall beziehungsweise Pfurtschell befanden. Sie waren also Angehörige jener Berufsgruppe, der immerhin 13 von 33 Buchbesitzern[84], deren Beruf überliefert ist, angehörten. Auch ihre ökonomische Situation würde – dem eben Ausgeführten folgend – auf Buchbesitz hinweisen. Mit Werten von rund 6.650

---

81 Die Stubaier Matriken sind hierbei nicht hilfreich. Sie enthalten in der Regel für den hier interessierenden Zeitraum keine Informationen hinsichtlich der Berufe von Verstorbenen, Brautpaaren oder Eltern von Täuflingen. Derartige Informationen lassen sich teilweise über andere Quellen erschließen – die weiter unten dargestellten Einzelfälle Regina Ranalterin und Urban Saxer weisen in diese Richtung.

82 Dieser Näherungswert beruht auf 186 gerundeten Inventarsummen. Um diese Berechnungen nicht zu verkomplizieren, wurden etwaige Wertschwankungen des Guldens innerhalb des Untersuchungszeitraums nicht berücksichtigt.

83 Die Schreibweise von Namen in eckigen Klammern entspricht der heute in der Region Stubaital am weitesten verbreiteten. Die „originale", aus den untersuchten Quellen stammende Schreibweise wird jeweils nur bei der ersten Nennung angegeben.

84 Die drei Buchbesitzerinnen, bei denen die Berufe ihrer Ehemänner bekannt sind, sind hier eingerechnet.

und 4.946 Gulden verfügten die beiden über das zweit- beziehungsweise viertgrößte in den untersuchten Quellen aufscheinende Gesamtvermögen.[85]

Doch auch die Schlussfolgerung, dass ausschließlich finanziell besser situierte Zeitgenossinnen und Zeitgenossen Bücher besessen hätten, ist nicht zulässig. Das zeigt wiederum der Blick auf die Einzelfälle: Der Neustifter Johann Markt – er besaß laut im Rahmen seiner Verlassenschaftsabhandlung verfasstem Inventar drei Bücher – liegt mit einer Inventarsumme von 144 Gulden und 7 Kreuzern zwar immerhin auf Rang 66 von 186 Inventaren, aufgrund hoher Verbindlichkeiten ergibt sich allerdings mit einem Minus von 78 Gulden das geringste aller im untersuchten Quellenbestand angeführten Gesamtvermögen.[86] Die Gesamtvermögen von Bauer Andreas Pitl aus Neustift und Metallwarenhändler Georg Steyxner [Steixner][87] aus Telfes – Besitzer von zwei beziehungsweise mindestens zwei[88] Büchern – fallen ebenso vergleichsweise gering aus. Mit rund 219 und 443 Gulden nehmen sie auf einer „Rangliste" der 54 im Quellenbestand überlieferten Gesamtvermögen die Plätze 43 und 48 ein.[89]

## 5. Regina Ranalterin und Urban Saxer – zwei Einzelfälle

Bescheiden waren auch die Vermögensverhältnisse der beiden bereits erwähnten „Ausreißer", in deren Inventaren 21 beziehungsweise 42 Bücher genannt werden: Regina Rainalterin [Ranalterin][90] und Urban Sachser [Saxer][91].

Regina Ranalterin starb am 18. März 1777 in Mieders.[92] Sie war 63[93] Jahre alt geworden und ihr Leben lang unverheiratet geblieben.[94] Die Unterlagen der im Folgejahr erfolgten Verlassenschaftsabhandlung bestätigen den Eindruck eines niedrigen sozioökonomischen Status, den das Inventar der Frau mit einem Gesamtwert von nicht mehr als 49 Gulden und 46 Kreuzern bereits erweckt.[95] Nach Abzug aller Ver-

---

85 Verlassenschaftsabhandlung Lorenz Hofer, 30.10.1787, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 8, Nr. 11; Verlassenschaftsabhandlung Georg Tänler [Danler], 31.1.1783, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 7, Nr. 20.

86 Verlassenschaftsabhandlung Johann Markt, 9.2.1773, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 2, Nr. 2.

87 Siehe Anm. 83.

88 Siehe Anm. 74.

89 Verlassenschaftsabhandlung Andreas Pitl, 6.2.1787, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 8, Nr. 2; Verlassenschaftsabhandlung Georg Steyxner [Steixner], 23.1.1773, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 2, Nr. 4.

90 Vgl. Anm. 83.

91 Vgl. ebd.

92 Totenbuch Mieders I, TLA, Mf. Nr. 0641, Abschn. 1, S. 17.

93 Die Angabe im Totenbuch von Mieders, wonach Regina Ranalterin zum Zeitpunkt ihres Todes 70 Jahre alt gewesen sei, ist nicht richtig. Das erschließt sich aus dem Eintrag im Taufbuch von Neustift vom 17.8.1713 und der sie betreffenden Verlassenschaftsabhandlung, die im Verfachbuch des Jahres 1778 zu finden ist. Taufbuch Neustift I, TLA, Mf. Nr. 0654, Abschn. 5, Bl. 141r; Verlassenschaftsabhandlung Regina Rainalterin [Ranalterin], 11.2.1778, TLA, VB Stubai 1778, 34/207, Bl. 68r–72r.

94 Laut Totenbuch starb sie als „virgo", also unverheiratet. Totenbuch Mieders I, TLA, Mf. Nr. 0641, Abschn. 1, 17.

95 Inventar Regina Rainalterin [Ranalterin], 20.3.1777, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 4, Nr. 11.

bindlichkeiten hinterließ sie ihrem Cousin Johann Haas ein Minus von 104 Gulden und 24 Kreuzern.[96] Auch die Wohnsituation passt ins Bild: Regina Ranalterin hatte bei Georg Holzmann zur Miete gewohnt.[97] Wie sie ihren Lebensunterhalt bestritt, ist auf Grundlage der zur Verfügung stehenden Quellen nicht rekonstruierbar. Ihr wertvollster Besitz waren ihr Bett und die dazugehörigen Betttextilien, beides zusammen wurde auf insgesamt 17 Gulden und 6 Kreuzer geschätzt.[98] Die 21 Bücher wurden im Rahmen der Inventarisierung zusammengenommen mit immerhin 2 Gulden und 36 Kreuzern bewertet – das sind etwas über 5 Prozent des Wertes ihrer gesamten beweglichen Habe.[99]

Der Eindruck ist naheliegend, dass Regina Ranalterin Büchern einen hohen Stellenwert einräumte, sich bewusst für die Titel entschieden hatte, die sie besaß und diese auch las. Tatsächlich jedoch ist – das gilt übrigens auch für alle anderen Buchbesitzerinnen und -besitzer – auf der Grundlage der zur Verfügung stehenden Quellen nicht eruierbar, ob sie die Bücher selbst gekauft hatte. Allerdings fehlen auch Hinweise darauf, dass ihr die Bücher als Erbe zugekommen wären. Zwar ist die Verlassenschaftsabhandlung ihrer Mutter im Stubaier Verfachbuch überliefert, das entsprechende Inventar fehlt jedoch – von väterlicher Seite war kein Erbe vorhanden.[100]

Etwas aufschlussreicher sind die Quellen zu Urban Saxer aus Mieders, der allein fast ein Fünftel der insgesamt in den untersuchten Inventaren genannten Bücher besaß. Mit nur 35 Jahren verstarb er am 4. Mai 1754 in Fulpmes, dem Nachbarort seines Heimatdorfes.[101] Der Gesamtwert seines Besitzes wurde mit 35 Gulden und 17 Kreuzern sogar noch geringer veranschlagt als der von Regina Ranalterin.[102] Als ältester Sohn hätte er allerdings wahrscheinlich in absehbarer Zeit die Behausung seines Vaters Anton, „Müllermeister und Schmied", übernommen.[103] Urban wurde wohl auch auf die Arbeit in der Mühle vorbereitet. Aus seiner Verlassenschaftsabhandlung geht jedenfalls hervor, dass ihm Michael Stöcher [Stecher], der im nur rund einen Kilometer von der Behausung der Familie Saxer entfernten Weiler Kirchbrücke eine Mühle betrieb,[104] „Lidlohn" schuldig war.[105]

---

[96] Verlassenschaftsabhandlung Regina Rainalterin [Ranalterin], 11.2.1778, TLA, VB Stubai 1778, 34/207, Bl. 68r–72r.

[97] Eine Verbindlichkeit aus der Verlassenschaft war 1 Gulden „Herberg Zins" an Holzmann (ebd., Bl. 70r).

[98] Inventar Regina Rainalterin [Ranalterin], 20.3.1777, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 4, Nr. 11, Bl. 5v–6r.

[99] Ebd., Bl. 3r.

[100] Verlassenschaftsabhandlung Barbara Haasin, 17.10.1750, VB Stubai 1750, 34/173, Bl. 200v–203r. Väterliches Vermögen war keines vorhanden (ebd., Bl. 202).

[101] Taufbuch Telfes IV, TLA, Mf. Nr. 0658, Abschn. 6, Bl. 242v; Totenbuch Fulpmes I, TLA, Mf. Nr. 0661, Abschn. 5, Bl. 8r.

[102] Inventar Urban Sachser [Saxer], 31.5.1754, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 29.

[103] Vermögensübergabe Anton Sachser [Saxer] – Joseph Sachser [Saxer], 1. Juni 1754, TLA, VB Stubai 1754, 34/178, Bl. 260r–261v.

[104] Zu Michael Stöcher [Stecher] selbst finden sich keinerlei Angaben bezüglich seines Berufes. Allerdings war sein Vater Johann zweifellos als Müller in der Kirchbrücke tätig gewesen. Traubuch Telfes IV, Mf. Nr. 0659, Abschn. 7, Bl. 22v.

[105] Verlassenschaftsabhandlung Urban Sachser [Saxer], 31.5.1754, TLA, VB Stubai 34/178 (1754), Bl. 254r–260r, vgl. bes. Bl. 256r.

42 Bücher im Gesamtwert von 13 Gulden und 50 Kreuzern im Besitz eines Müllergesellen also. Tatsächlich dürfte Urban Saxer mit Büchern gehandelt haben. Zwei Hinweise führen zu dieser Annahme: Zum einen wird aus der Verlassenschaftsabhandlung Saxers klar, dass dieser im Laufe seines Lebens zumindest einmal Bücher verkauft hatte: Seine Schwester Maria Saxerin und deren Ehemann Anton Markt waren ihm zum Zeitpunkt seines Todes nämlich Geld für „verkaufte Bücher" schuldig.[106] Nun kann es sich dabei um ein einmaliges und noch dazu innerfamiliäres Geschäft gehandelt haben. Der zweite Hinweis ist zwar weniger explizit, letztlich jedoch etwas aufschlussreicher. Dazu ist ein Blick auf die im Inventar Urban Saxers genannten Bücher nötig. Dabei fällt auf, dass Saxer von verschiedenen Titeln gleich mehrere Exemplare besaß – zum Beispiel „drey Angelica Wurz Bücher"[107], „zway Palben Gärtl"[108], „Zway Leben und Lehr Biecher"[109], „drey guete Evangeli-Büecher"[110] und gar „ainundzwinzig Bett-Lehr und Frag Biechlen".[111] Für einen privaten Lesegebrauch Urban Saxers würde dies wenig Sinn machen.

Offensichtlich ist jedenfalls, dass Saxer von der Wichtigkeit des Lesens überzeugt war. Dies wird aus seiner Verlassenschaftsabhandlung deutlich: Er hinterließ den Schulmeistern in Fulpmes, Telfes, Mieders und Schönberg jeweils 4 Gulden „fir arbene [arme] Schuelkinder umb selbe Lesen und Schreiben lehren zu lassen".[112]

## 6. Die Bücher der Stubaierinnen und Stubaier

Anhand des Falles Urban Saxers wurden zwei weitere entscheidende Fragen bereits angerissen. Nämlich welche Bücher über welche Kanäle überhaupt erhältlich waren, und welche Bücher den untersuchten Inventaren zufolge in Stubaier Haushalten dann auch tatsächlich vorhanden waren.

---

106 Ebd. 256r u. 259r.

107 Hier kommen zwei Titel infrage: Johann Christoph Beer, Angelica-Wurtz. Das ist, Wahrer Grund Der wahren Buß, Tugend, und Vollkommenheit: Zum Nutzen Aller, so andere zur wahren Tugend wöllen anführen […], 2 Bde., Dillingen 1732–1733; ders., Die Angelica-Wurtz In kurtzem Begriff. Das ist Der wahre Grund Zur würckenden beharrlichen Buß und Tugend, auch Vollkommenen Heiligkeit […], Dillingen 1749. Eine Bibliografie der Schriften Beers in: Karl Böck, Johann Christoph Beer 1690–1760. Ein Seelsorger des gemeinen Volkes (Münchener Historische Studien, Abteilung bayerische Geschichte 2), Kallmünz 1955, 11–17.

108 In mehreren Auflagen erschienen: Wilhelm Nakatenus, Himlisch Palm-Gärtlein. Zur beständigen Andacht und Geistlichen Ubungen. Nit allein mit Tagzeiten, Litaneyen, Gebett, Betrachtungen […], Köln 1664. Für nähere Informationen zu diesem Buch und seinen verschiedenen Auflagen siehe Kurt Küppers, Das Himmlisch Palm-Gärtlein des Wilhelm Nakatenus SJ (1617–1682). Untersuchungen zu Ausgaben, Inhalt und Verbreitung eines katholischen Gebetbuchs der Barockzeit (Studien zur Pastoralliturgie 4), Regensburg 1981.

109 Hier könnte es sich handeln um: Niccolò Avancini, Leben und Lehr unseres Herrn Jesu Christi, Aus den vier Evangelisten zusammen getragen […], 2 Bde, Köln 1742. Auch von diesem Buch gibt es mehrere verschiedene Auflagen.

110 Vgl. z. B. Caspar Erhard, Catholisches Evangeli-Buch, darinn alle Sonn- Feyr- auch fest-tägliche Evangelia, Epistlen, und Lectiones […], Augsburg 1723.

111 Inventar Urban Sachser [Saxer], 31.5.1754, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 5, Nr. 29, Bl. 3v–4v.

112 Verlassenschaftsabhandlung Urban Sachser [Saxer], 31.4.1754, TLA, VB Stubai 34/178 (1754), Bl. 254r–260r, vgl. bes. Bl. 257r.

Dabei muss erstere Frage weitestgehend unbeantwortet bleiben. Es sind zwar wohl zum Beispiel zeitgenössische Kataloge der Innsbrucker Buchhändler Felician Fischer und Johann Thomas von Trattner vorhanden, doch werden in diesen offenbar vor allem Neu- beziehungsweise Besonderheiten präsentiert – erhältlich waren wohl wesentlich mehr Titel.[113] Eine umfassende Rekonstruktion der potenziellen Distributionskanäle, über die Bücher ins Stubaital kamen, ist an dieser Stelle ohnedies nicht zu bewerkstelligen. Es sei in diesem Zusammenhang zum einen an die vielen Stubaier erinnert, die in geschäftlichen Dingen oft mehrere Monate im Ausland verbrachten, zum anderen an den mutmaßlichen Buchhändler Urban Saxer, der seine Ware wohl via Hausierhandel verkaufte. Der Schluss ist naheliegend, dass er nicht der Einzige war, der im Stubaital derartige Geschäfte machte – dass Hausier- und Wanderhändler auch wesentlich zur Verbreitung von Büchern beitrugen, ist bekannt.[114]

Hinsichtlich der Frage, welche Bücher die Stubaierinnen und Stubaier besaßen, enthalten die untersuchten Inventare zumindest einige aufschlussreichere Informationen. Allerdings zeigt sich, dass auch diese sich nicht einfach ablesen lassen. So sind etwa die Titel der in den Inventaren aufgelisteten Bücher in vielen Fällen nicht angeführt. Rund die Hälfte der Bücher wird überhaupt ohne jegliche nähere Spezifikation genannt. In anderen Fällen wiederum sind die verwendeten Bezeichnungen nicht als tatsächliche Titel der Bücher zu verstehen, sondern geben vielmehr lediglich Auskunft über die Art der Bücher: Im Besonderen ist das etwa bei „Bettbiechlen", also Gebetbüchern, der Fall, aber auch bei einem „Kalender" sowie bei „Messbiechlen" – Messbüchern – beziehungsweise einer „Messerklärung".[115] Doch auch wenn Informationen zu den Titeln vorhandener Bücher gegeben sind, handelt es sich dabei nicht um vollständige bibliografische Angaben. Autoren werden meist nicht genannt,[116] Erscheinungsorte und -zeitpunkte überhaupt nicht. Ein Beispiel dafür ist etwa die Bezeichnung „Evangeli-Buch", die sich mehrfach in den untersuchten Inventaren

[113] In der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum sind etwa Kataloge aus den Jahren 1772 (FB 670), 1775 (FB 143105), 1787 (W 14585), 1788 (FB 95092/1), 1793 (FB 4527/6) oder 1794 (FB 95092/2). Seine Ware bot Fischer den Katalogen zufolge auch auf den Märkten in Hall in Tirol an. So heißt es etwa auf dem Deckblatt des Kataloges von 1772: „Catalogus librorum, oder Verzeichnis der Bücher, welche bey Felician Fischer katholischen Buchhändler das ganze Jahr zu Innsbruck in dem löbl. Kloster Stamsischen Hause auf dem Pfarrplatz, und auf beyden Jahrmärkten zu Hall nebst vielen andern um billigen Preis zu haben sind. Im Jahre 1772". Ebenfalls erhalten ist ein Katalog der 1783 bei Johann Thomas Edlen von Trattner, „k. k. Hochbuchdrucker und Buchhändler" in Innsbruck erhältlichen Bücher (FB 78154).

[114] Zur Bedeutung der Kolportage für die Verbreitung von Büchern im 18. Jahrhundert etwa Norbert Bachleitner / Franz M. Eybl / Ernst Fischer, Geschichte des Buchhandels in Österreich, Wiesbaden 2000, 126–132.

[115] Im Fall der „Mess Biechlen" oder „Messerklärungen" kann immerhin vor dem Hintergrund der offenbaren Beliebtheit der Bücher des Kapuzinerpaters Martin von Cochem gemutmaßt werden, dass hier die von diesem verfasste Messerklärung gemeint sein kann. Diese erschien erstmals 1698 in deutscher Sprache. Bis 1750 erschienen mehr als zwanzig verschiedene Ausgaben bei verschiedenen Verlagen im deutschsprachigen Raum – mit verschiedenen Titeln. Vgl. Konradin Roth, P. Martin von Cochem 1634–1712. Versuch einer Bibliographie, Koblenz-Ehrenbreitstein 1980, 8–34.

[116] Eine der wenigen Ausnahmen ist hier etwa das Inventar, das im Rahmen der Verlassenschaftsabhandlung des Bauern Veit Mayr aus Kreith erhalten ist. Hier sind „2 Bücher in Quart P. Kocham von Kirchen Historien" genannt. Verlassenschaftsabhandlung Veit Mayr, 7.6.1762, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 7, Pos. 6, Nr. 2, Bl. 16r.

findet. Ob es sich hierbei jeweils um Caspar Erhards „Catholisches Evangeli-Buch, darinn alle Sonn- Feyr- auch fest-tägliche Evangelia, Epistlen, und Lectiones […]“[117] handelt, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Die Bestimmung der Bücher ist folglich – je nach Fall unterschiedlich stark – fehleranfällig.

Schwierigkeiten bereitet bei der Auswertung der Häufigkeit einzelner Titel auch die nicht nachvollziehbare Zählweise bei mehrbändigen beziehungsweise mehrteiligen Büchern. Dies ist etwa bei Martin von Cochems „Leben Christi“ der Fall, bei dem einige Ausgaben aus verschiedenen Teilen bestanden, die entweder zu einem Buch zusammengebunden oder aber auch als separate Bindungen vorhanden waren.[118] Ebenfalls anhand von Cochems „Leben Christi“ lässt sich eine weitere Schwierigkeit illustrieren. Von diesem Werk gab es, wie bereits angedeutet, eine Reihe verschiedener Auflagen.[119] Am wesentlichsten ist dabei die Unterscheidung zwischen dem „großen“ und dem „kleinen Leben Christi“. Welche dieser beiden Versionen jeweils im Besitz der untersuchten Stubaierinnen und Stubaier war, lässt sich in vielen Fällen nicht klar feststellen, da der Titel nicht exakt genug angegeben wird. Es ist etwa schlicht vom „Leben Christi“ die Rede – ohne weitere Spezifizierungen. Das „große“ „Leben Christi“ erlebte außerdem eine Vielzahl von Neuauflagen. Um welche Ausgabe es sich jeweils bei den in den Inventaren genannten Büchern handelte, ist nicht ermittelbar.[120] Ähnliches gilt auch für das „alte[s] Buech die Landes Ordnung“, das der Telfer Bauer Matheus Denifl besessen hatte.[121]

Ohne Berücksichtigung des Büchervorrats des mutmaßlichen Buchhändlers Urban Saxer ergibt sich das aus der folgenden Tabelle ersichtliche Bild.

| **Buchbezeichnung im Inventar** | **Anzahl** |
|---|---|
| Bücher, die ohne nähere Spezifizierungen genannt werden | 97 |
| Das Leben (und Leiden) Christi | 32 |
| Bet-/Gebetbücher | 19 |
| „Histori“-Bücher | 6 |
| „Pruggers“/„Bruggers“ Exempelbuch | 4 |
| „Die Legend“ | 3 |
| „Evangeli“-Bücher | 3 |
| Messbuch/Messerklärung | 2 |
| „Stadt Gottes“ | 2 |
| „Betspiegel“ [evtl. gleichbedeutend mit „Bettbiechlen“/Gebetbüchern] | 1 |
| „Kirchenhistorien“ [evtl. gleichbedeutend mit „Histori“-Büchern] | 1 |

117 Erhard, Catholisches Evangeli-Buch (wie Anm. 110).
118 Roth, Cochem (wie Anm. 115) 45–50.
119 Konradin Roth zählt zwischen 1677 und 1789 nicht weniger als 90 verschiedene Auflagen. Ebd., 45–54.
120 Ebd., 35–54.
121 Verlassenschaftsabhandlung Matheus Tenifl [Denifl], 3.1.1776, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 3, Nr. 1.

| | |
|---|---|
| „Waagschal der Zeit und Ewigkeit“ | 1 |
| „Die Nachfolgung Christi“ | 1 |
| „Die Legend der Heiligen“ [evtl. gleichbedeutend mit „Die Legend“] | 1 |
| „Christliche Unterweisung“ | 1 |
| „Krankenbuch“ | 1 |
| „Gertrauten-Buech“ | 1 |
| Kalender | 1 |
| [Tiroler] Landesordnung | 1 |

Das bereits erwähnte „Leben Christi“ von Martin von Cochem wird in den Inventaren also mit Abstand am häufigsten erwähnt. Es ist jedoch keineswegs das einzige Buch aus der Feder dieses Autors, das im Stubaital verbreitet war. Mit den „Histori“-Büchern und wohl auch mit den „Kirchenhistorien“ dürften ebenfalls Bücher von Cochems gemeint sein. Sein „Auserlesenes History-Buch“[122] oder aber sein „Lehrreiches History- und Exempel-Buch“[123] – beide erschienen in vier Bänden – kommen hier genauso infrage wie seine zweibändigen „Kirchischen Historien“[124]. Alle drei Werke erlebten jeweils eine Reihe von Auflagen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.[125] Auch die möglicherweise einander entsprechenden „Legend“ und „Legend der Heiligen“ dürften aus der Feder von Cochems stammen,[126] ebenso das „Gertrauten-Buch“[127], und auch sein „Krankenbuch“[128] war weit verbreitet.

Ein weiteres Beispiel für die Uneindeutigkeit der bibliografischen Angaben ist das Buch „Die Stadt Gottes“ aus dem Besitz der bereits erwähnten Regina Ranalterin: Im Inventar heißt es lediglich „1 Puech die Statt Gottes“.[129] Es kann sich hier

---

122 Z. B.: Martin von Cochem, Auserlesenes Gar anmuthiges, und sehr nutzliches History-Buch. Darin Neben den fürnehmsten in zwantzig Historien begriffenen und aus den H. H. Vätteren etwas erklärten Biblischen Geschichten, lauter denckwürdige, anmuthig beschriebene, und mehrentheils unbekante Alte und Neue in jetziger hundert-jährigen Zeit geschehene Hundert und zwantzig Historien […], Augsburg/Dillingen 1706.

123 Z. B.: Ders., Lehr-reiches Histori- und Exempelbuch. Nach dem Alphabet beschrieben. Enthaltend lauter denck-würdige, aus tausenden außerlesene, und mit kurtzen Moralitäten erklärte Historien und Exemplen. […], Augsburg/Dillingen 1700.

124 Z. B.: Ders., Historiae ecclesiasticae ex Baronio desumptae. Das ist: Kirchische Historien [Bd. 1]. Von denen Zeiten der Heiligen Aposteln, biß auff das Jahr Christi sechshundert, hinauß geführt, und in funfftzig Historien abgetheilt […], Dillingen 1694. Band 2 widmet sich der Zeit vom Jahr 600 bis 1600.

125 Roth, Cochem (wie Anm. 115) 58–86.

126 Ebd., 87–92.

127 1666 erschien die erste Auflage dieses Gebetbuches. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurde es mit verschiedenen Titeln von verschiedenen Verlegern im deutschen Sprachraum neu aufgelegt. Ebd., 175–182.

128 Ebd., 183–195. Noch einmal sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sich nicht dezidiert feststellen lässt, welches Krankenbuch gemeint ist. Jenes von Cochems ist lediglich eine von mehreren Möglichkeiten.

129 Inventar Regina Rainalterin [Ranalterin], 20.3.1777, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 4, Nr. 11, Bl. 3r.

um das Buch „Geistliche Stadt Gottes. Mirackul Seiner Allmacht und Abgrund der Gnad […]“ der spanischen Äbtissin Maria de Jesú handeln[130] oder um Johann Lorenz Helbigs „Heilige und Heylreiche Stadt Gottes […]“.[131] Der Versuch der exakteren Bestimmung der „Christlichen Unterweisung“ führt ebenfalls in den Bereich der Spekulation.

Auf Grundlage der in den untersuchten Inventaren vorhandenen Informationen hingegen eindeutiger bestimmen lässt sich „Pruggers“/„Bruggers“[132] Exempelbuch. Es handelt sich hierbei um das 1724 erstmals erschienene „Lehr- und Exempel-Buch“ Martin Pruggers.[133] Welche Auflagen davon jedoch im Privatbesitz von Stubaierinnen oder Stubaiern vorhanden waren, ist wiederum nicht eruierbar.[134] Selbiges gilt auch für „Waagschale der Zeit und Ewigkeit“ aus der Feder des Jesuiten Juan Eusebio Nieremberg, das ebenfalls mehrfach in deutscher Sprache aufgelegt wurde[135], und ganz besonders für die „Nachfolgung Christi“, womit wohl das von Thomas von Kempen Anfang des 15. Jahrhunderts verfasste Werk gemeint sein dürfte, das bis in die heutige Zeit immer wieder neu aufgelegt wurde beziehungsweise wird.[136]

Die gleichen Probleme ergeben sich mit Blick auf die Bücher Urban Saxers, die teilweise wohl den in anderen Haushalten vorhandenen entsprechen:

1. „drey Judas Biecher ~~1.~~ 2. 3. und 4ter Thail“[137]
2. „Drey Angelica Wurz Büecher“[138]
3. „Zway Leben und Lehr Biecher“[139]
4. „Zway Palben Gärtl“[140]
5. „Ain Seelen Nez“[141]

---

130 Z. B. [Maria de Jesús de Agreda], Geistliche Stadt Gottes. Mirackul Seiner Allmacht und Abgrund der Gnad […], 3 Bde., 3. Auflage, Augsburg/Dillingen 1718.

131 Johann Lorenz Helbig, Heilige und Heylreiche Stadt Gottes Worinnen Der Höchste König über alle Königliche Hoheit neun Monat lang, als in seiner Stamm- und Residentz:Stadt hat wohnen wollen […], Sultzbach 1698.

132 Beide Schreibweisen finden sich in den Quellen.

133 Z. B. Martin Prugger, Lehr- und Exempel-Buch. Worinnen nicht allein zwar einfältig jedoch klar und gründlich vorgetragen der völlige Catechismus Oder Christ-Catholische Lehr Sonder auch mit allerhand schönen Exemplen, Gleichnussen u. Sprüchen aus der H. Schrift u. H. H. Vätteren erklärt, bekräftiget u. ausgeziert zufinden ist […], Augsburg 1724.

134 Peter Andorfer hat in seiner Dissertation „wenigstens dreizehn offizielle Neuauflagen“ des Buches für die Jahre von 1724 bis 1775 rekonstruiert. Peter Andorfer, Die Weltbeschreibung des Leonhard Millinger. Ein Schlüssel zum Weltbild eines Bauern um 1800, phil. Diss. Innsbruck 2015, 197.

135 Z. B. Juan Eusebio Nieremberg, Waagschale der Zeit und Ewigkeit. Oder: Der Unterschied zwischen dem Zeitlichen und Ewigen […], 2. Auflage, Würzburg 1695.

136 Für den hier interessierenden Zeitraum etwa: Thomas von Kempen, Von der Nachfolgung Christi Vier Bücher […], Köln 1722.

137 Z. B. Abraham a Sancta Clara, Judas der Erzschelm für ehrliche Leute. Oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des Ischariotischen Bösewichts, 4 Bde., Salzburg 1691–1699. Saxer besaß offenbar lediglich die Bände 2–4.

138 Vgl. Anm. 107.

139 Vgl. Anm. 109.

140 Vgl. Anm. 108.

141 Z. B. Alexius Riederer, Geistliches Seelen-Netz. Das ist: Hundert und Fünffzig Geistreiche Betrachtungen, oder Geheime Predigen, die der Mensch bey ihme selber halte, darinn begriffen, schöne Gleichnissen, Historien vnd Sententz der H. H. Vättern, 3. Auflage, München 1706.

6. „Drey guete Evangeli Büecher“[142]
7. „ain guetes Gertrauden Buech“[143]
8. „Vogl friss od. Stirb Puech“[144]
9. „Thal der Temuet [Demut]“
10. „ain geistlich Hausmagd und compensisches Calend.“[145]
11. „ain großes Leben Christi Buech“[146]
12. „ain grosser Caticimus [Katechismus] v. Päter Bruger“[147]
13. „ainundzwinzig Bett-Lehr und Frag Biechlen“
14. „ain Creizweeg“

Elf verschiedene Titel aus Saxers „Angebot“ lassen sich also relativ eindeutig bestimmen – um welche Auflagen es sich handelte, bleibt wiederum unklar. Dass seine Bücher ohne Ausnahme religiös-erbaulichen Inhalts waren, ist hingegen offensichtlich.

Der literarische Geschmack der Stubaierinnen und Stubaier, wie er sich aus dem untersuchten Quellenmaterial darstellt, ist damit jedenfalls keine Besonderheit. Sie besaßen Exemplare der „Bestseller der katholischen Erbauungsliteratur“[148] aus den Federn von Autoren wie Martin von Cochem, Abraham a Sancta Clara, Martin Prugger und anderen. Der Erfolg der Werke dieser Autoren – die hohe Zahl an Neuauflagen zum Beispiel der Schriften von Cochems wurde bereits erwähnt – zeigt sich also auch in den untersuchten Stubaier Inventaren.[149]

## 7. Verbotene Bücher

Eine breitere inhaltliche Diskussion der eben rekonstruierten Lesestoffe kann in diesem Rahmen nicht erfolgen. Es soll hier stattdessen – wenn auch in Kürze – auf die zeitgenössische obrigkeitliche Einschätzung dieser Bücher eingegangen werden. Dazu ist zunächst die Diagnose Franz M. Eybls zu den Werken des nach obiger Rekonstruktion beliebtesten Autors der Stubaier Buchbesitzerinnen und -besitzer, Martin

---

142 Vgl. Anm. 110. Das Attribut „guet“, das in gleicher Weise auch bei anderen Einrichtungsgegenständen verwendet wird, bezieht sich mit größter Wahrscheinlichkeit auf den Erhaltungszustand der Bücher.

143 Vgl. Anm. 127 u. 142.

144 Z. B. Johann Nikolaus Weislinger, Friß Vogel, oder stirb. Das ist: Ein wegen dem wichtigen Glaubens-Articul des Christenthums, von der wahren Kirchen, mit allen uncatholischen Prädicanten, scharff vorgenommenes Examen und Tortur […], Straßburg 1717.

145 Z. B. [O. A.], Die Geistliche Haus-Magd. Es war auf ein Zeit von Einsidel in einem Walde vierzig Jahr, der gedacht er wollte gern einen Menschen sehen, der ihme in seiner Andacht verglichen würd, Linz [o. J., ca. 1690].

146 Vgl. Anm. 119.

147 Hiermit dürfte das bereits erwähnte „Lehr- und Exempelbuch“ des Martin Prugger gemeint sein. Siehe Anm. 133.

148 Wilhelm Haefs, Staatsmaschine und Musentempel. Von den Mühen literarisch-publizistischer Aufklärung in Kurbayern unter Max III. Joseph (1759–1777), in: Zwischen Aufklärung und Restauration. Sozialer Wandel in der deutschen Literatur (1700–1848). Festschrift für Wolfgang Martens zum 65. Geburtstag, hg. von Wolfgang Frühwald / Alberto Martino, Tübingen 1989, 85–129, vgl. bes. 121.

149 Siehe den Versuch der Rekonstruktion der verschiedenen Auflagen der Werke von Cochems in: Roth, Cochem (wie Anm. 115).

von Cochem, aufschlussreich: Dieser habe „auf den Rezipienten an der Schwelle zur Literalität" abgezielt, er und Abraham a Sancta Clara seien bereits im 18. Jahrhundert gewissermaßen „zu Symbolen der Differenzierung der Leserschichten und zu Synonymen für Unterschichtlektüre" geworden.[150] Ihr Erfolg in den „Unterschichten" – an dieser Stelle sei einmal darüber hinweggesehen, dass die Stubaier Buchbesitzerinnen und -besitzer, wie bereits gezeigt, zumindest im regionalen Zusammenhang nicht verallgemeinernd einer nicht näher definierten „Unterschicht" zuzurechnen sind – machte sie zur Zielscheibe volksaufklärerischer Bestrebungen. Ihre Werke galten diesen als rückständig und schädlich.[151] Selbst Seelsorgsgeistliche teilten mitunter diese Ansicht. Als Beispiel seien hier die Worte Franz Xaver Lindgrubers zitiert, der Ende des 18. Jahrhunderts in Palling als Koadjutor tätig war. Der Ort gehörte zwar zum Erzstift Salzburg, die Stoßrichtung der aufklärerisch motivierten Kritik ist jedoch dieselbe wie in den Habsburgischen Ländern:

> „Bücher, besonders die berüchtigte Legend, Leiden Christi, Leben Mariä u. andere von P. Cochem et Consortes, gibt es hier, wie in jeder anderen Gemeinde; dahin gehören auch die schönen Gebetsbücher voll Seufzer, Stoßgebethlein und lächerlichsten Offenbarungen, die zu nichts dienen, als die Leute verrückt zu machen."[152]

So verwundert es auch nicht, dass schließlich eine Reihe derjenigen Titel, die anhand der untersuchten Inventare rekonstruiert werden konnten, entweder bereits zu dem Zeitpunkt, als die Inventare erstellt wurden, verboten waren, oder aber kurz darauf verboten wurden.[153]

Ein Abgleich der in den Inventaren genannten Bücher mit den obrigkeitlichen Verbotslisten ist allerdings problematisch.[154] Die in den Inventaren genannten Titel sind – wie bereits diskutiert – nicht eindeutig rekonstruierbar. Wiederum kann von Cochems „Leben Christi" als Beispiel dienen: „Das große Leben Christi" im Quartformat von Martin von Cochem wurde 1755 verboten.[155] Dass 24 Exemplare vom

---

[150] Franz M. Eybl, „P. Abrahams und Kochems Wust." Zur Abgrenzung der populären geistlichen Literatur in der Aufklärung, in: Europäische Barock-Rezeption, Teil I (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 20), hg. von Klaus Garber, Wiesbaden 1991, 239–248, vgl. bes. 240 f.

[151] Ebd., 241; Bachleitner/Eybl/Fischer, Geschichte des Buchhandels (wie Anm. 114) 111.

[152] Zit. n. Josef Schöttl, Kirchliche Reformen des Salzburger Erzbischof Hieronymus von Colloredo im Zeitalter der Aufklärung (Südostbayerische Heimatstudien 16), Hirschhausen 1939, 145.

[153] Für einen Abgleich insbesondere wiederum hilfreich: [Bachleitner], Verpönt, Verdrängt – Vergessen? (wie Anm. 66).

[154] Im Folgenden werden die Bücher, die Urban Saxer besaß, nicht berücksichtigt. Der erste catalogus librorum rejectorum per consessum censurae wurde nämlich 1754 herausgegeben. Vgl. Franz Hadamowsky, Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur in Österreich (1751–1848), in: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830), Teil I, hg. von Herbert Zeman, Graz 1979, 289–305, vgl. bes. 294; [Bücher-Censurs-Hofcommission (Hg.)], Catalogus librorum rejectorum per consessum censurae, Wien 1754, http://digital.slub-dresden.de/id380944766-17540000 (Zugriff 23.3.2016). – Saxer starb am 4. Mai dieses Jahres. Totenbuch Fulpmes I, TLA, Mf. Nr. 0661, Abschn. 5, Bl. 8r.

[155] [Bücher-Censurs-Hofcommission (Hg.)], Continuatio prima catalogi librorum rejectorum per consessum censurae, Wien 1755, http://digital.slub-dresden.de/id380944766-17550000 (Zugriff 23.3.2016).

„Leben Christi“ in nach diesem Zeitpunkt erstellten Stubaier Inventaren genannt werden, bedeutet jedoch nicht unbedingt, dass es sich hierbei um verbotene Bücher handelte. Es wurde bereits auf „Das kleine Leben Christi“ von Cochems hingewiesen. Dieses findet sich nicht auf den Verbotslisten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.[156] Aus Angaben wie „Das Leben Christi, und etwas kleinere Biechlen“[157] lässt sich jedoch nicht zweifelsfrei feststellen, um welche Ausführung des Buches es sich handelte – selbst die Autorschaft von Cochems ist letztlich unklar. Aufgrund der von Konradin Roth erstellten Bibliographie der Schriften von Cochems ist jedoch zumindest ersichtlich, dass „das große Leben Christi“ deutlich weiter verbreitet war.[158] Dass Exemplare dieses verbotenen Werkes im Stubaital auch noch lange nach ihrem Verbot im Umlauf waren, ist überaus wahrscheinlich. Das betrifft auch andere Bücher von Cochems. So finden sich Hinweise auf sechs Exemplare von verbotenen Büchern, entweder sein „Auserlesenes Gar anmuthiges, und sehr nutzliches History-Buch“ oder sein „Lehr-reiches Histori- und Exempelbuch“, auch noch nach deren Verbot 1776 in Stubaier Inventaren. Das „Exempelbuch“ Martin Pruggers scheint nach dem Verbot 1786 noch einmal in einem Inventar auf.[159] Dass es in keinem dieser Fälle möglich ist, den Zeitpunkt oder die Kanäle des Erwerbs der betreffenden Bücher zu rekonstruieren, muss nicht weiter ausgeführt werden. Eine Untersuchung der Distribution von verbotenen Büchern müsste vorrangig auf den Buchhandel fokussieren.

Inwiefern der Besitz dieser Bücher jedoch – auch bei einem Erwerb nach deren Verbot – überhaupt als wissentliche Regelübertretung zu interpretieren ist, bleibt ohnedies fraglich. Gerade angesichts der massenhaften Verbreitung der Werke der beispielhaft genannten Autoren ist zu bezweifeln, dass die „Endverbraucherinnen“ beziehungsweise „Endverbraucher“ überhaupt ohne weiteres über die Informationsgrundlagen verfügten, sich ihres „Verstoßes“ bewusst zu sein.[160] Die beiden bereits erwähnten Hofdekrete aus den Jahren 1803 beziehungsweise 1804, die das Vorgehen bei nach Todesfällen vorgefundenen Büchern regelten, könnten darauf hinweisen, dass dies nicht unbedingt der Fall war. Die Entscheidung, ob es sich um verbotene Bücher handelte oder nicht, wurde nämlich eben nicht den lokalen Gerichtsobrig-

---

156 [Bachleitner], Verpönt, Verdrängt – Vergessen? (wie Anm. 66).

157 Verlassenschaftsabhandlung Georg Steyxner [Steixner], 23.1.1773, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 2, Nr. 4.

158 Roth, Cochem (wie Anm. 115) 45–50. Hier zeigt sich auch, dass dieses Werk – im Gegensatz zum „kleinen Leben Christi“ – häufig in zwei Bänden herausgegeben wurde. Wenn nun in einem Inventar „das Leben und Leiden Kristi in 2 Bänd“ (Verlassenschaftsabhandlung Mathias Rott, 29.–31.5.1770, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 1, Nr. 3, Bl. 16v.) oder „zwey Büecher das Leben und Leiden Kristi in Quart“ (Verlassenschaftsabhandlung Sylvester Wisfleker [Wiesflecker], 14.1.1773, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 2, Nr. 3, Bl. 14r.) genannt werden, deutet dies also wohl auf das verbotene „große Leben Christi“ hin.

159 Bezüglich der Verbotszeitpunkte siehe [Bachleitner], Verpönt, Verdrängt – Vergessen? (wie Anm. 66). Daniel Syrovy, Überarbeiter der eben genannten Datenbank, weist außerdem auf eine „diachrone Dimension der Verbote“ hin. So konnten Bücher auch nur eine gewisse Zeit lang verboten und dann wiederum erlaubt sein. Ein entsprechendes Update der Datenbank sei in Arbeit. Vielen Dank an dieser Stelle an Daniel Syrovy und Norbert Bachleitner für ihre freundliche Auskunft.

160 Angesichts der in kurzen Abständen herausgegebenen, umfassenden Listen mit verbotenen Titeln ist dies umso mehr zu bezweifeln. Eine Zusammenschau ebd. bzw. hier: Hadamowsky, Literatur- und Theaterzensur (wie Anm. 154) 293 f. Die spärliche Verbreitung besonders der frühen Verbotslisten in Bibliotheken verstärkt diesen Eindruck zusätzlich.

keiten anvertraut, sondern dem Bücherrevisionsamt.[161] Dies kann als Hinweis darauf interpretiert werden, dass für die Überprüfung mitunter durchaus Spezialwissen vonnöten war.

Beim Blick auf den privaten Buchbesitz scheinen sich jedenfalls auch die Grenzen der zeitgenössischen Bücherzensur zu offenbaren. Denn selbst noch nachdem Verlassenschaften als Zugriffspunkt erkannt worden waren, bereitete der Kampf gegen bereits in Privatbesitz befindliche verbotene Bücher Schwierigkeiten. Der Vorsatz vom Juni 1803, jeder Meldung einer „wichtig[en] oder zahlreich[en]" Büchersammlung solle ein Beamter des Bücherrevisionsamtes vor Ort nachgehen, wurde jedenfalls schnell wieder verworfen. Die Einschätzungen der für die Meldung zuständigen „Sperr-Commissäre", was „wichtig oder zahlreich" sei, waren wohl sehr unterschiedlich, der Aufwand für das Revisionsamt zu groß gewesen.[162] In der Nachbesserung per Hofdekret im April des Folgejahres kommt dies zum Ausdruck. Das Revisionsamt könne seine Arbeit „nicht wohl handeln […], wenn es nicht vorläufig das Verzeichniß der hinterlassenen Bücher eingesehen, und über die Bezeichnung derselben in zweifelhaften Fällen sich Raths erhohlet hat".[163] Dass die exakte bibliographische „Bezeichnung" – wie sich schließlich auch beim gegenwärtigen Versuch einer Rekonstruktion zeigt – Probleme bereiten könnte, war der Obrigkeit also offenbar bereits damals bewusst. Aus Unvermögen oder Zeitmangel, so wird bereits vorweg angenommen, könnten fehlerhafte „Cataloge" resultieren. So wird darauf hingewiesen, dass, falls der „Sperr-Commissär hierzu die erforderliche Geschicklichkeit nicht besitzen, oder wegen seiner anderweitigen Amtsgeschäfte zu dieser Arbeit keine Muße haben sollte", das Gericht jemand anderen beauftragen solle.[164]

Zwar entstanden diese Regelungen erst nach dem Ende des hier gewählten Untersuchungszeitraums, doch sie helfen zu verdeutlichen, dass die Bedeutung des Besitzes von verbotenen Büchern nicht überschätzt werden sollte – besonders, zumal es sich um überaus weit verbreitete katholische Erbauungsliteratur handelte.

## 8. Stubaier Buchbesitz im Vergleich

Ein Vergleich der Ergebnisse der gegenwärtigen Untersuchung mit anderen systematischen Studien zum privaten Buchbesitz – im Folgenden wird vorrangig auf Hans Medicks „Ein Volk mit Büchern"[165] Bezug genommen – muss an dieser Stelle vorläufig eine Skizze bleiben. Eine größer angelegte Untersuchung der Situation in Tirol wäre wünschenswert.

Unter den gegebenen Vorzeichen ist bereits die Ausgangslage eine völlig andere. So war es Medick etwa möglich, auf Grundlage der außergewöhnlichen Quellenlage für seine Untersuchungsregion, das Dorf Laichingen im Herzogtum Württemberg[166],

[161] JGS 1803/609 und 1804/664.
[162] JGS 1803/609.
[163] JGS 1804/664.
[164] Ebd.
[165] Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 323–368.
[166] Seit 1556 waren hier sämtliche Erbteilungen gerichtlich abzuhandeln, wofür jeweils der Besitz des Verstorbenen in einem detaillierten Inventar verzeichnet wurde. Hinzu kommen noch verpflichtend

1.478 Inventare verschiedenen Typs aus dem Zeitraum von 1748 bis 1820 zu untersuchen.[167] Rund 20,5 Inventare pro Jahr stehen also einem Wert von lediglich rund 5,4 für das Stubaital gegenüber. Hinzu kommt noch, dass die Bevölkerung Laichingens mit etwa 1.600 Einwohnerinnen und Einwohnern wesentlich kleiner war als die des Hofgerichts Stubai mit 4.000 bis 5.000. Betont werden muss jedoch, dass die überaus hohe Zahl an Inventaren nicht zuletzt obligatorischen „Beibringens"-Inventaren geschuldet ist. Der Besitz beider Ehepartner wurde im Rahmen der Eheschließung jeweils separat aufgezeichnet – eine Einrichtung, die in Tirol nicht üblich war. Für eine Person konnte Medick also mitunter auf verschiedene Inventare zurückgreifen und so – zumindest für ausgewählte Einzelfälle – deren „Leben mit Büchern" als Entwicklung des privaten Buchbesitzes im Laufe ihres Lebens rekonstruieren.[168] Die für das Stubaital erhaltenen Inventare haben im Vergleich dazu mehr den Charakter vereinzelter Momentaufnahmen.

Groß ist auch der Unterschied der Umfänge des Buchbesitzes. Medick konnte für Laichingen einen Wert von rund 9,44 Büchern pro Inventar feststellen. Die knapp 1,1 Bücher pro Stubaier Inventar nehmen sich daneben sehr gering aus.[169] „Kaum einer der Laichinger Haushalte war zwischen 1748 und 1820 ohne jeglichen Buchbesitz", erklärt Medick.[170] Für die Jahre von 1781 bis 1790 errechnet er gar einen Wert von 13,5 Büchern pro Laichinger Haushalt[171] – eine Zahl, die allerdings auch im Vergleich zu anderen Studien überaus hoch ausfällt. So stellte Hildegard Neumann etwa für die Universitätsstadt Tübingen einen Wert von rund 7,7 in den Jahren 1800 bis 1810, und rund 4,7 in den Jahren 1840 bis 1850 fest,[172] Petra Schad für Wildberg und Bissingen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen von rund 7,2[173], und Marie-Louise von Wartburg-Ambühl errechnete für die Züricher Landschaft Werte zwischen 4,7 und 7,7.[174] Wegen der grundlegend verschiedenen Quellensituation muss jedoch nochmals betont werden, dass die Stubaier Zahlen hier nur sehr bedingt vergleichbar sind – sie bilden den Besitz von Einzelpersonen ab und sind nicht ohne weiteres auf gesamte Haushalte umzulegen. Dass sie jedoch deutlich darunter lagen, ist ebenso offensichtlich wie die Tatsache, dass der Anteil von Haushalten ohne Buchbesitz im Stubaital wohl größer war als etwa in Laichingen oder auch Tübingen.[175]

---

vorgeschriebene „Beibringens"-Inventare bei Eheschließungen, in denen die Besitztümer der Brautleute am Tag ihrer Hochzeit dokumentiert wurden. Schad, Buchbesitz (wie Anm. 13).

167 Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 327. Ebenfalls in Baden-Württemberg sind die Studien von Hildegard Neumann und Petra Schad angesiedelt. Ihnen standen 1.170 (für einen Zeitraum von 30 Jahren) beziehungsweise 1.500 (für einen Zeitraum von 40 Jahren) Inventare zur Verfügung. Neumann, Bücherbesitz (wie Anm. 13); Schad, Buchbesitz (wie Anm. 13).

168 Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 345–367.

169 Noch einmal sei an dieser Stelle jedoch daran erinnert, dass es sich bei der Zahl von 220 Büchern, die in den Stubaier Inventaren genannt werden, um eine Mindestanzahl handelt. Um wie viel höher die tatsächliche Zahl ausfiel, ist nicht ermittelbar (vgl. Anm. 74).

170 Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 328.

171 Ebd., 335.

172 Neumann, Bücherbesitz (wie Anm. 13) 75.

173 Schad, Buchbesitz (wie Anm. 13) 103.

174 Von Wartburg-Ambühl, Alphabetisierung und Lektüre (wie Anm. 13) 115.

175 Solche Haushalte gab es auch in Laichingen, wo Medick Werte von 1,3 % aus Eventualteilungsinventaren und sogar 10,3 % aus Nachlassinventaren von verwitweten Personen errechnet. Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 328. – Für Tübingen gibt Neumann die Anteile der Inventare

Parallelen deuten sich indes hinsichtlich der sozioökonomischen Verteilung des Buchbesitzes an. In Laichingen korrelierte die Größe des Vermögens grundsätzlich mit der Zahl der Bücher. Reiche Handwerker und Wirte wiesen den größten Buchbesitz auf, so Medick.[176] Diese Tendenz zeigt sich auch im Stubaital. Die Inventarisierungen des Besitzes der Wirte Mathias Rott und Jakob Leitgeb wiesen die höchste beziehungsweise dritthöchste Endsumme auf, die beiden besaßen 16 beziehungsweise 10 Bücher.[177] Allerdings gab es in Laichingen – wiederum wie im Stubaital – sehr wohl auch Ausnahmen von Buchbesitzerinnen und Buchbesitzern mit kleinen Vermögen.[178] Umgekehrt gab es da wie dort ebenso Vertreter der höchsten Vermögensklasse mit relativ kleinem – im Stubaital ohne – Buchbesitz.[179] Ein grundlegender Befund Medicks im Hinblick auf sozioökonomische Determinanten von Buchbesitz ließ sich allerdings im Stubaital nicht beobachten: In Laichingen waren es die protoindustriell tätigen Weber, die besonders viele Bücher besaßen.[180] So sich im Stubaital eine Entsprechung zu dieser Gruppe finden lässt, so sind das die bereits erwähnten Metallwarenproduzenten, die vor allem im Ort Fulpmes ansässig waren. Zwar befinden sich unter den Stubaier Buchbesitzerinnen und -besitzern vier Schmiedemeister, die tatsächlich in Summe 17 Bücher besaßen, 13 davon besaß jedoch allein der Hammerschmiedemeister Peter Hupfauf. Darüber hinaus hatten zehn weitere Schmiede, deren Inventare untersucht wurden, überhaupt keine Bücher in ihrem Besitz. Auffallende Affinität zu Büchern lässt sich dieser Gruppe also keineswegs zuschreiben. Basierend auf den Informationen aus den Stubaier Inventaren kann auch Medicks Feststellung, Frauen hätten besonders viele Bücher besessen, lediglich bedingt gefolgt werden. Die höhere mittlere Bücherzahl bei Frauen ist im Stubaital – wie erwähnt – vorrangig einer einzigen statistischen Ausreißerin (Regina Ranalterin) geschuldet, in deren Besitz mehr als die Hälfte aller von Frauen besessenen Bücher war.

Ähnlichkeiten zeigen sich zuletzt zweifellos hinsichtlich der Zusammensetzung des Lesestoffes. Wie im Stubaital fanden sich auch in Laichingen vor allem Bücher mit religiösen Inhalten.[181] Wobei natürlich auch offensichtliche Unterschiede zwischen dem strikt katholischen Stubaital und dem pietistisch geprägten Laichingen ersichtlich sind: Während Bibeln in Württemberg zum Inventar nahezu jedes Haushalts zählten[182] – oftmals waren sogar mehrere Exemplare vorhanden – fehlen

ohne Buchnennungen mit 10,6 % (1750–1760), 22,5 % (1800–1810) und sogar 33,6 % (1840–1850) an. Neumann, Bücherbesitz (wie Anm. 13) 6, 8 u. 11.

176 Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 336.

177 Verlassenschaftsabhandlung Mathias Rott, 29.–31.5.1770, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 1, Nr. 3; Inventar Jakob Leitgeb, o. D. [1783], TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 6, Nr. 10.

178 Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 336. Im Stubaital etwa die bereits ausführlich thematisierte Regina Ranalterin. Inventar Regina Rainalterin [Ranalterin], 20.3.1777, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 4, Nr. 11.

179 Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 337; Verlassenschaftsabhandlung Lorenz Hofer, 30.10.1787, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 8, Nr. 11. Für das Stubaital: Verlassenschaftsabhandlung Georg Tänler [Danler], 31.1.1783, TLA, Aktenserie LG Mieders, Fasz. 8, Pos. 7, Nr. 20.

180 Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 338.

181 Ebd., 338–340. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Petra Schad. Schad, Buchbesitz (wie Anm. 13) 109 u. 112.

182 Medick, Ein Volk mit Büchern (wie Anm. 8) 340.

diese in den Stubaier Inventaren vollkommen. Das ist angesichts der katholischen Regelungen, de facto des Verbotes des Besitzes volks-, in diesem Falle also deutschsprachiger Bibeln, allerdings nicht weiter verwunderlich.[183] Keine Gemeinsamkeiten gibt es auch hinsichtlich der in beiden Untersuchungsregionen verbreiteten Erbauungsliteratur – es waren jeweils andere Titel beziehungsweise Autorinnen und Autoren vorhanden. Es zeigt sich hier exemplarisch, wie der konfessionelle Unterschied den gesamten Buchmarkt im deutschsprachigen Raum spaltete. Reinhard Wittmann spricht in seiner Geschichte des deutschen Buchhandels diesbezüglich von einer „bibliopolischen Zweiteilung" zwischen – bezogen auf die verlegten Inhalte – tendenziell liberaleren protestantisch geprägten und katholisch-konservativen Regionen.[184]

## 9. Ausblick

Die Ergebnisse dieser als Pilotstudie konzipierten Untersuchung zeigen zunächst, dass eine systematische Analyse der seriellen Quelle „Inventar" im Hinblick auf privaten Buchbesitz auch für katholisch geprägte Alpenregionen möglich ist und zugleich lohnend sein kann. Ein größer angelegtes Projekt wäre jedoch – im Sinne einer Vergleichbarkeit der Ergebnisse mit anderen Untersuchungen – wünschenswert.

Trotz aller skizzierten methodischen Schwierigkeiten wurde offensichtlich, dass Bücher in einem Alpental wie dem Stubai keine Seltenheit waren, auch wenn die Bücherzahlen nicht an die für andere Regionen in vergleichbarer Weise ermittelten heranreichten. Die Heterogenität der Gruppe der Buchbesitzerinnen und -besitzer im Hinblick auf Geschlecht, Beruf und sozioökonomischen Status unterstreicht diesen Eindruck. Buchbesitz war kein Kennzeichen männlicher ländlicher Eliten.

Doch auch abgesehen von der unmittelbaren Frage nach Bücherzahlen bietet die eben vorgestellte Studie eine Reihe von Anknüpfungspunkten für weitere Forschungen. Zuerst ist hier die in dieser Untersuchung vorerst zur Gänze ausgeblendete Frage nach Rezeption und mentalitätsgeschichtlichen Implikationen des festgestell-

---

[183] Bereits im ersten Index der verbotenen Bücher werden landessprachliche Bibeln genannt. Auf dem Konzil von Trient wurden dann zehn allgemeine Index-Regeln beschlossen. Diese wurden bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in jeder Neuauflage des Index abgedruckt. Regel Nummer vier betrifft das Lesen von Bibeln in der Volkssprache. Dieses sollte nur mit Dispens des Bischofs oder der Inquisitoren erlaubt sein. In verschiedenen Abwandlungen und Auslegungen behielt diese Regelung durchgehend ihre Gültigkeit. In der Praxis jedoch, so Franz Heinrich Reusch, waren volkssprachliche Bibeln sehr wohl auch ohne bischöfliches Placet im Umlauf – ohne jegliche Ahndung durch die kirchlichen Obrigkeiten. Vgl. Hubert Wolf, Index. Der Vatikan und die verbotenen Bücher, München 2006, 28–34; Franz Heinrich Reusch, Der Index der verbotenen Bücher. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literaturgeschichte, Bd. 1, Bonn 1883, 330–341, vgl. bes. 333–336; Heinrich Karpp, Schrift, Geist und Wort Gottes. Geltung und Wirkung der Bibel in der Geschichte der Kirche – von der alten Kirche bis zum Ausgang der Reformationszeit, Darmstadt 1992, 238; Albert Sleumer (Bearb.), Index Romanus. Verzeichnis sämtlicher auf dem römischen Index stehenden deutschsprachigen Bücher desgleichen aller wichtigen fremdsprachigen Bücher seit dem Jahre 1750, 11. Auflage, Osnabrück 1956, 73 f. u. 107–109.

[184] Reinhard Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels, 3. Auflage, München 2011, 93–98, Zitat: 94.

ten Buchbesitzes der Stubaierinnen und Stubaier zu nennen.[185] Eine mikrogeschichtliche Herangehensweise an die in dieser Studie gesammelten Einzelfälle könnte beispielsweise – eine ausreichend gute Quellenlage vorausgesetzt – weitere Aufschlüsse geben.[186]

Die hier thematisierten Stubaierinnen und Stubaier besaßen Bücher, obwohl die Theresianische Schulordnung sich auf ihre Lesefähigkeit noch nicht ausgewirkt haben konnte. Die Frage nach Alphabetisierung und Schulwesen in der Region vor der Schulreform ist somit umso mehr ein Forschungsdesiderat.[187] Ähnliches gilt für den offenbar nicht unüblichen Besitz verbotener Bücher. Hier wäre einerseits nach den Verbreitungskanälen und dem obrigkeitlichen Vorgehen in dieser Problematik und folglich den Grenzen der Zensurbestrebungen – besonders ab der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert – zu fragen. Andererseits stellt sich die Frage nach den Motivationen der Besitzerinnen und Besitzer verbotener Werke. Auch wenn vorerst unklar bleibt, ob und wie diese rezipiert wurden, gerade in Anbetracht der Widerstände, auf die in aufklärerischer Absicht eingeführte Reformen in Tirol stießen, ist die Verbreitung von wegen ihrer „Rückständigkeit" verbotenen Büchern zumindest beachtenswert. Verbindungen ließen sich wohl zu den Reaktionen auf den fast schon sprichwörtlichen Reformeifer Josephs II. ebenso knüpfen wie letztlich auch zu den Faktoren, die zum Aufstand gegen die bayerische Regierung im Jahr 1809 führten.[188]

Schließlich wurde durch die Auswertung von 201 Inventaren und Verlassenschaftsabhandlungen – 47 wurden zur Gänze transkribiert – und deren Zusammenführung in einer Online-Datenbank[189] eine Quelle erschlossen und einfach zugänglich gemacht, die für verschiedene Fragestellungen wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Ausrichtung Relevanz hat – von historischer Sachkultur über Mentalitätsgeschichte bis zu historischen Geschlechterverhältnissen.

---

185 Peter Andorfer hat für Tirol in seiner Dissertation einen solchen Versuch unternommen. Die Bibliothek des Hauptprotagonisten seiner Arbeit, des Bauern Leonhard Millinger, weist große Ähnlichkeiten mit den in Stubaier Inventaren genannten Büchern auf: Andorfer, Weltbeschreibung (wie Anm. 134).

186 Etwa nach dem Vorbild Carlo Ginzburgs, der – nicht zuletzt über dessen Bücher – das Weltbild des Müllers Menocchio im Friaul des 16. Jahrhunderts rekonstruierte. Carlo Ginzburg, Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600, aus dem Italienischen übersetzt von Karl F. Hauber, Berlin 2007.

187 Vgl. Noflatscher, Kommunikation und Alphabetisierung (wie Anm. 24).

188 Vgl. Martin P. Schennach, Revolte in der Region. Zur Tiroler Erhebung von 1809 (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs 16), Innsbruck 2009, 187–235; Oberhofer, Der Andere Hofer (wie Anm. 2) 286–289; Span, Ein Bürger unter Bauern (wie Anm. 17) 78–80.

189 Vgl. Anm. 73.

# Gebaute Pädagogik – Raum und Erziehung. Die Bedeutung der Architektur für die Fürsorgeerziehung am Beispiel der Landeserziehungsanstalt am Jagdberg

Ulrich Leitner

Die Geschichte der Fürsorgeerziehung in Tirol und Vorarlberg stand von 2013–2015 im Zentrum eines großangelegten Forschungsprojektes, das am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck angesiedelt war.[1] Angefacht durch Schilderungen vielfacher und massiver Gewalterfahrungen von ehemaligen Heimkindern war es seit 2010 zu einer öffentlichen Debatte rund um die Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen in Tiroler und Vorarlberger Erziehungsheimen gekommen, in deren Folge die beiden Länder Forschungsgelder zur Verfügung stellten und die Aktenbestände zum Zweck der Erforschung der Heimgeschichte freigaben. Aus dem Projekt gingen zwei insgesamt knapp tausend Seiten starke Studien hervor, die im Juli 2015 der Öffentlichkeit vorgestellt wurden.[2]

Die Forschungsberichte behandeln zum einen die Geschichte der Jugendwohlfahrt in Tirol und Vorarlberg, zum anderen stehen vier Großheimstrukturen im Fokus der Studien, die nach 1945 als Landeserziehungsheime geführt wurden. Namentlich sind es die folgenden Institutionen: das Heim für schulentlassene Buben und junge Männer in Kleinvolderberg bei Volders in Tirol und das Heim für schulentlassene Mädchen und junge Frauen in St. Martin in Schwaz sowie die beiden Heime für schulpflichtige Kinder mit jeweils angeschlossenen Schulen am Jagdberg bei Schlins in Vorarlberg für die Buben und Kramsach-Mariatal im Tiroler Unterland für die Mädchen. Drei dieser Erziehungsinstitutionen wurden in den 1990er-Jahren auf-

---

1 Das Projekt „Regime der Fürsorge. Geschichte der Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg (1945–1990)" leitete die Erziehungswissenschaftlerin Ao. Univ-Prof. Michaela Ralser. Siehe die Projekthomepage: http://www.uibk.ac.at/iezw/heimgeschichteforschung/. Der vorliegende Aufsatz entstand im Rahmen dieses Projektes und wurde am 17. April 2015 bei der internationalen Jahrestagung mit dem Titel „Grenzräume – Raumgrenzen: Ländliche Lebenswelten aus kulturwissenschaftlicher Sicht" der Forschungsplattform „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte" an der Universität Innsbruck vorgestellt. Vgl. hierzu: http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=6104&view=pdf (Zugriff 6.4.2016).

2 Die Studien können beide auf der Projekthomepage abgerufen werden: vgl. Michaela Ralser / Nora Bischoff / Flavia Guerrini / Christine Jost / Ulrich Leitner / Martina Reiterer, Das System der Fürsorgeerziehung. Zur Genese, Transformation und Praxis der Jugendfürsorge und der Landeserziehungsheime in Tirol und Vorarlberg. Forschungsbericht, Universität Innsbruck 2015; sowie dies., Das Landeserziehungsheim für Mädchen und junge Frauen St. Martin in Schwaz. Forschungsbericht, Universität Innsbruck 2015. Die Studien erscheinen 2017 unter dem Titel „Heimkindheiten. Geschichte der Jugendfürsorge und Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg" im StudienVerlag.

gelassen, das Mädchenheim in Kramsach wurde bereits 1971 in Folge einer ersten größeren Pressekampagne gegen die Tiroler Heimerziehung geschlossen.

Die Geschichte der Vorarlberger und Tiroler Fürsorgeerziehung ist aufgrund ihrer gemeinsamen Entstehung Ende des 19. Jahrhunderts sowie eines Abkommens zwischen den beiden Ländern aus den 1920er-Jahren eng miteinander verbunden. Gemäß dieser Übereinkunft der beiden Länder wurden die Vorarlberger Mädchen in den Tiroler Heimen in Kramsach und St. Martin untergebracht, die schulentlassenen Vorarlberger Buben und jungen Männer im Heim Kleinvolderberg. Die schulpflichtigen Tiroler Buben wiederum wurden in das Heim am Jagdberg in Vorarlberg eingewiesen, wenn für sie Fürsorgeerziehung gerichtlich angeordnet wurde. Zeitweise waren sogar mehr Tiroler als Vorarlberger Buben am Jagdberg, weshalb der Jagdberg in der Geschichte der Fremderziehung der männlichen Vorarlberger und der Tiroler Kinder eine bedeutende Rolle spielt.[3]

Der Jagdberg ist für die Erforschung der regionalen Heimgeschichte zudem aus zwei weiteren Gründen interessant: Erstens schließt dieses Landeserziehungsheim nicht nur als Letztes der westösterreichischen Großheime im Jahr 1999, sondern an diesem Standort wurde zweitens noch in den 1980er-Jahren ein kostenintensives Neubau- und Sanierungsprojekt durchgeführt. Die Planung und Durchführung der architektonischen Änderungen gingen mit der Debatte einher, wie das Raumprogramm eines Erziehungsheimes ausgestaltet sein sollte, um den zeitgenössischen pädagogischen Ansprüchen zu entsprechen. Im Zeitraum zwischen 1970 und 1986 fanden am Jagdberg die Planungs- und Umbaumaßnahmen vom sogenannten Saalsystem zu Kleingruppenhäusern statt. Der langjährige Heimleiter am Jagdberg, Manfred Schnetzer, prägte für den Zusammenhang von Raum und Erziehung das Schlagwort der *Gebauten Pädagogik*, das als Titel dieses Beitrages gewählt wurde. Es bringt zum Ausdruck, dass „zwischen einem Raum bzw. einem Raumsystem und den Verhaltensweisen seiner Bewohner ein nachweisbarer Zusammenhang besteht".[4] Diese Aussage des Heimleiters von 1984, kurz vor dem Umzug in das neue Heimgebäude, verdeutlicht, dass der architektonische Raum im Erziehungsgeschehen in den Anstalten eine große Rolle spielte.

In diesem Beitrag werden die baulichen Veränderungen des Heimes nachgezeichnet. Der Streifzug durch die Baugeschichte des Heimes beginnt Mitte der 1970er-Jahre, als die Erziehung in Großheimstrukturen bereits in die öffentliche Kritik geraten war. Sodann wird der Blick zurück zu den Anfängen der Anstalt Ende des 19. Jahrhunderts geworfen. Der Aufsatz ist als Reise gestaltet, die wir gemeinsam mit dem ehemaligen Heimleiter, Manfred Schnetzer, unternehmen. Sie beginnt in Vorarlberg, führt nach Wien zu einem Reformprojekt der Heimerziehung und endet

---

[3] Zur Geschichte des Jagdbergs siehe: Michaela Ralser / Ulrich Leitner / Martina Reiterer, Die Anstalt als pädagogischer Sonderort. Das Vorarlberger Landeserziehungsheim am Jagdberg, in: zeitgeschichte 3 (2015) 179–195; vgl. auch Ulrich Leitner, Sonderorte ländlicher Kindheiten. Raumerinnerungen ehemaliger Heimkinder der Fürsorgeerziehungslandschaft Tirol und Vorarlberg, in: Markus Ender / Ingrid Fürhapter / Iris Kathan / Barbara Siller / Ulrich Leitner (Hg.), Landschaftslektüren. Lesarten des Raums von Tirol bis in die Poebene (Edition Kulturwissenschaft), Bielefeld (erscheint 2017).

[4] Manfred Schnetzer, Bauliche Generalsanierung des Landesjugendheimes Jagdberg – Warum? von 1984, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1, Privatarchiv Manfred Schnetzer.

mit den Umbaumaßnahmen am Jagdberg. Die Reise mündet in offenen Fragen zur Beziehung zwischen Raum und Erziehung. Bevor wir starten, sei kurz ein Blick auf die verwendeten Quellen geworfen.

## 1. Die Quellen

Die Geschichte der regionalen Fürsorgeerziehung ist neben Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen[5] hauptsächlich über Verwaltungsschriftgut rekonstruierbar. Neben Aktenbeständen des Tiroler Landesarchivs (TLA) und des Vorarlberger Landesarchivs (VLA),[6] die im Rahmen des Projektes „Regime der Fürsorge" eingesehen wurden, wird im Folgenden einem kleinen Quellenbestand (2 Archivkartone) Aufmerksamkeit geschenkt, der im Aktenfundus zu den Tiroler und Vorarlberger Heimstrukturen einzigartig ist: die Handakten des langjährigen Heimleiters am Jagdberg, Manfred Schnetzer. Der ehemalige Heimleiter stellte diesen Aktenkorpus selbst zur wissenschaftlichen Aufarbeitung dem Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck in zwei Schachteln des VLA zur Verfügung, nachdem er sie ursprünglich dem VLA zur Aufarbeitung übergeben, anschließend jedoch wieder abgeholt hatte, weil er sie nicht bloß archiviert, sondern wissenschaftlich bearbeitet wissen wollte. Die Besonderheit dieser Quellen liegt zum einen darin, dass sie Einblick in die Veränderungen am Jagdberg aus der Sicht jener Person bieten, die im Zentrum der Verantwortung dieser Erziehungsinstitution saß, nämlich des Heimleiters. Er verfasste einen Großteil dieser Schriftstücke, die in Schachtel 1 zu finden sind: Vortragsmanuskripte zu verschiedenen Tagungen oder Feiern, chronologische Darstellungen der Geschichte der Anstalt und des beruflichen Werdegangs des Heimleiters selbst, Korrespondenzen mit der Vorarlberger Landesregierung und anderen Einrichtungen sowie Einzelpersonen, Protokolle von Pressegesprächen, Zeitungsartikel, Selbstdarstellungen des Heimes, eine Ausgabe der Heimzeitschrift und Weiteres mehr. Schachtel 2 beinhaltet ein Bündel mit Korrespondenzen zwischen ehemaligen Zöglingen und dem Direktor sowie zwei Fotoalben.

---

[5] Im Projekt „Regime der Fürsorge" wurden insgesamt 48 Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen (ehemaligen Heimkindern, pädagogischem Personal, Journalisten, Kurzzeitpraktikanten) geführt.

[6] Zum Jagdberg liegt im VLA eine außergewöhnlich hohe Dichte an Aktenmaterial, vornehmlich Verwaltungsschriftgut (insgesamt 29,7 Laufmeter Akten) vor, das Gegenstand des eingangs beschriebenen Großprojektes war, aber noch nicht erschöpfend aufgearbeitet wurde. Überliefert ist ein großer Bestand personenbezogener Akten: die Zöglingsakten (178 Schachteln), die Zöglingskarteikarten (1 Schachtel), die 2 Zöglingsbücher, die Nachbetreuungsakten (10 Schachteln), die Personalakten (17 Schachteln), das Personalbuch, 3 Rechenschaftsberichte sowie eine Sammlung so genannter Fluchtberichte von Zöglingen. Daneben existiert ein weiterer Bestand unterschiedlicher Sachakten: die Erzieherbesprechungen (2 Schachteln), 1 Schachtel mit Dokumenten zur Erzieherausbildung und Jagdberger Heimchroniken (I–III). Ferner verfügt das VLA über eine umfassende Fotodokumentation (36 Diakoffer) zum Jagdberg. Siehe zur näheren Beschreibung des Bestandes und den Signaturen sowie zum methodischen Umgang mit dem Quellenmaterial: Michaela Ralser / Anneliese Bechter / Flavia Guerrini, Regime der Fürsorge. Geschichte der Tiroler und Vorarlberger Erziehungsheime und Fürsorgeerziehungsregime der 2. Republik. Eine Vorstudie, Innsbruck 2014, 49–102.

Grundlegende Gemeinsamkeit der einzelnen Dokumente ist, dass sie von führenden Personen (vornehmlich, aber nicht ausschließlich vom Heimleiter selbst) im Zentrum von Institutionen der Fürsorgeerziehung erstellt wurden und daher vom institutionellen Diskurs geprägt sind.[7] Wie Thomas Swiderek in einer Studie zur Heimerziehung im Rheinland festgehalten hat, suggerieren die Akten oft den Eindruck, als beschrieben sie „in ihrer Darstellung eine objektive Wirklichkeit". Sie geben jedoch vielmehr Auskunft über die „moralische Verfassung ihrer Verfasser" und spiegeln Normalitätsvorstellungen der jeweiligen Institutionen wider.[8] Demgemäß lassen sich auf der Basis der Akten zur Heimgeschichte die Konstruktionen der Geschichte aus der Sicht ihrer Verfasser nachspüren. Dies trifft insbesondere auf das hier beschriebene Aktenkorpus zu, worin die zweite Besonderheit dieser Quellen liegt: Sie sind als ein durch den ehemaligen Heimleiter vorsortiertes Ensemble an Verwaltungsschriftgut anzusehen, dessen Auswahl und Ordnung Auskunft über die Geschichtsdeutung dieses Akteurs zu geben vermag. Die Eigenschaft dieses Korpus als Ensemble muss bei der Betrachtung der einzelnen Dokumente mitgedacht werden, gleichwohl jedes Aktenstück selbst seine quellenspezifische Logik besitzt, der es bei der Aufarbeitung gerecht zu werden gilt.[9]

## 2. Eine Reise nach Wien

Am 31. Juli 1975 sucht Manfred Schnetzer beim Vorarlberger Landesjugendamt um Erteilung eines Dienstreiseauftrages nach Wien an, für drei Tage im Oktober. Es ist dies nur eine unter vielen Reisen, die Schnetzer in seiner 35-jährigen Dienstzeit als Heimleiter in andere Heime, zu Vorträgen und Seminaren sowie Fortbildungen in ganz Österreich und darüber hinaus unternimmt. Er ist informiert über die zeitgenössischen Diskussionen in der Heimerziehung und mischt sich unter anderem als Leiter der „Arbeitsgruppe Fürsorge- und Erziehungsheime" in die Diskussionen ein.[10] Dieses Mal führte den Heimleiter eine Fachtagung nach Wien, ihr Thema: „Pädagogische Konzepte in der Heimerziehung und deren Abhängigkeiten von Baulichen Gegebenheiten". Ziel der Reise war die Stadt des Kindes in der Mühlbergstraße Nr. 7 im 14. Wiener Gemeindebezirk. Hier, in diesem 1974 eröffneten Heim der Stadt Wien, fand die Tagung statt, die dem Gedankenaustausch zwischen planenden Architekten, Psychiatern, Psychologen, Soziologen und Verwaltungsfachleuten, Erziehern

---

7 Vgl. hierzu: Hartmut Müller / Siegfried Müller, Akten/Aktenanalysen, in: Handbuch zur Sozialarbeit, Sozialpädagogik, hg. von Hanns Eyferth / Hans-Uwe Otto / Hans Thiersch, Neuwied und Darmstadt 1984, 23–42.

8 Thomas Swiderek, Einweisung, Verlegung und Entlassung – formale Verfahren und pädagogische Realitäten, in: Verspätete Modernisierung. Öffentliche Erziehung im Rheinland – Geschichte der Heimerziehung in Verantwortung des Landesjugendamtes (1945–1972), hg. von Sarah Banach / Andreas Henkelmann / Uwe Kaminsky u. a.: Essen 2011, 277–308, 295 f.

9 Siehe zum Umgang mit Aktenmaterial Claudia Kaufmann / Walter Leimgruber (Hg.), Was Akten bewirken können. Integrations- und Ausschlussprozesse eines Verwaltungsvorgangs, Zürich 2008; Sara Galle / Thomas Meier, Von Menschen und Akten: die Aktion „Kinder der Landstrasse" der Stiftung Pro Juventute, Zürich 2009.

10 Vgl. Manfred Schnetzer, Arbeitsgruppe Fürsorge- und Erziehungsheime, in: POT – Eine Zeitschrift für Erzieher von Erziehern, Baden bei Wien 1980, 16–18.

**Abb. 1:** Das Landeserziehungsheim Jagdberg in Schlins in den 1970er-Jahren. Ausschnitt des Covers der Heimzeitung *Einblick*, 15. Ausgabe vom Dezember 1976.

und Sozialarbeitern gewidmet war, allesamt Personen, „die in ihrer täglichen Praxis immer wieder mit den baulichen Gegebenheiten eines Heimes konfrontiert sind". So verdeutlicht Schnetzer in seiner halbseitigen Begründung für diese Dienstreise an das Jugendamt in Bregenz, welche Tragweite er dieser Thematik für die künftige Erziehungsarbeit am Jagdberg beimisst: [11]

> „Das Wort von der ‚gebauten Pädagogik' ist mehr als ein Schlagwort. Ohne Zweifel gibt es Wechselwirkungen zwischen Raum und Funktion, zwischen dem, was pädagogisch angestrebt wird, und dem, was in bestimmten Räumen erleichtert, begünstigt, ermöglicht, behindert oder verhindert wird. / […] Die Reform der Heimerziehung fand nicht zuletzt in einer regen baulichen Tätigkeit ihren Ausdruck: Heime wurden neu gebaut oder grundlegend umgestaltet, aus großen Schlafsälen wurden kleinere Schlafzimmer, Anstalten wurden zu wohnlichen Heimen. […] Im Hinblick auf die geplante bauliche Generalsanierung des ho. Heimes erscheint es sehr im dienstlichen Interesse gelegen, wenn der ho. Dienststellenleiter an dieser Fachtagung teilnehmen könnte."[12]

---

11 VLA, LJHJ, P 276, Dienstreise Direktor Manfred Schnetzer, Landes-Erziehungsheim Jagdberg vom 31.7.1975.

12 VLA, LJHJ, P 276, Dienstreise Direktor Manfred Schnetzer (wie Anm. 11).

Das Gebäudeensemble am Jagdberg sollte saniert werden. Das älteste Haus des weitläufigen Areals stammte aus der Gründerzeit der Anstalt 1888, das spätere Hauptgebäude, in dem in den 1970er-Jahren noch die Buben untergebracht waren, war 1928 errichtet worden. Die Gebäude in Form des Saalsystems sollten mit ihren großen Schlaf- und Aufenthaltssälen in erster Linie helfen, erzieherisches Personal und Kosten zu sparen. Denn die 1885 gegründete Rettungsanstalt wurde zum Großteil über Spenden und Mitgliedsbeiträge finanziert, die der Träger dieser Anstalt, der Vorarlberger Kinderrettungsverein, ein privater Wohlfahrtsverband, aufbringen musste. Bis 1928 oblag die pädagogische Leitung zunächst katholischen Ordensfrauen, den Kreuzschwestern. Zugleich mit dem Neubau wurde der Jagdberg aber zu einem reinen Bubenheim, für das die Salesianer Don Boscos zuständig waren. Am Neubau von 1928 zeigt sich, wie sehr diese vormoderne, privat organisierte Jugendfürsorge von privaten Zuwendungen abhängig war. Denn der Trägerverein hatte sich mit dem Bauprojekt übernommen und musste die Anstalt 1936 an das Land Vorarlberg verkaufen.[13]

Ebenso wie die Tiroler Heime in Volders, Kramsach und St. Martin wurde der Jagdberg in der Kriegszeit zu einer Anstalt des Reichsgaues Tirol und Vorarlberg, deren Erziehungsziel unter nationalsozialistischen Vorzeichen stand. Während der NS-Staat auf der einen Seite „gefügige Eliten" erzeugen wollte, explizit etwa in Preußen durch die Gründung Nationalpolitischer Erziehungsanstalten, zeugt die Entwicklung der Hilfsschulen und der Fürsorgeerziehung in der NS-Zeit von der praktizierten pädagogischen „Praxis der Ausgrenzung" von als „minderwertig" klassifizierten Menschen. Bereits 1933 wurden in der Sonder- und Sozialpädagogik Diskussionen rund um eine Politik der „Auslese" geführt, die in der Folge, durch erbbiologische Argumentationen gerechtfertigt, zur Euthanasie von vermeintlich „lebensunwertem Leben" führte.[14] Aus dem Gau Tirol und Vorarlberg kamen im Rahmen der Aktion „T4" zwischen Dezember 1940 und März 1941 insgesamt 707 Menschen mit geistigen oder körperlichen Behinderungen zunächst nach Niedernhart und die meisten anschließend in die Vernichtungsanstalt Hartheim bei Linz, wo sie ermordet wurden.[15] Darunter befanden sich auch 61 so genannte Pfleglinge, die am 23. Mai 1941 aus der durch die Barmherzigen Schwestern geführten Anstalt Kramsach in Tirol abtransportiert wurden. Diese Anstalt wurde daraufhin ab 1. Juli 1944 ebenfalls zum Gauerziehungsheim und nahm weibliche Fürsorgezöglinge auf.[16]

---

[13] Vgl. als Überblick Gerhard Wanner / Johannes Spies, Kindheit und Jugend in Vorarlberg 1861 bis 1938, Feldkirch und Bregenz 2012; vgl. insbesondere Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 259–397.

[14] Vgl. Heinz-Elmar Tenorth, Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung, Weinheim und München 2010 [1988], 259. Vgl. auch Peter Dudek, Die Pädagogik im Nationalsozialismus, in: Einführung in die Geschichte von Erziehungswissenschaft und Erziehungswirklichkeit, hg. von Heinz-Hermann Krüger, Opladen 1999, 93–109, 105.

[15] Vgl. Thomas Albrich, Der Gau Tirol-Vorarlberg und die Operationszone „Alpenvorland" 1938–1945, in: Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945, hg. von Bertrand Perz / Thomas Albrich / Elisabeth Dietrich-Daum u. a., Innsbruck 2014, 23–33, 27 f.

[16] Vgl. Aussage der Schwester Alberta Berchtenbreiter, ehemals Leiterin der Anstalt in Kramsach, gegenüber der Bundespolizeidirektion Innsbruck, Staatspolizeiliche Abteilung, datiert auf den 7. Dezember 1946. Landesmuseum Ferdinandeum, FB 32257/20, Kopie nach Repro im Widerstandsarchiv Edwin Tangl, Innsbruck (1988). Dort befindet sich auch die Transport-Liste Nr. 74,

Der Heimleiterposten am Jagdberg war seit der Kriegszeit mit drei Personen besetzt: 1939 wurde Richard Breidenbach (geboren 1906 in Wuppertal, seit Februar 1939 Erzieher am Jagdberg) Heimleiter. Mit ihm war ein Mann bestellt worden, der sich über seine Funktion als Oberbannführer in der HJ „besondere Verdienste um die Partei erworben" hatte.[17] „Seine Erziehungsmethoden sind die eines handfesten Feldwebels", so stellte Gauhauptmann Linert fest, der dem Jagdberg aufgrund von Vorwürfen gegen Breidenbach bezüglich seiner pädagogischen Eignung als Heimleiter einen unangemeldeten Besuch abstattete.[18] Breidenbach behielt auf Entscheid des Gauleiters und Reichstatthalters Hofer die Leitung des Jagdbergs, bis er im November 1944 zur Wehrmacht eingezogen wurde. An Breidenbachs Stelle trat Wilhelm Müller (seit 1939 Lehrer und Schulleiter). Er leitete das Heim, das 1945 wiederum durch das Land Vorarlberg übernommen und zum Landeserziehungsheim gemacht worden war, bis 1960. Schulleiter blieb Müller noch bis 1976.[19]

Als Manfred Schnetzer die Leitung des Heimes als Nachfolger Müllers am 1. August 1960 erst 25-jährig übernahm – er war zuvor fünf Jahre lang als Erzieher dort tätig –, hatte das Heim schwerste materielle, räumliche und personelle Notlagen der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit sowie erste Aufbauarbeiten hinter sich. Schnetzers Zeit als Heimleiter war wesentlich geprägt durch die Sanierungs- und Umbauarbeiten, die 1972 beantragt und 1986 zum Abschluss gebracht wurden. Die Reise zur Tagung über die Zusammenhänge von Raum und Heimerziehung in Wien war ein Baustein in der Umsetzung des Sanierungsprogramms. Aber langsam: Bevor wir uns den baulichen Gegebenheiten am Jagdberg zuwenden und Heimleiter Schnetzer seine Reise nach Wien in die Stadt des Kindes im Juli 1975 unternehmen lassen, lohnt es sich, einen Blick auf die jugendfürsorgerischen Bestrebungen zur Gründungszeit der Anstalt Ende des 19. Jahrhunderts zu werfen. Denn die gesetzlichen Grundlagen, auf denen die Jugendfürsorge fußte, wie die pädagogischen Vorstellungen, unter denen die Anstalt entstand, hatten Einfluss auf die Pädagogik des nach dem Krieg dort untergebrachten Landeserziehungsheimes.

## 3. Zurück zu den Anfängen

Mit den Agenden der vormodernen Jugendfürsorge Tirols und Vorarlbergs waren neben dem Vorarlberger Kinderrettungsverein vornehmlich der Jugendfürsorgeverein für Tirol und Vorarlberg sowie der Caritas-Verband betraut.[20]

---

in welcher die Namen der 61 Menschen vermerkt sind, die aus Kramsach abtransportiert wurden. Die Namen der Opfer aus Kramsach wurden bereits veröffentlicht in: Gretl Köfler, „Euthanasie" und Zwangssterilisation, in: Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934–1945. Eine Dokumentation Bd. 1, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1984, 483–519.

17 TLA, GSV GH, 1939–1945, Sch. 4, Akte III/R/9/12, Schreiben vom Stellvertretenden Gauleiter Parson an Gauhauptmann Linert am 24.5.1944.

18 TLA, GSV GH, 1939–1945, Sch. 4, Akte III/R/9/11, Schreiben vom 15.3.1944 von Gauhauptmann Linert an Gauleiter Franz Hofer.

19 Vgl. Ralser u. a, das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 188.

20 Jugendfürsorgetätigkeit in den Ländern Tirol und Vorarlberg, in: Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge 8/9 (1921) 156–157. Der „Landeskommission für Mütter- und Säuglingsfürsorge in

Eine zentrale Schaltstelle der Jugendfürsorge in Form von Jugendämtern gab es (anders als in anderen Bundesländern, etwa Oberösterreich und Steiermark) mit Ausnahme des 1918 gegründeten Stadtjugendamtes in Innsbruck nicht. Um jugendfürsorgerische Belange kümmerten sich vor allem Juristen, Lehrer und Ärzte, in deren Visier die so genannte Jugendverwahrlosung gekommen war. Diese Personengruppe initiierte 1907 in Wien und 1913 in Salzburg zwei große Jugendschutzkongresse. Ein Hauptziel dieser Kongresse war es, die gesetzliche Regelung der Jugendfürsorge voranzutreiben, denn es existierte kein österreichisches Jugendfürsorgegesetz.[21]

Die gesetzliche Grundlage, welche die anstaltsförmige Unterbringung der Kinder und Jugendlichen ermöglichte, bildete das Gesetz über die „Anhaltung von Kindern und Jugendlichen in Zwangsarbeits- und Besserungsanstalten" von 1885.[22] Demzufolge waren Besserungsanstalten für Personen unter 18 Jahren einzurichten, für welche die gesetzlichen Voraussetzungen zur Abgabe in eine Zwangsarbeitsanstalt bestanden. Dies war dann der Fall, wenn bei Jugendlichen *eingetretene Verwahrlosung* festgestellt wurde, was wiederum gegeben war, wenn Jugendliche mit dem Gesetz in Konflikt gekommen waren. Jugendliche, bei denen hingegen *Verwahrlosung drohte*, konnten laut § 16 des Gesetzes nur auf Antrag der gesetzlichen Vertreter und mit Zustimmung der Pflegschaftsbehörde in eine Besserungsanstalt abgegeben werden. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts aber hatten sich die Aufgaben der Besserungsanstalten mit jenen von Erziehungsanstalten vermischt, wie der Jurist Ladislaus Müller beim Zweiten Jugendschutzkongress in Salzburg 1913 feststellte. Die aufgrund einer nach § 16 durch Verfügung der Vormundschaftsbehörde in Besserungsanstalten untergebrachten Jugendlichen seien die Regel, jene, die aufgrund strafgerichtlicher Erkenntnisse eingewiesen wurden, seien bereits seltener geworden, weshalb es dringend einer rechtlichen Regelung in Form eines österreichischen Jugendfürsorgegesetzes bedürfe.[23]

Was Müller forderte, wurde erst durch die nationalsozialistische Jugendwohlfahrtsverordnung von 1940 gewährleistet, die auch nach dem Krieg in entnazifizierter

---

Tirol" (gegründet 1908) oblag die Gesundheitsfürsorge für Mutter und Kind, in Innsbruck bis zum Schuleintritt, auf dem Land darüber hinaus. Der „Landesverband Barmherzigkeit" oder „Caritasverband" führte die Generalvormundschaft und Ziehkinderaufsicht (außer in der Stadt Innsbruck). Vgl. Dorothea Novak, Gestaltung der Gesundheitsfürsorge in Tirol, in: Zeitschrift für Kinderschutz, Familien- und Berufsfürsorge 7–9 (1936) 68–74, vor allem 69–70.

[21] Vgl. hierzu die Publikationen, die über die Dokumentation des Ersten und Zweiten Österreichischen Jugendschutzkongress in Wien und Salzburg erschienen sind: Schriften des Ersten Österreichischen Kinderschutzkongresses in Wien, 1907, 2 Bde; Schriften des Zweiten Österreichischen Kinderschutzkongress, Salzburg, 1913, 2 Bde.

[22] Gesetz vom 24. Mai 1885, betreffend die Zwangsarbeits- oder Besserungsanstalten, RGBl. Nr. 89 und 90. Zu den gesetzlichen Rahmenbedingungen der Jugendfürsorge in Österreich bis 1954 vgl. Josef Zehetner, Handbuch der Fürsorge und Jugendwohlfahrtspflege, Linz 1954. Historische Gesetzestexte können über das „Rechtsinformationssystem des Bundes (RIS) online" abgerufen werden, vgl. www.ris.bka.gv.at.

[23] Ladislaus Müller, Die Vorbereitung und Durchführung des Gesetzes über die Fürsorgeerziehung, in: Gutachten, Berichte und Materialien zu den Verhandlungsgegenständen des Zweiten Österreichischen Kinderschutzkongress in Salzburg 1913 (Schriften des Zweiten Österreichischen Kinderschutzkongresses in Salzburg 1), hg. von der Zentralstelle für Kinderschutz und Jugendfürsorge, Wien 1913, 89–134, 90.

Form die gesetzliche Grundlage der Jugendfürsorge bis zur Einführung des Jugendwohlfahrtsgesetzes 1954 blieb.[24] Die aus der NS-Zeit stammende Jugendwohlfahrtsverordnung war nicht nur die erste gesetzliche Regelung der Jugendfürsorge in Österreich, sie führte in Tirol und Vorarlberg auch dazu, dass auf ihrer Grundlage die späteren Landes- und Bezirksjugendämter gegründet wurden.[25]

Das zitierte Gesetz von 1885 hatte die Errichtung von Besserungsanstalten zur Sache der Länder gemacht, weshalb sich die Anstaltsgründungen in den einzelnen Kronländern der österreichisch-ungarischen Monarchie unterschiedlich entwickelten. Was Tirol und Vorarlberg anlangt, war in der Zwangsarbeitsanstalt für Frauen in St. Martin 1890 eine Korrigendinnenabteilung für Mädchen im Alter zwischen 8 und 18 Jahren eingerichtet worden, die im frühen 20. Jahrhundert in mehreren Schritten in ein Erziehungsheim umgewandelt wurde.[26] Für die männlichen Kinder und Jugendlichen aus Tirol und Vorarlberg wurden die privat geführten Anstalten in Kleinvolderberg und am Jagdberg, ihres Zeichens Rettungsanstalten, eingesetzt.[27] Im südlichen Teil Tirols hingegen wurde 1912 in Sant'Ilario bei Rovereto eine Landeserziehungsanstalt für Burschen italienischer Nationalität eröffnet,[28] welche die 1908 gegründete Landesanstalt in Stadlhof bei Auer in Südtirol ergänzte.[29] Die gleichsam als gefährlich wie gefährdet angesehenen Kinder und Jugendlichen, die fortan in diesen Großanstalten und weiteren privat geführten Waisen- und Versorgungshäusern, wie etwa dem späteren Landeserziehungsheim für Mädchen in Kramsach, unterkamen, sollten abgeschottet von jeglichem Übel des Herkunftmilieus und fernab der Möglichkeit, selbst der Gesellschaft zu schaden, gemäß bürgerlichen Idealvorstellungen einer Korrekturerziehung unterzogen werden.

Die Ursprünge des Jagdbergs als Erziehungsort sind in dieses jugendfürsorgerische Bestreben einzuordnen. Am Jagdberg sollte ein Asyl für die „gänzlich verwahrloste

---

[24] Mit 21. Oktober 1948 wurden die Bestimmungen der Jugendwohlfahrtsverordnung für die Bundesländer durch Landes-Ersatzgesetze als nunmehr landesgesetzliche Vorschriften neuerlich in Geltung gesetzt (Tirol: L 5/1949, Vorarlberg L 4/1949). Vgl. Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 246.

[25] Das Gaujugendamt für Tirol und Vorarlberg nahm mit 28. Februar 1939 seine Arbeit auf. Vgl. Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 245.

[26] Nora Bischoff / Flavia Guerrini / Christine Jost, In Verteidigung der (Geschlechter)Ordnung. Arbeit und Ausbildung im Rahmen der Fürsorgeerziehung von Mädchen. Das Landeserziehungsheim St. Martin in Schwaz 1945–1990, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1+2/14 (2014) 220–247, vgl. auch Ralser u. a., Das Landeserziehungsheim für Mädchen und junge Frauen St. Martin in Schwaz (wie Anm. 2).

[27] Bruno Webhofer, Über die Ursachen, Erscheinungsformen und die Ausbreitung der Jugendverwahrlosung in Tirol, in: Die Ursachen, Erscheinungsformen und die Ausbreitung der Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen in Österreich. Einzeldarstellungen aus allen Teilen Österreichs (Schriften des Ersten Österreichischen Kinderschutzkongresses 1), hg. von der Zentralstelle für Kinderschutz und Jugendfürsorge, Wien 1907, 247–270, 261.

[28] Zu Sant'Ilario vgl. Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 61 ff.; vgl. auch Pia Graifenberg, L'Istituto educativo provinciale di S. Ilario, Rovereto 2008.

[29] Ab 1938 wird die Anstalt zur „Landwirtschaftlichen Siedlung für ruhige Geisteskranke Stadlhof", vgl. hierzu: Elisabeth Dietrich-Daum / Michaela Ralser, Die „Psychiatrie Landschaft" des „historischen Tirol" von 1830 bis zur Gegenwart – Ein Überblick, in: Psychiatrische Landschaften. Die Psychiatrie und ihre Patientinnen und Patienten im historischen Raum Tirol seit 1830, hg. von Elisabeth Dietrich-Daum / Hermann Kuprian / Siglinde Clementi / Maria Heidegger / Michaela Ralser, Innsbruck 2011, 17–41, 25.

und verwilderte, arbeitsscheue und widerspenstige“[30] Jugend geschaffen werden. Das Areal erfüllte in zweifacher Hinsicht die Anforderungen, die Ende des 19. Jahrhunderts eine Anstalt für als verwahrlost deklarierte, meist aus den unteren Bevölkerungsschichten kommende Kinder erfüllen sollte: Erstens wurde ein eher abgelegener, ländlicher Standort gewählt,[31] damit die Kinder möglichst fernab ihrer Familie und der städtischen Ballungszentren untergebracht werden konnten.[32] Zweitens orientierte sich die vormoderne Jugendfürsorge an der Funktionalität eines kostengünstigen Anstaltsbetriebes, was für den Jagdberg wie für die drei Tiroler Erziehungsanstalten zutrifft. „Die Anstalt darf“, so brachte Viktor Suchanek diesen Sachverhalt in seiner 1924 erschienenen Abhandlung zur Jugendfürsorge auf den Punkt, „ihren Zöglingen auf öffentliche Kosten nicht einen Luxus bieten, wie sie ihn in ihrem künftigen Leben, wenn sie für ihren Unterhalt werden selbst aufkommen müssen, niemals haben werden.“[33] Der Neubau am Jagdberg von 1928 entsprach diesem Kriterium. Das Vorarlberger Volksblatt berichtete, das Heim sei „in allen Teilen praktisch und solid ohne Luxus erstellt“ worden und entspreche damit „seinem Zwecke vollauf“.[34] Die Architektur und die Topographie der Anstalten, die um 1900 entstanden, waren demnach selbst Erziehungsmittel, nicht erst die dort praktizierte Pädagogik.

Dass Tirol und Vorarlberg in der Zweiten Republik nach Wien die höchste Dichte an Anstaltsstrukturen zu verzeichnen hatten,[35] gründet auf der regen privat organisierten vormodernen Jugendfürsorge. Sie wurde in nationalsozialistischer Zeit mit der Jugendwohlfahrtsverordnung von 1940 gesetzlich verankert und durch die Umwandlung der bestehenden großen Anstaltsstrukturen in Kleinvolderberg, St. Martin, Kramsach-Mariatal und am Jagdberg in Gau- und später Landeserziehungsheime sowie durch die Gründung der Gau- und späteren Landesjugendämter mit ihren Außenstellen in den Bezirken praktisch implementiert. Nicht nur die Großanstalten hatten durch ihre Materialität, die Architektur und Topographie, Einfluss auf die anstaltsförmige Ersatzerziehung nach 1945; auch der im Geist des ausgehenden 19. Jahrhunderts geprägte, unpräzise und mit vielen Bedeutungsinhalten füllbare Begriff der Jugendverwahrlosung, der im Jugendwohlfahrtsgesetz von 1954 verankert blieb, lenkte die Jugendfürsorge der Zweiten Österreichischen Republik.

---

30 Vorarlberger Volks-Blatt vom 23.7.1880.

31 Diese Eigenschaft teilt der Jagdberg mit den Tiroler Heimen, insbesondere mit seinem Tiroler Pendant, der Anstalt für schulpflichtige Mädchen in Kramsach. Abgelegen im hintersten Winkel Kramsachs neben der Brandenberger Ache, und abgeschottet hinter den hohen Mauern des ehemaligen Dominikanerinnenklosters Mariatal errichteten dort Vinzentinerinnen 1963 ein Waisenhaus für Mädchen und etwas später, 1967, wurde eine Grundschule eröffnet. Vgl. Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 619–677.

32 Später, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wird man die Unterbringung von Kindern und Jugendlichen weit entfernt von ihren Familien im institutionellen „Alltagssprech“ der Jugendfürsorge als „Kilometertherapie“ bezeichnen. Vgl. Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 442.

33 Viktor Suchanek, Jugendfürsorge in Österreich, Wien 1924, 99.

34 Vorarlberger Volksblatt vom 9.11.1928.

35 Vgl. Ralser/Bechter/Guerrini, Regime der Fürsorge (wie Anm. 6) 11.

**Tab. 1:** Baumaßnahmen an der Erziehungsanstalt am Jagdberg von den Anfängen bis Ende der 1960er-Jahre. Eigene Zusammenstellung.

| Jahr | Baumaßnahmen |
|---|---|
| 1880 | Die Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz zu Ingenbohl im Schweizer Kanton Schwyz erwirbt den Gutshof am Jagdberg und nimmt 20 nicht mehr schulpflichtige Mädchen auf.[36] |
| 1884 | Gründung des „Vereins zur Rettung sittlich verwahrloster Kinder im Land Vorarlberg" im Bestreben eines katholisch-konservativ geprägten Milieus, eine Anstalt für die als verwahrlost angesehene Jugend zu schaffen.[37] |
| 1886 | Der erste Zögling kommt in das neu gegründete Rettungshaus am Jagdberg. Die Anzahl der untergebrachten Zöglinge wächst stetig, sodass sich die Kreuzschwestern zu einem ausgedehnten Neubau, dem Josefinum, entscheiden.[38] |
| 1888 | Der Neubau des Josefinums mit Küche, Wirtschaftsräumen, Direktionskanzlei und Direktorwohnung, Wohnzimmer der Schwestern sowie Arbeits-, Spiel- und Schlafzimmer der Mädchen wird bezogen.[39] |
| 1893 | Zur räumlichen Trennung der Geschlechter werden die Buben des Heims weiterhin im Gutshof untergebracht. Da ihre Zahl aber rasch ansteigt, wird das später als altes Schulhaus bezeichnete Gebäude zur Unterbringung der Buben errichtet, mit drei Klassenzimmern sowie Arbeits-, Spiel- und Schlafräumen.[40] |
| 1904 | Der Kinderrettungsverein kauft das Anwesen der Kongregation der Kreuzschwestern ab, während die pädagogische Leitung weiterhin den Schwestern obliegt.[41] Der bis dahin privaten Volksschule wird 1905 das Öffentlichkeitsrecht verliehen.[42] |
| 1908 | Im Burghof der Ruine Jagdberg wird ein 113 $m^2$ großes Schwimmbad errichtet, das bis 1979 besteht.[43] |
| 1914 | Das tausendste Kind (seit 1886) kommt in die Jagdberger Anstalt.[44] Die zunehmenden Belegzahlen machen weitere bauliche Veränderungen notwendig. |
| 1927 | In der Generalversammlung des Kinderrettungsvereins wird aus drei vorgelegten Bauprojekten dem Vorschlag des Architekten Willibald Braun aus Bregenz zugestimmt, der vorsieht, einen Neubau neben dem bestehenden Haupthaus zu errichten.[45] |
| 1928 | Der Neubau in Form des Saalsystems wird fertiggestellt. Der Neubau enthielt, so berichtet das Vorarlberger Volksblatt, „drei luftige Schlafsäle, die erforderlichen Tagräume, Waschräume und ein modern eingerichtetes Bad. Ebenso sind […] die Wohnungen für die Anstaltsleitung, die erforderlichen Kranken- und Sprechzimmer, sowie ein geräumiger Speisesaal, die Kapelle und die modern eingerichtete Küche untergebracht."[46] |

36 Dieter Petras (Hg.), Schlinsdokumentation 3. Kirchengeschichte von Schlins, Schlins 2012, 99.
37 Vgl. Wanner/Spies, Kindheit und Jugend in Vorarlberg (wie Anm. 13) 256 ff.
38 Vgl. Vorarlberger Volksblatt vom 31.3.1887.
39 Vgl. Jubiläumsbericht des Vorarlberger Kinderrettungs-Vereins auf Jagdberg, 1885–1910, Feldkirch 1910, 24.
40 Jubiläumsbericht des Vorarlberger Kinderrettungs-Vereins (wie Anm. 39) 24 f.
41 Vgl. Vorarlberger Landesbibliothek (im Folgenden VLB), Stenographische Sitzungsberichte der VI. (ordentlichen) Landtagssession in Vorarlberg zu Bregenz (X. Landtags-Periode), Beilage 46, Bericht des Petitionsausschusses über das Gesuch des Kinderrettungsvereines in Vorarlberg um Unterstützung aus Landesmitteln am 19.5.1914, Bregenz, 1913/14, 205 f.
42 Vgl. Wanner/Spies, Kindheit, Jugend und Familie in Vorarlberg (wie Anm. 13) 295 ff.
43 Vgl. Heimzeitung des Landesjugendheimes Jagdberg, 20. Ausgabe, Juli 1979, 31.
44 Vgl. Vorarlberger Volksblatt vom 11.2.1916, 6.
45 Vgl. Die Einweihung des Neugebäudes der Anstalt Jagdberg, in: Vorarlberger Volksblatt vom 9.11.1928, 4.
46 Vorarlberger Volksblatt vom 9.11.1928 (wie Anm. 45) 4.

| | |
|---|---|
| ab 1928 | Die durch den Neubau entstandene finanzielle Belastung zwingt den Kinderrettungsverein, die Anstalt an die Salesianer Don Boscos zu verpachten, die fortan, von 1928 bis 1939, die Leitung am Jagdberg innehaben. Die bis zu diesem Zeitpunkt in der Anstalt lebenden Mädchen übernehmen die Salesianer nicht. Die Kreuzschwestern bringen sie in die Anstalt für schwererziehbare Mädchen Schloß Hofen bei Lochau,[47] sie selbst setzen ihre Arbeit im Marienheim in Bludenz fort. |
| 1934 | Das große Ökonomiegebäude, das schon 1913 abgebrannt war, wird erneut durch einen Brand zerstört, samt Inventar und Vorräten.[48] |
| 1936<br>1938–45 | Der Kinderrettungsverein verkauft das Anwesen an das Land Vorarlberg.[49]<br>Der Jagdberg wird zu einem Gauerziehungsheim unter nationalsozialistischer Führung. In den Kriegszeiten erhält das Hauptgebäude einen Tarnanstrich. |
| 1951 | Das Heim wird nach dem Krieg zum Landeserziehungsheim. Der große Tages- und Aufenthaltsraum im Haupthaus wird durch Zwischenwände in vier kleinere Räume unterteilt.[50] |
| 1953 | Umbau der im Keller gelegenen Duschanlagen der Buben durch Einziehung von Trennwänden zwischen den einzelnen Duschen und Errichtung von Umkleidekabinen für die Kinder.[51] |
| 1955 | Die neue Schule wird errichtet.[52] |
| 1957 | Die alte, 1893 gebaute Schule wird in Lehrer- und Erzieherdienstwohnungen umgebaut.[53] |
| 1963/64 | Die Schlafsäle im ersten und zweiten Obergeschoss des Haupthauses werden in kleinere Einheiten unterteilt.[54] |
| 1969 | Eine neue Turnhalle wird eröffnet. In dem Gebäude werden neben einem Turnsaal mit Bühne vier Aufenthaltsräume, zwei Schminkräume für das Theater, ein Fotolabor sowie Umkleideräume und Toilettenanlagen untergebracht. Für zwei der fünf Bubengruppen des Jagdbergs werden in dem neuen Haus Tagesräume eingerichtet.[55] |

47 Vgl. Robert Skorpil, 30 Jahre Dienst an der Jugend (1904–1934). Bericht des Jugendfürsorgevereines für Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1934, 26.

48 Vgl. Manfred Schnetzer, Jagdberg. Von der Rettungs-Anstalt zum Landesjugendheim Jagdberg 1885–1995, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.

49 Vgl. Vorarlberger Kinderrettungsverein, Die Geschichte und das Wirken des Vorarlberger Kinderrettungsvereins in den Jahren 1884–1936, Innsbruck, o. J., 11 ff.

50 Vgl. VLB, XVII. Vorarlberger Landtag 1952, Stenographische Sitzungsberichte samt Beilagen, Beilage 17, Rechenschaftsbericht der Vorarlberger Landesregierung an den Vorarlberger Landtag über das Jahr 1951, 261.

51 Vgl. VLA, LJHJ, Allgemeines, A69, Rechenschaftsbericht der Vorarlberger Landesregierung an den Vorarlberger Landtag über das Jahr 1953, 144.

52 Vgl. VLB, XVIII. Vorarlberger Landtag 1954, Stenographische Sitzungsberichte samt Beilagen, Beilage 24.

53 Vgl. Christine Rohner, Hausarbeit für die Lehramtsprüfung für Hauptschulen an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Vorarlberg, o. O. 1993, 23 ff. Die Arbeit ist (was etwa die Jahreszahlen betrifft) an manchen Stellen handschriftlich (wohl von Schnetzer selbst) korrigiert worden, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.

54 Vgl. VLB, XIX. Vorarlberger Landtag 1964, Sitzungsberichte samt Beilagen, Beilage 18, Rechenschaftsbericht der Vorarlberger Landesregierung an den Vorarlberger Landtag über das Jahr 1963, 353 sowie VLB, XX. Vorarlberger Landtag 1965, Sitzungsberichte samt Beilagen, Beilage 21, Rechenschaftsbericht der Vorarlberger Landesregierung an den Vorarlberger Landtag über das Jahr 1964, 322.

55 Vgl. Turnhalleneröffnung, in: Heimzeitung Landesjugendheim Jagdberg, 1. Ausgabe, Dezember 1969, 15–16.

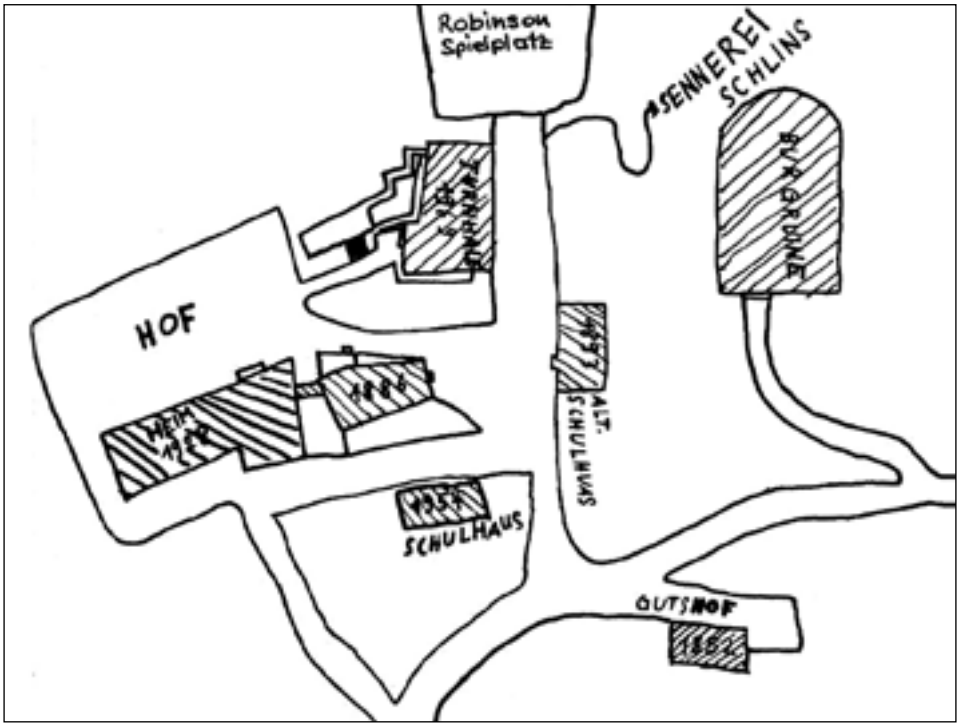



**Abb. 2:** Situationsplan des Areals am Jagdberg im Jahr 1975. Zu erkennen sind die bis dahin errichteten Gebäude. Einblick. Heimzeitung des Landes-Erziehungsheimes Jagdberg, 13. Ausgabe vom Dezember 1975, 15.

## 4. Geschlossene Heimarchitektur unter Kritik

Als Manfred Schnetzer im Oktober 1975 seine Reise nach Wien antritt, lebten 85 Buben am Jagdberg, die in eben jenem Haupthaus untergebracht waren, das 1928 errichtet worden war. Wohl waren in den 1950er- und 1960er-Jahren erste Verkleinerungen der Aufenthaltsräume und weitere kleinere Umbauten vorgenommen worden, aber die Struktur des Hauses war nach wie vor geprägt durch die großräumigen Schlaf- und Essenssäle. Diese großräumige Unterbringung und die Isolierung der Kinder und Jugendlichen in Großheimen war Anfang der 1970er-Jahre bereits in die öffentliche Kritik geraten, und in der Folge waren erste offene Wohngemeinschaften gegründet worden.[56] Schon 1964 hatte eine Pressekampagne gegen das Tiroler Mädchenheim in Kramsach das öffentliche Interesse an der Isolierung von Kindern und Jugendlichen in geschlossenen Anstalten geweckt und daran mitgewirkt, dass dieses Heim bereits 1971 geschlossen wurde.[57] Am Pranger standen desaströse Zustände bei

[56] Vgl. Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 132.
[57] Vgl. Mädchen in Not: Kramsacher Affären. Hört Fini einmal an, in: Echo vom 12.4.1964, 20/15.

der Unterbringung und Versorgung sowie die Erziehungspraktiken schlecht oder gar nicht geschulten Personals. In der Folge reagierte die Tiroler Landesregierung mit der Einrichtung des Psychologischen Dienstes beim Amt der Tiroler Landesregierung, der Etablierung von Erziehungsberatungsstellen[58] und der Gründung einer Wohngemeinschaft in der Cranachstraße.[59] 1972/73 vergab die Landesregierung mehrere Forschungsaufträge an die Universität Innsbruck und die Universität Salzburg. Eine Forschungsgruppe unter der Leitung des Professors Erwin Roth vom Psychologischen Institut der Universität Salzburg erstellte nach dreimonatigem Forschungsaufenthalt einen Bericht über den Zustand der Heime St. Martin und Kleinvolderberg und entwarf ein alternatives Modell.[60] Über den architektonischen Zustand des Heimes in Schwaz heißt es im Bericht:

> „Für den Zögling muß das Heim den aversiven Charakter einer gefängnisähnlichen Bewahranstalt verlieren; in dieser Tatsache liegt auch einer der Gründe für die Häufigkeit von Fluchten, die man durch abgesperrte Türen und vergitterte Fenster zwar einschränken, aber auf keinen Fall gänzlich verhindern kann. Bei jedem Ausgang oder jedem Urlaub wird sich der Jugendliche fragen, warum er wieder dorthin zurückgehen soll, wo er eingesperrt ist, wo es ihm gar nicht gefallen kann. Von dieser Warte aus gesehen, provoziert ein architektonisch derart ungünstig strukturiertes Heim wie Schwaz das Fluchtverhalten."[61]

Die Forschungsgruppe plädierte für die Verkleinerung der Schlafräume und die Schaffung von Intimbereichen für die einzelnen Kinder und Jugendlichen, denn es müsse schwer bezweifelt werden, so der Bericht, „ob sich unpersönliche und kalte Räume, Gänge und Hallen eines alten Steinhauses gerade dazu eignen, um schwer geschädigte Jugendliche zu resozialisieren". Die Kinder fänden sich lediglich damit ab, „weil sie keine andere Wahl haben, aber gerade dieses Verhalten ist gefährlich und nicht dazu geeignet, selbständiges Verhalten, Entscheidungs- und Kritikfähigkeit, Offenheit und emotionale Wärme zu fördern".[62] Die architektonische Umgestaltung sei auch in den bereits bestehenden Heimen möglich, so heißt es im Bericht weiter, mit dem Zusatz: „wenn auch mit viel Phantasie und Improvisationsgabe".[63] Dies zeige das Beispiel des Methodistenheimes in Linz, das die Forschungsgruppe als positives Beispiel erwähnte, da die dort untergebrachten Mädchen „sogar für jede Gruppe eigene Räume zum Kochen haben, Räume durch Zwischenwände abgeteilt, andere durch Stiegen verbunden".[64] Während die Salzburger Forschungsgruppe diese Zeilen schrieb, entstand in Wien ein Großheim, das in den Augen der Zeit aufgrund

---

58 Neben Innsbruck führte die Erziehungsberatung Sprechstunden in Imst, Landeck, Kitzbühel, Kufstein, Jenbach (seit 1989) durch. In Reutte und Telfs übernahmen private Vereine die Erziehungsberatung. Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 237.

59 Die Wohngemeinschaft war für entlassene Zöglinge aus dem Heim Kleinvolderberg gedacht.

60 Erwin Roth u. a., Soll-Modell zur Reorganisation der Heime Kleinvolderberg und St. Martin/Schwaz unter der Leitung von Prof. Erwin Roth, Bestand Klaus Madersbacher, archiviert am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck.

61 Roth, Soll-Modell (wie Anm. 60) 19.

62 Roth, Soll-Modell (wie Anm. 60) 20.

63 Roth, Soll-Modell (wie Anm. 60) 19–20.

64 Roth, Soll-Modell (wie Anm. 60) 20.

**Abb. 3:** Das 1928 erbaute Haupthaus am Jagdberg. Rechts im Hintergrund ist das Josefinum zu erkennen. Offizielle Fotografie aus dem Jahr 1957. Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 2, Fotoalbum 1957.

**Abb. 4:** Großräumiger Schlafsaal im Haupthaus am Jagdberg. Offizielle Fotografie aus dem Jahr 1957. Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 2, Fotoalbum 1957.

**Abb. 5:** Großräumiger Speisesaal im Haupthaus am Jagdberg. Offizielle Fotografie aus dem Jahr 1957. Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 2, Fotoalbum 1957.

seiner architektonischen Ausgestaltung Vorbildcharakter als Ersatz-Erziehungsort erlangte: die Stadt des Kindes, jener Ort, an dem im Oktober 1975 die Tagung über die Zusammenhänge zwischen Raum und Erziehung stattfand.

## 5. Die Stadt des Kindes

Auf 50.000 m² wurde am Rande Wiens, angrenzend an ein großes Parkgrundstück, der Bau des Architekten Anton Schweighofer realisiert, der 1969 als Siegerprojekt einer Wettbewerbsausschreibung der Stadt hervorgegangen und am 28. Juni 1974 eröffnet worden war. Das sozialpädagogische Konzept des Projekts ging auf die Initiative der sozialdemokratischen Gemeinderätin Maria Jakobi zurück und entstand als Alternativmodell zur geschlossenen Heimstruktur. Es sollte „der Aufnahme von Pflegekindern der Stadt Wien [dienen], die über eine längere Zeit bzw. bis zur Erwerbstätigkeit in der Betreuung der Stadt Wien bleiben".[65] „Die Betreuung dieser Kinder bzw. Jugendlichen findet", so hieß es in der Wettbewerbsausschreibung, „in verhältnismäßig kleinen, familienähnlichen Gruppen statt, die im Regelfall 10 Kinder und Jugendliche umfas-

[65] Eine außergewöhnliche Aufgabe – ein außergewöhnliches Ergebnis. Beschränkter Wettbewerb „Stadt des Kindes" in Wien, in: Bauen + Wohnen, 24/2 (1970) o. S.

sen. Entsprechend der Organisation einer Stadt ist die Kinderstadt als ein Modell einer solchen zu sehen. Daher sind bestimmte Funktionen zusammengefaßt und sollen modellmäßig einer Großstadt entsprechen."[66] Zu diesen Funktionen gehörten das Rathaus, das Freizeitzentrum, das Sportzentrum und das Wirtschaftszentrum. Die Wettbewerbsausschreibung sah vor, „das Areal weitläufig mit Pavillons zu bebauen".[67] Architekt Schweighofer wollte aber nicht nur eine Kinderstadt umsetzen, so schrieb der bekannte Architekturtheoretiker Jürgen Joedicke in einer zeitgenössischen Architekturkritik. Er wollte vielmehr „eine Anlage mit den Merkmalen städtischen Lebens" kreieren, bei der Wohnbereich und Gemeinschaftsbereich nicht separiert werden, sondern sich überlappen sollten. Zu seinem Konzept gehörte eine Gesamtanlage mit fünf mehrgeschossigen Wohnhäusern, der Weg zu den Gemeinschaftsräumen entsprach der Straße einer Stadt und wies Erlebnisbereiche und Kontaktmöglichkeiten auf. Daneben gab es vielfältige räumliche Nutzungsangebote, neben Spielflächen und Sportmöglichkeiten etwa auch eine Cafeteria und einen kleinen Zoo.

Dass dem Architekten von seinen Zeitgenossen vorgeworfen wurde, er sei mit der Bausubstanz verschwenderisch umgegangen, denn „dies sei eine Stadt für elitäre Kinder, nicht aber für Kinder, die aus milieugeschädigten Familien kommen",[68] erinnert an die Argumentation zu Gründungszeiten des Jagdbergs, dass Anstalten ohne jeglichen Luxus ihrem Zweck vollauf entsprechen würden. Eine Verschwendung von Baumaterial aber, so der Architekturkritiker Joedicke, sei nicht der Fall gewesen, Schweighofer sei sehr sparsam mit den Materialien umgegangen, lediglich mit räumlicher Phantasie sei nicht gespart worden, sodass der Bau vielfältige Möglichkeiten der Benutzung erlaubte. Die Frage sei nicht, ob diese Möglichkeiten alle genutzt würden, sondern ob „die Architektur zwar vielfältige Möglichkeiten anbietet, aber auch zu starke Zwänge enthält, die eigene Aktivitäten behindern".[69] Joedicke lobte die Stadt des Kindes resümierend mit den Worten, sie sei „ein Prototyp einer Stadt im Kleinen, von dem man sich wünscht, daß seine Ausstrahlung sich auch auf die Stadtplanung im Großen auswirken werde".[70]

In der räumlichen Umgebung der Stadt des Kindes fand, wie erwähnt, im Oktober 1975 die Tagung zur Beziehung zwischen Raum und Erziehung statt. Durch Schnetzers Besuche von Tagungen zur Heimerziehung unter anderem in Wien[71] und am Bundesinstitut für Heimerziehung in Baden bei Wien, das neben dem Institut für

---

66 Eine außergewöhnliche Aufgabe (wie Anm. 65) o. S.

67 Christian Kühn, Rationalistische Stadtfigur als Abbild einer besseren Welt, in: Anton Schweighofer. Der stille Radikale. Bauten. Projekte. Konzepte, hg. von Christian Kühn, Wien/New York 2000, 102–113, 102.

68 Jürgen Joedicke, Stadt des Kindes. Kinder in der Stadt, in: Bauen + Wohnen 29/1 (1975) 37–38, 38.

69 Joedicke, Stadt des Kindes (wie Anm. 68) 38. Schweighofer selbst sagte später in einem Interview: „Ich hatte damals eine große Sicherheit in mir. Ich weiß, was junge Menschen tun wollen und tun können. Und ich hatte Vertrauen, das ist ein wesentliches Merkmal von mir. […I]ch habe auch sehr viel Vertrauen in die Kinder gehabt, es gab Brüstungen, wo sie auch hinunterfallen hätten können. Aber es ist nie etwas passiert." Anton Schweighofer im Interview mit dem Fachmagazin architektur. Vgl. hierzu: http://www.architektur-online.com/aktuelles/1896-anton-schweighofer-nach-allen-seiten-offen (Zugriff 15.3.2016).

70 Joedicke, Stadt des Kindes (wie Anm. 68) 38.

71 In Wien veranstaltete das Jugendamt der Stadt am 20. und 21. Januar 1971 erstmals eine „Enquete für aktuelle Fragen der Heimerziehung" zum Thema „Probleme der Individualisierung und sozialen Integration der Heimerziehung".

**Abb. 6:** Blick in die zentrale Straße der Stadt des Kindes. Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Fotos des Presse- und Informationsdienstes, FC1: 74157/1.

Heimerziehung der Stadt Wien seit 1960/61 für die Ausbildung der ErzieherInnen einen ein- bzw. zweijährigen Lehrgang bot,[72] war Schnetzer mit dem Standard der Heimgeschichte seiner Zeit vertraut. Ein Austausch dürfte auch mit den zahlreichen PraktikantInnen erfolgt sein, die ihr theoretisches Wissen, das sie am Bundesinstitut für Heimerziehung erworben hatten, auf dem Jagdberg praktisch vertiefen konnten. Schnetzer betonte, dass die baulichen Sanierungsarbeiten am Jagdberg mit einer pädagogischen Umstellung von „Massenerziehung" zur „gruppen- bzw. familienähnlichen Erziehung" einhergehen müssten. Als Leiter der Arbeitsgruppe „Fürsorge- und Erziehungsheime des Österreichischen Berufsverbandes der Erzieher" schrieb er beispielsweise Folgendes, wohl mit Bezug auf Erving Goffmans 1961 veröffentlichtes Werk „Asylums", das 1973 in deutscher Sprache erschienen war und fortan die Handlungsfelder Sozialarbeit und -pädagogik sowie Sozialpsychiatrie, Antipsychiatrie stark beeinflusste:

> „Damit das Fürsorgeheim nicht den Charakter der totalen Institution bekommt, soll es baulich und organisatorisch möglichst familienhaft strukturiert sein. D. h. abgeschlossene Wohnweise – Haus oder Etage –, kleine überschaubare Gruppen – möglichst nicht mehr als zehn Kinder pro Gruppe. Die

[72] Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 213.

> Gruppe soll sich im eigenen Bereich, in den eigenen vier Wänden, frei und selbständig entfalten können. Dieses Eigenleben soll eine kultivierte Pädagogik gewährleisten. Um zukunftsorientierte Heimerziehung leisten zu können, muß pro Gruppe ein großzügiges Raumangebot bestehen, um die innere Differenzierung nach pädagogischen Gesichtspunkten zu ermöglichen."[73]

Eine „gute Familie" sei zwar nicht zu ersetzen, dennoch werde es „immer eine gewisse Anzahl von Kindern geben, für die ein qualifiziertes, baulich und personell optimal ausgestattetes Heim vorübergehend der beste Garant ist, ihr Recht auf eine angemessene Erziehung und Lebensvorbereitung zu sichern".[74] Schnetzer hielt, das lässt sich von dieser Argumentation ablesen, trotz der Kenntnis der Auswirkungen totaler Institutionen, wie sie Goffman beschrieb, das Heim als zentrale Institution der Ersatzerziehung für notwendig. Hierbei bekam er Unterstützung durch einen Besuch aus Hannover.

**Tab. 2:** Aufzeichnung von Manfred Schnetzer, Gruppenwohnhaus versus Anstalt.[75] Loses, maschinengeschriebenes Dokument, handschriftlich auf 1980 datiert. Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.

| **Gruppenwohnhaus** | **Anstalt** |
|---|---|
| – familienähnliche Wohnweise | – große Säle / „Massenbetrieb" |
| – abgeschlossener Wohnbereich, „eigene vier Wände" | – offene Raumstruktur / Gruppenbereich ungeschützt |
| – überschaubare kleine Gruppe | – Vermassung / alles auf einem „Haufen" |
| – keine störenden Einflüsse von „außen" | – Gruppe vielen Einflüssen ausgesetzt |
| – 3 fixe Erzieher (Bezugspersonen) pro Gruppe | – gruppenübergreifende Dienste, „Springer", Nachtdienst |
| – Betreuung „rund um die Uhr" d. d. Gr. – Erzieherteam | – unnatürlicher Wechsel d. Betr. am Abend (Nachtdienst) |
| – familienähnlicher Tagesablauf | – Anstaltsbetrieb |
| – Gruppe als soziales Lernfeld | – Gruppe kommt nicht richtig z. „Tragen" |
| – mehr Freiheit u. indiv. Spielraum f. d. einzelne Kind | – straffe Hausordnung |
| – mehr Möglichkeiten d. Erziehung zur Selbständigkeit und Eigenverantwortung | – stark reglementierter „Kasernenbetrieb" |
| – Erzieher lebt mit den Kindern im Alltag, „teilt" das Leben mit den Kindern | – Erzieher wird von den Kindern mehr als „Aufsichtsperson" erlebt u. gesehen |
| – Kinder fühlen sich in der kleinen Lebenseinheit mehr beheimatet | – Anstalt bedeutet für die Kinder nicht Heimat (Kein Intimbereich!) |
| – individuelle und menschliche Erziehung möglich | – Individualität der Kinder kommt zu „kurz" |

[73] Schnetzer, Arbeitsgruppe Fürsorge- und Erziehungsheime (wie Anm. 10) 16.
[74] Schnetzer, Bauliche Generalsanierung des Landesjugendheimes Jagdberg – Warum? (wie Anm. 4).
[75] Die Auflistung ist wahrscheinlich eine Anlage zum Dokument „Das Landesjugendheim Jagdberg – was ist das?", in dem der Jagdberg in drei Etappen vorgestellt wird: „Jagdberg heute – eine Bestandsaufnahme", „Wie ist das geworden – 25 Jahre Jagdberg im Rückblick", „Jagdberg morgen – Zukunftsperspektiven". Es handelt sich hierbei um eine Zukunftsvision, wie der Jagdberg von morgen ausschauen könnte, sofern bauliche und pädagogische Veränderungen Hand in Hand gehen.

## 6. Ein Besuch aus Hannover

Kehren wir zurück auf den Jagdberg. Dort war im Frühjahr 1976 der 1. Vorsitzende der „Arbeitsgemeinschaft für Erziehungshilfe (AFET) e. V".[76] aus Hannover, der Diplompsychologe Martin Scherpner, zu Besuch. Scherpner war seitens der Vorarlberger Landesregierung und im Einvernehmen mit dem Direktor beauftragt worden, eine gutachterliche Stellungnahme zu den baulichen Gegebenheiten auf dem Jagdberg abzugeben. Das Gutachten Scherpners ist auf den 7. April 1976 datiert. Er habe es nach eingehenden Gesprächen mit der Erzieherschaft, dem Schulleiter und dem Direktor sowie nach der Besichtigung des Heimes am 31. März 1976 verfasst. Darüber hinaus habe er mit Vertretern des Landesjugendamtes und der Lehranstalt für gehobene Sozialberufe in Bregenz weitere Gespräche geführt. Ihm lägen auch verschiedene Materialien wie Freizeitpläne, die Heimzeitschrift u. ä. vor, so heißt es im Gutachten. Scherpner kannte nach eigenen Angaben die Heimerziehung in der Bundesrepublik aufgrund seiner vieljährigen Tätigkeit als Erziehungsleiter in einem staatlich geführten Erziehungsheim bestens.[77] Seinem Gutachten zufolge verfügte das Heim über ein „sehr großes, landschaftlich ungewöhnlich schön gelegenes Gelände in einer gewissen räumlichen Distanz zu den stärker städtischen und stärker industrialisierten Gebieten Vorarlbergs". Alle wesentlichen Baulichkeiten für eine funktionale Heimerziehung seien gegeben. Das Hauptgebäude aber, das 1928 gebaut wurde, sei von seiner Konzeption her veraltet:

> „[E]s ist – den damaligen Vorstellungen von Heimerziehung entsprechend – für eine große Anstaltsgemeinschaft konzipiert, die eine strenge Gruppenteilung nicht ermöglicht: das Essen findet in einem Gemeinschaftssaal statt, Wohn- und Schlafbereiche sind getrennt, eine grenzfeste Abtrennung von Gruppen, wie sie für eine moderne, gruppenpädagogisch orientierte Heimerziehung notwendig wäre, ist aus baulichen Gründen nicht möglich. Die vorhandene Bausubstanz kann nicht durch Umbauten so gestaltet werden, daß zeitgemäße räumliche Bedingungen geschaffen werden können."[78]

Die Generalsanierung des Landeserziehungsheimes Jagdberg bedeute „eine gewisse Umstellung des pädagogischen Tuns", was vor allem eine stärkere Öffnung des Heimes umfasse, dessen sei sich auch die Erzieherschaft bewusst, so Scherpner. Bedingt durch die abgelegene Lage müsse das Heim stärker in die Öffentlichkeit integriert werden: Vom Besuch öffentlicher Schulen über Lehrverhältnisse außerhalb des Heimes und der Nutzung städtischer Gegebenheiten sowie der Lösung von infrastrukturellen Problemen bis hin zu großzügigeren Taschengeldregelungen reichen seine Vor-

---

[76] Heute AFET – Bundesverband für Erziehungshilfe e. V., siehe: http://www.afet-ev.de/ (Zugriff 11.4.2016). Vgl. hierzu: Martin Scherpner / Christian Schrapper, 100 Jahre AFET – 100 Jahre Erziehungshilfe 1906–2005, Hannover 2006.

[77] Scherpner war von 1966 bis 1969 stellvertretender Erziehungsleiter und von 1969 bis 1976 Erziehungsleiter und stellvertretender Direktor des Landesjugendheims Göttingen. Vgl. Margret Kraul / Dirk Schumann / Rebecca Eulzer / Anne Kirchberg, Zwischen Verwahrung und Förderung. Heimerziehung in Niedersachsen 1949–1975, Leverkusen und Opladen 2012.

[78] Martin Scherpner, Gutachtliche Stellungnahme vom 7. April 1976, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.

schläge. Daneben könne es eine Öffnung des heiminternen psychologischen Dienstes für die Zusammenarbeit mit der regionalen Erziehungsberatung geben. Der Umbau könne nicht isoliert gesehen werden, sondern müsse „als Teil einer Neustrukturierung des Systems der Erziehungshilfen für männliche Jugendliche in Vorarlberg betrachtet werden". Es biete sich an, das Landeserziehungsheim „als Zentrum eines Netzes von differenzierten Hilfsmaßnahmen zu konzipieren", das in einem zweiten Schritt auch ähnlich für Mädchen in Vorarlberg aufgebaut werden könne. Vor koedukativen Modellen von älteren Kindern und Jugendlichen warnte Scherpner allerdings aufgrund seiner Erfahrung. Konkret schlug er folgende Umstrukturierungen vor: Das Heim solle unter 100 (als untere Grenze 60) Plätze aufweisen. „Eine Heimgröße unter 100 Plätzen ermöglicht bei entsprechender Infrastruktur eine Atmosphäre, die keinen ‚Anstaltscharakter' und keine Defizite einer ‚totalen Institution' aufkommen läßt." Dies könne durch die „Planung einzelner Gruppenhäuser in familienähnlicher Baustruktur" erreicht werden, möglich wäre eine größere Anzahl von Einzelzimmern. Die Gruppengrößen sollten zwischen acht und zwölf Plätzen betragen.

Die Umbauten sollten laut Scherpners Gutachten auch die angeschlossene Schule tangieren: In der Schule sei durch die baulichen Erweiterungen „die Gelegenheit zur Entwicklung differenzierterer und individualisierenderer Unterrichtsformen" gegeben. Ein Heimpsychologe sowie ein Sozialarbeiter als Außenfürsorger sollten installiert werden. Eine polytechnische oder heilpsychologische Werkstätte sei zu erwägen, wobei bereits schulpflichtige Kinder an verschiedene Werkmaterialien und einfache Arbeitsvorgänge herangeführt werden könnten. Eine geschlossene Gruppe sollte es nicht geben, da das Heim unter anderem durch die geographische Lage darauf verzichten könne. Sie werde leicht als eine Art „Strafinstanz" aufgefasst oder von den einweisenden Behörden missbraucht. Dagegen sollten ausreichend Einzelzimmer zur Verfügung stehen: „gemeint sind also nicht ‚Besinnungsstübchen' o. ä., sondern Isolierungsmöglichkeiten für die Kinder in ihrer eigenen ‚Intimsphäre'", so Scherpner weiter. Auf die Weiterführung des Großheimes könne aber, so war sich Scherpner in seinem Gutachten sicher, „auch langfristig – nicht verzichtet werden, da Heimerziehung – vor allem bei einer heilpädagogisch-therapeutischen Konzeption – methodische Hilfen zu geben vermag, die offene Betreuungsformen nicht leisten können".[79]

## 7. Der Neubau am Jagdberg

Am 12. April 1977 beschloss die Vorarlberger Landesregierung die Generalsanierung des Jagdbergs. Bei der Budgetbesprechung im Landesjugendheim vom 16. Oktober 1979 wurde vereinbart, dass der Umbau im Wesentlichen drei Bauetappen umfassen werde: erstens einen Neubau von vier gruppenähnlichen Wohnhäusern, zweitens die

[79] Diese Stelle wurde wohl von Schnetzer am Rand mit Rufezeichen versehen. Vgl. zu Scherpners Einschätzung der geschlossenen Unterbringung von jungen Menschen: Martin Scherpner, Die Behandlung besonders problembeladener junger Menschen im Rahmen der öffentlichen Erziehung, in: Unsere Jugend 32/1 (1980) 10–14. Hier argumentiert er, dass die geschlossene Unterbringung von Experten widersprüchlich argumentiert werde: „Neue, phantasievolle Hilfen für besonders problembeladene junge Menschen im Rahmen der öffentlichen Erziehung und geschlossene Formen der Heimerziehung schließen sich nicht gegenseitig aus." Ebd., 13.

Sanierung des alten Hauptgebäudes und Unterbringung von zwei Gruppeneinheiten, drittens die Schaffung von Gruppenapartments. Im Mai 1980 wurde ein Wettbewerb für die geplanten Umbauarbeiten des Heimes ausgeschrieben. In ihrer Sitzung vom 16. Juni 1981 genehmigte die Vorarlberger Landesregierung den ausgewählten Wettbewerbsentwurf und beauftragte den Diplomingenieur Norbert Schweitzer und seine Partner mit der Umsetzung des Projektes. Baubeginn war der 11. November 1982.[80] Die Dokumente in den Handakten des Heimleiters zeigen, dass Schnetzer bemüht war, den kostenintensiven Neubau zu begründen. Im Oktober 1984, kurz vor dem Umzug in die neuen Gebäude, greift er abermals das Schlagwort der *Gebauten Pädagogik* auf, das er bereits im Juli 1975 in der Begründung für seine Reise nach Wien in die Stadt des Kindes verwendet hatte. Er schreibt:

> „Unsere zum Teil schwer gestörten Kinder haben vor allem Defizite in ihrer Persönlichkeitsentwicklung, in ihrer Sozialisierung und im zwischenmenschlichen Bereich aufzuweisen, die nur in einem auch in baulicher Hinsicht funktionstüchtigen Heim bewältigt und kompensiert werden können. Für affektlabile, aggressive und neurotische Kinder bedeutet die baulich bedingte Vermassung eine neue Herausforderung, eine Streßsituation, in der sie seelisch kaum gesunden können. Viele Probleme und Konflikte beim einzelnen Kind, aber auch in den Gruppen und zwischen den Erziehern sind nachweisbar einzig und allein die Folge davon, daß alle in der baulich veralteten Anstalt auf einem ‚Haufen' leben müssen und sich nicht in einen geschützten eigenen Wohn- und Lebensbereich zurückziehen können."[81]

Dieser Missstand solle durch den Neubau beseitigt werden. Schnetzer versichert: „Alle ‚Jagdberger', Erwachsene und Kinder, warten sehnsüchtig auf den Umzug in die sehr schönen neuen Gruppen-Wohnhäuser."[82] Umgesetzt wurde ein bogenförmiger Komplex, der die vier geplanten Gruppenhäuser unter einem Dach vereinte. Das Heim bot nach dem Umbau Platz für 50 Kinder und Jugendliche. Diese waren auf vier altersgemischte Schülergruppen (6–11 Kinder) und eine Wohngemeinschaft für Jugendliche (6–8 Jugendliche) aufgeteilt.[83] Die Wohngemeinschaft wurde im ehemaligen Haupthaus untergebracht. Dieses Gebäude wurde am 6. September 1986 aufgrund von Brandstiftung durch ein ehemaliges Heimkind völlig zerstört[84] und daraufhin neu errichtet.

---

80 Manfred Schnetzer, Bericht vom 27.5.1983, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.

81 Vgl. Bauliche Generalsanierung des Landesjugendheimes Jagdberg – Warum? (wie Anm. 4).

82 Vgl. Bauliche Generalsanierung des Landesjugendheimes Jagdberg – Warum? (wie Anm. 4).

83 Landesjugendheim Jagdberg, Dokument handschriftlich datiert auf 1986, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1. Das Dokument fasst tabellenförmig wichtige Informationen zu den pädagogischen und räumlichen Angeboten in Heim und Schule zusammen.

84 Ein Brandstifter hat im Erziehungsheim Jagdberg gezündelt!, in: Kurier vom 7.9.1986. Zeitungsausschnitt im Handaktenbestand von Manfred Schnetzer, Sch. 1. Das Heim hatte in seiner Geschichte bereits mehrere Brände erlebt. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1913 war das Stallgebäude durch einen Brand zerstört worden. Vgl. Vorarlberger Volksblatt vom 18.1.1914, 5. Das große Ökonomiegebäude, das schon 1913 abgebrannt war, wurde erneut 1934 durch einen Brand zerstört, samt Inventar und Vorräten. Siehe hierzu: Manfred Schnetzer, Jagdberg. Von der Rettungs-Anstalt zum Landesjugendheim Jagdberg 1885–1995 (wie Anm. 48).

**Tab. 3:** Das Raumprogramm für eine „Lebensgruppe“ im Neubau am Jagdberg. Handakten Manfred Schnetzer.[85]

| **Das Raumangebot für eine „Lebensgruppe“ umfaßt:** |
|---|
| 1 Wohnzimmer (getrennt in Fernseh- und Spielecke)<br>1 Lern- bzw. Lesezimmer für Stillbeschäftigungen<br>1 Eßzimmer<br>1 Küche<br>1 Erzieher-Dienstzimmer<br>und die Wohn-Schlafzimmer für die Buben<br>(3 Dreibettzimmer und 2 Einzelzimmer) |
| **Pädagogisches Personal:** |
| 1 Heimleiter<br>1 Psychologe/Erziehungsleiter<br>1 pädagogische Einzelbetreuerin<br>15 Gruppenerzieher(innen) |

**Abb. 7:** Das Gebäudeensemble am Jagdberg nach den Neubaumaßnahmen. Im Vordergrund ist der bogenförmige Neubau, bestehend aus vier Gruppen-Wohnhäusern, zusammengeführt in einem Gesamtkomplex, zu sehen. Handakten Manfred Schnetzer, Foto Landes-Jugendheim Jagdberg 1985.

[85] Schnetzer, Jagdberg. Von der Rettungs-Anstalt zum Landesjugendheim Jagdberg (wie Anm. 48).

Der Neubau wurde 1985 feierlich eröffnet. Zur Eröffnungsfeier wurde auch Martin Scherpner eingeladen, der 1976 das bauliche Gutachten über den Jagdberg verfasst hatte. In einem auf den 24. Juni 1985 datierten Schreiben an den Landesrat Fredy Maier dankt er herzlich für die Einladung. Er sei soeben von der Eröffnungsfeier des neuen Heimtraktes zurückgekehrt. Mit dem Bau, der „sowohl in konzeptioneller wie auch in architektonischer Hinsicht dem Vergleich mit anderen entsprechenden Einrichtungen im In- und Ausland" standhalte, habe das Land Vorarlberg „in vorbildlicher Weise seine Hilfekette im Rahmen der Erziehungshilfe geschlossen". Und Scherpner weiter: „Noch selten habe ich ein Heim gesehen, das in dieser Weise individuell für jede Gruppe, aber auch insgesamt für das gesamte Heim ein derart atmosphärisch geschlossenes ‚Gesamtkunstwerk' darstellt."[86]

**Tab. 4:** Baumaßnahmen an der Erziehungsanstalt am Jagdberg von den Sanierungsplänen in den 1970er-Jahren bis 1992. Eigene Zusammenstellung.

| Jahr | Baumaßnahmen |
|---|---|
| 1972 | Die Sanierungs- und Umbaumaßnahmen werden beantragt.[87] |
| 1977 | Start der Neubaupläne durch Beschluss der Vorarlberger Landesregierung.[88] |
| 1978 | Einweihung des neuen Sportplatzes.[89] |
| 1980 | Ausschreibung eines Wettbewerbs für die geplanten Umbauarbeiten des Heimes.[90] |
| 1981 | Die Vorarlberger Landesregierung genehmigt den preisgekrönten Wettbewerbsentwurf und beauftragt den Diplomingenieur Norbert Schweitzer und seine Partner mit der Umsetzung des Projektes.[91] |
| 1982 | Die erste Wohngemeinschaft im Großheim am Jagdberg wird eingerichtet.[92] Grundsteinlegung der vier neuen Gruppenhäuser am 11. November.[93] |
| 1986 | Zerstörung des 1928 gebauten Haupthauses durch Brandstiftung am 6. September.[94] |
| 1988 | Genehmigung des Wiederaufbaus des ehemaligen Haupthauses durch die Vorarlberger Landesregierung.[95] |
| 1992 | Das Gebäude des ehemaligen Haupthauses, jetzt Altbau genannt, wird neu errichtet und als Verwaltungs- und Therapiebereich bezogen.[96] |

86 Martin Scherpner, Dankesschreiben an Landesrat Fredy Mayer, vom 24.6.1985, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.
87 Schnetzer, Bericht vom 27.5.1983 (wie Anm. 80).
88 Bericht (an die Abt. IIIa Finanzen): Landes-Jugendheim Jagdberg, Generalsanierung, Raumprogramm und Planungsauftrag vom 21.3.1977, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.
89 Manfred Schnetzer, Manuskript zur Festrede vom 27.8.1978, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.
90 Schnetzer, Bericht vom 27.5.1983 (wie Anm. 80).
91 Schnetzer, Bericht vom 27.5.1983 (wie Anm. 80).
92 Schnetzer, Jagdberg. Von der Rettungs-Anstalt zum Landesjugendheim Jagdberg (wie Anm. 48).
93 Schnetzer, Bericht vom 27.5.1983 (wie Anm. 80).
94 Ein Brandstifter hat im Erziehungsheim Jagdberg gezündelt! (wie Anm. 84).
95 Vgl. VLA, LJHJ, Allgemeines, A11, Protokoll über die Erzieherbesprechung vom 9.5.1988.
96 Vgl. VLA, LJHJ, Allgemeines A72, Konzept, Leitbild, Grundsätze, Situationsbericht über das Landes-Jugendheim Jagdberg vom 17.12.1993, 1.

**Abb. 8:** Ausschnitt des Rundbogens mit den vier Gruppenhäusern. Ähnlich wie in der Stadt des Kindes in Wien arbeitete der Architekt mit dem Element vieler kreisrunder Öffnungen. Aufnahme von 2014 bei einer Besichtigung der sozialpädagogischen Schule und des angeschlossenen sozialpädagogischen Internats, das am Jagdberg seit 2003 untergebracht ist, nachdem der Komplex 1999 privatisiert und vom Vorarlberger Kinderdorf übernommen wurde. Foto: Christine Jost.

## 8. Die Jagdberg-Diskussion

Während Schnetzer und Scherpner den Neubau am Jagdberg lobten, äußerten sich kritische Stimmen zu den baulich ambitionierten Großheimstrukturen. In der Kulturzeitschrift „Wiener Tagebuch" schrieb der Journalist Hubert Friesenbichler bereits im offiziellen Eröffnungsmonat des Heims, im Juni 1974, die Stadt des Kindes sei ein „Musterbeispiel dafür, wie man es nicht machen hätte dürfen". Die „ersten praktischen Erfahrungen beweisen", so fuhr er fort, „daß die Heimgröße die Durchführung begrüßenswerter pädagogischer Richtlinien behindert."[97] Im Herbst 1974 veröffentlichte die Wiener Lyrikerin und Essayistin Heidi Pataki in der September/Oktober-Ausgabe des „Neuen Forums" in der Rubrik „Erziehung" einen Artikel mit dem Titel

[97] Hubert Friesenbichler, Bemerkungen über die „Stadt des Kindes", in: Wiener Tagebuch 6 (1974) 21–24, 23.

„Kulissenstadt".[98] Bei allen Zugeständnissen zur baulichen Leistung des Architekten Schweighofer kommentierte Pataki den Bau folgendermaßen:

> „Architekten sind keine Dialektiker. Große schräge Glasdächer sind gewiß nützlich – sie machen die Wohnung hell, man kann in den Himmel schauen, doch ebenso wird man vom Himmel auch bewacht. Die vielen kreisrunden Löcher, die Ein-, Aus-, und Durchblicke in der ‚Stadt des Kindes' sind gewiß vorhanden, um vergessen zu machen, daß es Mauern gibt: man guckt hindurch, gleichzeitig kann man aber auch von überall gesehen werden. Ein Architekt müßte wissen, daß die Dinge sich in ihr Gegenteil verkehren können, sich gegen den Erbauer oder den Benützer wenden."[99]

In Vorarlberg äußerte das Institut für Sozialdienste (IfS), heute eine der wichtigsten Sozialinstitutionen Vorarlbergs,[100] ähnliche Bedenken an der Großheimstruktur des Jagdbergs. Am 15. April 1982, also noch in der Planungsphase des Neubaues, nahm das Institut Stellung zur „Jagdberg-Diskussion", bzw. zur „Frage der baulichen Veränderungen und des pädagogischen Konzeptes".[101] Bei einer Besichtigung des Jagdbergs und in Gesprächen sei seitens des Direktors die Unmöglichkeit einer zeitgemäßen pädagogischen Betreuung in den alten Gebäuden hervorgehoben und der Bauplan der Anlage im „Pavillon-System" vorgelegt sowie um Stellungnahme gebeten worden. Ebenso fragte der Direktor nach der Meinung des Instituts zu den „pädagogisch-psychologischen Bedingungen, die ein Heim erfüllen müßte, daß es aus der Sicht der Erziehungs-/Jugendberatung am Institut bejaht werden kann".[102] Das Urteil des Instituts sah folgendermaßen aus:

> „Der vorliegende Plan entspricht den allgemeinen Vorstellungen, die vor 10 Jahren im Hinblick auf eine zeitgemäße Heimerziehung bestanden. Diese Vorstellungen wurden inzwischen revidiert, sodaß der vorliegende Plan eher den Abschluß als den Beginn einer Entwicklung darstellt."[103]

---

98 Heidi Pataki, Kulissenstadt. Werden die Wohltäter erschossen?, in: Neues Forum 249/250 (1974) 53–55.

99 Pataki, Kulissenstadt (wie Anm. 98) 55.

100 Das 1971 gegründete „Institut für Sozialdienste" ist eine „privatrechtliche Arbeitsgemeinschaft, welche sich die Beratung, Betreuung und schließlich Therapie von Jugendlichen, Familien, Ehepartnern und Behinderten zum Ziel gesetzt hatte". Wanner/Spies, Kindheit und Jugend in Vorarlberg (wie Anm. 13) 426, vgl. zum Sozialwesen speziell 424–429. Das IfS übernahm nach seiner Gründung zunehmend die Aufgabe der Abteilungen Jugendfürsorge der Bezirkshauptmannschaften. Der Verein schlug einen neuen Weg in der Jugendfürsorge ein. Es wurden Beratungsdienste eingerichtet, Beratungsstellen geschaffen und Jugendwohngemeinschaften eröffnet. 1972 entstand als Alternative zu den geschlossenen Einrichtungen eine erste offene Wohnung für Mädchen in Bregenz. 1979 wurde in Hard die erste Wohngemeinschaft für Buben gegründet. Das IfS übernahm auch zunehmend die Nachbetreuung der Kinder, die aus dem Jagdberg entlassen wurden. Ralser u. a., Das System der Fürsorgeerziehung (wie Anm. 2) 365.

101 Institut für Sozialdienste, Beitrag zur Jagdberg-Diskussion. Erziehung im therapeutischen Milieu aus der Sicht der psychologischen Beratungsarbeit, 15. April 1982, Handakten Schnetzer, Sch. 1, 2.

102 Institut für Sozialdienste, Beitrag zur Jagdberg-Diskussion (wie Anm. 101) 3.

103 Ebd.

Inzwischen sei vor allem durch die Errichtung ambulanter sozialer Dienste, sozialpädagogischer Wohngemeinschaften, den Aufbau eines Heilpädagogischen Zentrums[104] und Veränderungen im Vorarlberger Pflegekinderwesen überhaupt die Frage nach dem Bedarf eines Erziehungsheimes aktuell. In Zukunft seien Hilfestellungen notwendig, so die Meinung des Instituts, „die sich durch Vielseitigkeit und Flexibilität auszeichnen und die den Aspekt der Therapie mit dem Ziel der Wiedereingliederung in [den] Vordergrund stellen".[105]

Das Institut erinnert in seinem Bericht an die Anfänge der Heimerziehung im 19. Jahrhundert, deren Ziel es gewesen sei, „in einem ‚männlichen Milieu' eine Anpassung an die gegebenen Normvorstellungen zu erreichen".[106] Dass es in Vorarlberg immer noch lediglich ein Bubenheim gäbe, werfe „nicht nur Fragen nach dem Realitätscharakter einer solchen Erziehung" auf, sondern übersehe auch „die Wichtigkeit der psycho-sexuellen Entwicklung im Sinne eines realen Austauschs zwischen den Geschlechtern".[107] Die Kritik des Instituts richtet sich gegen den sehr allgemein gefassten Begriff der Verwahrlosung, dem sich die baulichen Gegebenheiten anpassten: „Die kindliche Verwahrlosung wurde als Fehlen einer inneren Ordnung gesehen, der man damit begegnen wollte, daß man Kinder in einer straffen äußeren Ordnung, in eigens dafür eingerichteten Anstalten erzogen hat." Eine nicht genügend beachtete systemische Sichtweise, die das Kind in der Gesamtheit seiner Familiensituation betrachtet, die Herausnahme des Kindes aus seiner gewohnten Umgebung und die örtliche Isolation und Kumulation verhaltensgestörter Kinder, führe zwangsläufig zu einer „Verselbständigung institutioneller Bedürfnisse und zur Herstellung eines restriktiven Milieus".[108] Das abschließende Urteil des Instituts lautet schließlich, dass Erziehungsheime „herkömmlicher Art, auch wenn es sich um moderne Einrichtungen handelt", modernen sozialpädagogischen Anforderungen nicht standhalten, „da der Aspekt der Therapie im Vordergrund stehen müßte".[109]

Mit dieser Einschätzung war das IfS nicht allein. Der Abteilungsvorstand der Abteilung IVa (Landesjugendamt) im Amt der Vorarlberger Landesregierung Hermann Girardi warf bei einem Vortrag Anfang der 1980er-Jahre die Frage auf, „ob es überhaupt sinnvoll ist, unsere Klienten in Anstalten unterzubringen, oder ob es nicht besser wäre, die Anstalten und Heime, so wie wir sie heute haben, aufzulösen. Mir stellt sich immer wieder die Frage, ob letztlich die Probleme nur dadurch gelöst werden können, dass wir das Vorfeld sanieren."[110] Was das IfS und Girardi ansprechen, nimmt jene Grundsätze vorweg, die gut 20 Jahre später in der sogenannten Wiener Heimreform 2000 umgesetzt werden: Schließung der Großheimstrukturen, Wohnhäuser im Nahraum, koedukative Erziehungsmethoden, männliche und weibliche Erzieher, heilpädagogische, medizinische und psychotherapeutische Angebote, thera-

---

104 Im Heilpädagogischen Zentrum Carina wurden Kinder bis zum Alter von zehn Jahren zur Diagnose und Therapie aufgenommen.
105 Institut für Sozialdienste, Beitrag zur Jagdberg-Diskussion (wie Anm. 101) 4.
106 Ebd.
107 Institut für Sozialdienste, Beitrag zur Jagdberg-Diskussion (wie Anm. 101) 5.
108 Ebd.
109 Institut für Sozialdienste, Beitrag zur Jagdberg-Diskussion (wie Anm. 101) 6.
110 Vortrag Hermann Girardi, Manuskript handschriftlich datiert auf 1983, Handakten Manfred Schnetzer, Sch. 1.

peutische Arbeit mit den Familien des Kindes.[111] Während der Jagdberg als letztes der westösterreichischen Großheime 1999 schließt, wurden im Zuge der Heimreform 2000 auch die vier relevanten Großheime der Stadt Wien geschlossen.[112] Unter ihnen die Stadt des Kindes.[113]

## 9. Raum und Erziehung: offene Fragen

Wenngleich die Heimgeschichte seit den großen öffentlichen Debatten rund um die Geschichte der Fremdunterbringung wissenschaftlich bearbeitet wird,[114] ist die stringente Untersuchung des Fürsorgesystems hinsichtlich der baulichen Struktur der betreffenden Institutionen als Forschungsdesiderat zu formulieren.[115] Die Frage nach der Bedeutung der materiellen Grundlagen für die Fürsorgeerziehung ist einzuord-

---

111 Vgl. Institut für Sozialdienste, Beitrag zur Jagdberg-Diskussion (wie Anm. 101) 7.

112 Neben der Stadt des Kindes wurden auch das Charlotte-Bühler-Heim, das Heim Hohe Warte und das Julius-Tandler-Heim geschlossen. Die Jugendlichen wurden aus den Großheimen ausgelagert und in stadtteilbezogenen Wohneinheiten untergebracht. Die Stadt wurde in sechs sozialpädagogische Regionen und zwei „Überregionen" für männliche bzw. weibliche Jugendliche eingeteilt. Krisenzentren klären seither die Fragen der Unterbringung im Vorfeld ab. Wesentliches Schlüsselziel der Heimreform war die sozialräumliche Verortung durch Regionalisierung, die sicherstellen sollte, dass die Probleme der Jugendlichen dort gelöst werden, wo sie entstehen, so Maria Kurz-Adam: „Wenn die Kinder und Jugendlichen für eine begrenzte Zeit nicht in ihren Ursprungsfamilien leben können, dann soll der Lebensraum und die Lebensweise der Erziehung ‚am anderen Ort' den Verhältnissen einer familiären Lebensform gleichen. Dazu gehört vor allem, dass die Kinder und Jugendlichen in eine externe Schule, möglichst in die gleiche Schule wie bisher gehen und die Kontinuität der schulischen Bezugspersonen gewährleistet wird. Dabei kann in der Regel auch der Umgang mit Freunden leichter erhalten bleiben. Auch andere räumliche Bezüge und Gelegenheitsstrukturen, wie Verkehrsanbindungen, bekannte Geschäfte, Jugendtreffs und Freizeitangebote können durch die Regionalisierung des Angebots erhalten bleiben und eine Rückführung in die Ursprungsfamilie erleichtern." Maria Kurz-Adam u. a., Die Wiener Heimreform „Heim 2000" und ihre Wirkungen – ein Beispiel für die sozialräumliche Organisationsform der Heimerziehung, in: Pädagogischer Rundbrief, Juli/August/September 3 (2005) 17–26, 19.

113 2008 wurde ein Großteil der Stadt des Kindes, unter großem Protest der Bevölkerung, abgerissen, sie musste einer Wohnanlage weichen. Schwimmbad und Sporthalle wurden in das neue Projekt integriert. Vgl. Walter Stelzhammer / Peter Weber, Erweiterung und Sanierung „Stadt des Kindes", http://www.nextroom.at/building.php?id=36110 (Zugriff 26.4.2016).

114 Für Österreich (jeweils mit weiterführender Literatur): Reinhard Sieder / Andrea Smioski, Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien, Innsbruck u. a. 2012; Ingrid Bauer u. a., Abgestempelt und ausgeliefert. Fürsorgeerziehung und Fremdunterbringung in Salzburg nach 1945, Innsbruck u. a. 2013. Für Deutschland siehe etwa das Projekt „Heimerziehung in Jugend- und Erziehungsheimen des Landeswohlfahrtsverbands Hessen in den Jahren 1953–1973" unter der Leitung von Prof. Mechthild Bereswill in Kassel, http://www.lwv-hessen.de/files/272/Forschungsbericht_Heimerziehung.pdf (Zugriff 26.4.2016). Für die Schweiz vgl. etwa das Projekt „Placing Children in Care — Child Welfare in Switzerland 1940–1990", Universität Zürich und Fachhochschule Nordwestschweiz unter der Leitung von Prof. Gisela Hauss, http://web.fhnw.ch/plattformen/placing-children-in-care/ (Zugriff 26.4.2016).

115 Erste Ansätze aus der Sicht eines Kunsthistorikers liefert Niels Büttner, Architectura docet – Vom erzieherischen Wert der Architektur, in: Heimerziehung. Kontexte und Perspektiven, hg. von Thomas Gabriel / Michael Winkler, München und Basel 2003, 63–73. Vgl. auch Carola Groppe, Erziehungsräume, in: Mensch und Ding. Die Materialität pädagogischer Prozesse, hg. von Arnd-Michael Nohl / Christoph Wulf, Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Sonderheft 25 (2013) 59–74.

nen in den in Kultur- und Sozialwissenschaften verortete neue Interesse an Raum und Materialität, das auch die erziehungswissenschaftliche Debatte rund um die Frage nach der Bedeutung des Raums für Erziehung und Bildung angeregt hat.[116] Martin Nugel hat vor kurzem aufgezeigt, wie eng Architektur und Erziehung miteinander verwoben sind.[117] Er stellt fest, dass auf die Kategorie des Raums fokussierte erziehungswissenschaftliche Studien zum einen die Wirkung des konkreten Raums auf dessen BewohnerInnen zu untersuchen haben, daneben gelte es, die „diskursiven und theoretischen Wissenspraktiken zu hinterfragen, mit denen bestimmte Raumordnungen überhaupt erst generiert, etabliert und sedimentiert werden".[118] Beide Aspekte kommen am hier dargestellten Beispiel der Architektur des Erziehungsheimes am Jagdberg zum Tragen. Die architektonische Ausgestaltung des Heimes wirkte nachweislich auf die hier untergebrachten Kinder ein und gestaltete vielfach die Gewaltförmigkeit ihrer Heimunterbringung mit.[119] Die Diskussionen um die baulichen Veränderungen entfalteten sich entlang der Debatte, die Manfred Schnetzer mit der Gegenüberstellung Gruppenwohnhaus versus Anstalt auf den Punkt brachte. Die Debatte war in den 1970er-Jahren bei Weitem nicht neu. Bereits 1913 wurde die Anstaltsarchitektur im Saalsystem am Zweiten Jugendschutzkongress als rückläufig beschrieben. Im Bericht zu den Ergebnissen des Kongresses wird die als „Kasernensystem" bezeichnete Anstaltsorganisation dem „Familiensystem" gegenübergestellt, das als „höhere Form der Anstaltserziehung"[120] zu bezeichnen, aber aufgrund hoher Bau- und Personalkosten schwer umzusetzen sei.[121]

Das von Heimleiter Schnetzer zusammengestellte Quellenensemble, seine Handakten, dokumentieren sein Bemühen über zwei Jahrzehnte hindurch, eine als familienähnlich bezeichnete Wohnweise am Jagdberg umzusetzen. Dass die Umsetzung erst in den 1980er-Jahren gelang, kann als „verspätete Modernisierung" gedeutet werden. Diesen Begriff prägten Sarah Banach u. a. in ihrer Studie zur Heimerziehung des Rheinlandes für das spezifische Zusammenwirken von Strukturproblemen und „mentalen Verzögerungseffekten", die zur Verspätung von Reformen führten.[122] Hieran anschließend lässt sich aus der Retrospektive und vor dem Sachverhalt, dass der Jagdberg als Letztes der westösterreichischen Großheime, aber nur wenige Jahre nach der Fertigstellung des Neubaus, geschlossen wurde, die Frage stellen, ob die bauliche Umstrukturierung die Modernisierung am Jagdberg letztlich wirklich förderte. Oder

---

116 Vgl. als Überblick Jörg Döring / Tristan Thielmann (Hg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008; Stephan Günzel (Hg.), Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart 2010.

117 Martin Nugel, Erziehungswissenschaftliche Diskurse über Räume der Pädagogik. Eine kritische Analyse, Wiesbaden 2014.

118 Nugel, Erziehungswissenschaftliche Diskurse (wie Anm. 117) 29.

119 Vgl. hierzu Leitner, Sonderorte ländlicher Kindheiten (wie Anm. 3).

120 Kommissionsbericht zit. nach Müller, Die Vorbereitung und Durchführung des Gesetzes über die Fürsorgeerziehung (wie Anm. 23) 109.

121 Wilibald Müller in der 2. Sitzung am 5. September 1913, Protokoll über die Verhandlungen des Zweiten Österreichischen Kinderschutzkongresses in Salzburg, 4. bis 6. September 1913 (Schriften des Zweiten Österreichischen Kinderschutzkongresses, Salzburg 2), Wien 1913, 117–118.

122 Sarah Banach / Andreas Henkelmann / Uwe Kaminsky u. a. (Hg.), Verspätete Modernisierung. Öffentliche Erziehung im Rheinland – Geschichte der Heimerziehung in Verantwortung des Landesjugendamtes (1945–1972), Essen 2011, 550.

verschleppten die Baumaßnahmen die Auflösung des bereits überholten Modells des Großheims insgesamt eher, sprich: Wirkte der Umbau sogar strukturerhaltend? Verstärkt wird diese These durch den Sachverhalt, dass die von Heimleiter Schnetzer als „Pavillon-System" bezeichnete Bauweise am Jagdberg wie auch in der Stadt des Kindes in Wien durch die Zusammenführung der einzelnen Gruppenhäuser in einen kohärenten Gesamtkomplex umgesetzt wurde, was die Großheimstruktur unterstrich. Aufbauend auf die These der verspäteten bzw. der verschleppten Modernisierung müssten weitere Recherchen zu den Umbaumaßnahmen am Jagdberg der Frage nachgehen, welche Rolle die Strukturprobleme (insbesondere die Finanzierung der Bauten) dabei spielten, dass sich die Sanierungspläne des Areals hinzogen, und ob sie ein nachhaltig auf die architektonische Gestaltung einwirkender Faktor waren. Zusätzlich müsste untersucht werden, welchen Einfluss das Festhalten an der Großheimstruktur, wie am Beispiel der Praktiker der Heimerziehung Schnetzer und Scherpner aufgezeigt wurde, auf die politische Entscheidungsfindung hatte.

Für die Frage nach der Bedeutung der Architektur für die Analyse der Fürsorgeerziehung zeigt das Beispiel des Landeserziehungsheimes am Jagdberg, dass die Jugendfürsorge Ende des 19. Jahrhunderts ein idealtypisches Konzept sozialer Stratifikation vor Augen hatte, das sich im Verwahrlosungsdiskurs manifestierte und in der Folge in den rechtlichen Grundlagen und der baulichen Gestaltung der Anstalten niederschlug. Beides entfaltete seine Wirkung auch in der Jugendwohlfahrt der Zweiten Republik. Dadurch wurden die Kinder und Jugendlichen nicht nur vorgegebenen Raumordnungen unterworfen; diese beeinflussten vielmehr deren zukünftige Lebenschancen und Entfaltungsmöglichkeiten. Das Beispiel des Jagdbergs zeigt auch, dass die Architektur der Anstalten eng mit ihrer landschaftlichen Umgebung verbunden war. Der ländliche Raum wurde dabei der Stadt, beide als idealisierte Räume, gegenübergestellt. Während die Anstalten um 1900 in landschaftlich schön gelegener Lage die Kinder von den Lastern städtischen Lebens fernhalten sollten, zeigt sich in den Neubauten, exemplarisch in der Stadt des Kindes, dass versucht wurde, städtisches Leben in Form eines utopischen Stadtmodells nachzustellen und in das Großheim zu integrieren. In beiden Fällen wird deutlich, dass die Kombination von geographischer Lage und Architektur in der Fürsorgeerziehung Raumkonzepte und über diese Raumgrenzen schuf, die entweder jugendliche Freiräume verhindern oder schaffen hätten sollen. Insgesamt dokumentiert die Architektur der Heime wechselnde Erziehungsvorstellungen, kann Zeuge für verspätete bzw. verschleppte Modernisierungstendenzen in der Heimgeschichte sein und erweitert somit die Aussagekraft des schriftlichen und mündlichen Quellenmaterials zur Fürsorgeerziehung.

## Em. o. Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Johann Rainer †

Am 21. Oktober 2016 erlöste der Tod em. o. Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Johann Rainer von einem langen Leiden, in dessen Verlauf sich der von der Krankheit schwer Gezeichnete dieses Ende allmählich selbst mehr und mehr herbeigesehnt hatte.

Geboren am 17. Jänner 1923 in einfachen bäuerlichen Verhältnissen im kärntnerischen Pusarnitz, fühlte sich Johann Rainer der dörflich-bäuerlichen Welt seiner engeren Heimat zeit seines Lebens eng verbunden, nicht nur durch enge persönliche Kontakte, sondern auch in seiner wissenschaftlichen Betätigung. Eine seiner frühen Publikationen galt dem Frieden von Pusarnitz, der im Jahre 1460 die Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Friedrich III. und Graf Johann von Görz beendet hatte, und noch im hohen Alter beschäftigte sich Johann Rainer mit der Geschichte seines Heimatortes.

Der junge Gymnasiast erlebte hautnah und sehr bewusst im März 1938 den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich mit allen damit verbundenen Konsequenzen. Auch diese Erfahrungen hat Johann Rainer rückschauend im Alter für die Nachwelt festgehalten, ebenso wie Einzelheiten aus seinem Erleben als Angehöriger in der Deutschen Wehrmacht, zu der er im Jahr 1941 einberufen wurde.

Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft absolvierte Johann Rainer an der Universität Graz das Studium der Fächer Geschichte und Geographie. Es folgte eine Unterrichtstätigkeit an Gymnasien, die aber bald zugunsten einer vertieften Ausbildung in den historischen Wissenschaften in den Hintergrund trat. Von Hermann Wiesflecker zur Mitarbeit an den Regesten der Grafen von Görz herangezogen, war Johann Rainer maßgeblich an der Herausgabe der Regesten Meinhards II. beteiligt. Die im Jahre 1952 erschienene Publikation bedeutete einen Meilenstein für die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Tirols und seiner Nachbargebiete. Der junge Gelehrte erfuhr auch eine nachdrückliche Förderung durch Leo Santifaller, dem Direktor des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung in Wien. Rainer konnte als Gast den Ausbildungskurs an dieser Einrichtung besuchen und damit seine Vertrautheit mit den Historischen Hilfswissenschaften vertiefen. Auf Leo Santifaller, dessen Johann Rainer stets mit großer Dankbarkeit gedachte, geht auch die Gewährung eines Stipendiums am Österreichischen Historischen Institut in Rom zurück, das den Lebensweg Johann Rainers in entscheidende Bahnen lenken sollte, denn er erhielt im Jahre 1958 eine Stelle als Sekretär dieser renommierten wissenschaftlichen Anstalt in der Ewigen Stadt.

Rom blieb für längere Zeit die Wirkungsstätte von Johann Rainer. Er betrieb mit größter Hingabe Forschungen in den so reichhaltigen Archiven dieser Stadt, in erster Linie im Archivio Secreto Vaticano. Vor allem die dort aufbewahrten Berichte der päpstlichen Nuntien, die seit dem 16. Jahrhundert nicht nur über die religiösen, sondern über alle Facetten des Lebens in den ihnen zugewiesenen Gebieten ausführlich an die Kurie berichteten, erregten die Aufmerksamkeit des Forschers. Aus diesem

Bereich stammen direkt und indirekt viele der in den folgenden Jahren als selbstständige Bücher oder als Aufsätze erschienenen Publikationen Johann Rainers. Die Habilitation für „Österreichische Geschichte“ (1962) und „Allgemeine Geschichte der Neuzeit“ (1965) an der Universität Graz bedeuteten weitere Meilensteine in der akademischen Karriere.

Ganz besondere und in Österreich wohl zu wenig gewürdigte Verdienste erwarb sich Johann Rainer sodann als Inhaber der Professur für „Storia e vita culturale in Austria“ an der Universität La Sapienza in Rom, die er seit 1965 durch viele Jahre hindurch wahrnahm. Tausende von jungen Studierenden erhielten auf diese Weise Grundkenntnisse der Geschichte des ihnen meist nur wenig oder nur einseitig bekannten Nachbarlandes vermittelt. Johann Rainer stieß bei seinem diesbezüglichen Bemühen auf ein reges Interesse. Er verfasste auch eigene Veröffentlichungen in italienischer Sprache, welche die Vermittlung dieses Wissens nachhaltig förderten.

Der Berufung auf die Lehrkanzel für „Österreichische Geschichte“ an der Universität Innsbruck im Jahre 1968 folgte bis zur Emeritierung 1993 eine äußerst fruchtbare Tätigkeit als akademischer Lehrer und Forscher an der hiesigen Landesuniversität. Rainers Vorlesungen, stimm- und wortgewaltig vorgetragen, zeichneten sich stets durch eine klare Verständlichkeit aus. Sie befassten sich mit allen Epochen und Aspekten der österreichischen Geschichte, mit einem deutlichen Schwerpunkt in den frühen Jahrhunderten der Neuzeit. Aus diesem zeitlichen Rahmen stammten auch viele seiner Seminare. Fallweise bildeten aber auch Themen bis herauf in die jüngste Vergangenheit Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen.

Nahezu unübersehbar ist die Zahl der Diplomarbeiten und Dissertationen, die unter der Ägide von Johann Rainer entstanden sind. Auch dabei ist die Variationsbreite der Fragestellungen bemerkenswert. Neben regionalgeschichtlichen Themen aus dem heutigen Tirol und vor allem aus Südtirol bildeten beispielsweise auch Untersuchungen zur historischen Behördenorganisation sowie zu den Nuntiaturberichten bevorzugte Interessensgebiete, die Johann Rainer von jungen und auch älteren Studierenden bearbeiten ließ. Und wenn sich dabei scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten – sei es durch die Thematik, aber auch aufgrund anderer Umstände – ergaben, so konnte man immer auf zielführende Hinweise oder aufmunternde Worte von Seiten des „Doktorvaters“ hoffen. Problematischen Situationen bei seinen Studierenden begegnete Professor Rainer nicht mit Gleichgültigkeit, sondern er fühlte sich bei solchen Gelegenheiten sogar besonders herausgefordert, um Wege aus Krisen zu finden. Diese Hilfsbereitschaft prägte auch das Verhältnis zu seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Lehrbetrieb und in der Verwaltung.

Neben der gewohnten akademischen Tätigkeit engagierte sich Johann Rainer auch in besonderem Maße bei der Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen in Südtirol, die zunächst als Aushilfskräfte im Schulbetrieb eingesetzt waren und nebenberuflich ihren Studienabschluss zu bewältigen hatten.

Als Vortragender war Johann Rainer sowohl im In- wie im Ausland ein gern gesehener Gast, etwa im Rahmen der international tätigen „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft“ oder des „Instituts für Österreichkunde“ in St. Pölten. In Tirol konnte Johann Rainer beim „Tiroler Geschichtsverein“ stets auf ein zahlreiches und dankbares Publikum zählen.

Im Zusammenhang mit der Vortragstätigkeit stehen auch viele Publikationen aus der Feder von Johann Rainer. Ein Verzeichnis seiner Veröffentlichungen bietet die

Festschrift, die zu seinem 65. Geburtstag im Jahre 1988 erschienen ist. Eine aktuellere, bis 2012 reichende Zusammenstellung bietet die Homepage der Historischen Landeskommission für Steiermark im Internet. Sie listet 14 selbstständige Werke sowie 135 unselbstständige Publikationen auf. Am Ende steht dabei die Bearbeitung des 4. Bandes der Grazer Nuntiatur, die zum 90. Geburtstag Rainers vorgestellt werden konnte. Schon früher erschienen weitere vier gewichtige Bände aus diesem Forschungsbereich, aus dem auch zahlreiche Aufsätze erwachsen sind. In seinen Veröffentlichungen befasste sich Johann Rainer zudem bevorzugt mit Themen der österreichisch-italienischen Beziehungen, dem Ersten Weltkrieg und regionalen Fragestellungen in Kärnten, der Steiermark und dem angrenzenden Gebiet Nordostitaliens. Zeitlich reichen diese Forschungen vom ausgehenden Mittelalter bis zur Schilderung von persönlichen Erlebnissen im Zweiten Weltkrieg. Zudem steuerte Rainer zahlreiche Artikel in deutsch- und italienischsprachigen Fachlexika bei. Ein bleibendes Andenken hat sich der Verstorbene schließlich auch als Anreger und Herausgeber der Reihe „Geschichte der österreichischen Bundesländer“ gesichert.

In der „Tiroler Heimat“ hat Johann Rainer folgende Beiträge publiziert: „Die Gefangenschaft des Kardinals Klesl in St. Georgenberg“ (Bd. 48/49, 1984/85), „Christoph Probst. Der studentische Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ (Bd. 51/52, 1987/88), „Feindeinflüge nach Tirol während des Ersten Weltkrieges“ (Bd. 55, 1991) und „Die Visitation der Benediktinerklöster St. Georgenberg in Tirol sowie St. Ulrich und Afra in Augsburg anno 1593“ (Bd. 66, 2002). Zudem sind in den „Innsbrucker Historischen Studien“, den „Tiroler Wirtschaftsstudien“, im „Schlern“ und in den „Schlern-Schriften“ Aufsätze aus der Feder von Johann Rainer zu Tiroler Themen erschienen.

Das Wirken von Johann Rainer hat mehrfach offizielle Anerkennung gefunden. So verlieh ihm die Universität Graz für seine kirchengeschichtlichen Forschungen das Ehrendoktorat der Theologie. Besondere Freude bereitete ihm sodann die Ernennung zum Ritter des Silvesterordens – eine der höchsten Auszeichnungen, die ein Laie in der katholischen Kirche erhalten kann – durch Papst Benedikt XVI. im Jahre 2012.

Es bleibt die Gewissheit, dass das Gefühl der Dankbarkeit und Hochachtung gegenüber einem sehr geschätzten und auch liebenswürdigen Lehrer, Vorgesetzten, Kollegen und Freund bei einer großen Zahl von ehemaligen Studierenden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern über den Tod von Prof. Johann Rainer hinaus bestehen bleiben wird.

Josef Riedmann

Tiroler Heimat, 80. Band 2016
Universitätsverlag Wagner, Innsbruck

# Besprechungen

Christian Hagen, **Fürstliche Herrschaft und kommunale Teilhabe. Die Städte der Grafschaft Tirol im Spätmittelalter** (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs – Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 38). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0878-8, 239 S. mit zahlr. Diagrammen, Tabellen, Abb. und Karten.

Die an der Universität Kiel approbierte und für den Druck überarbeitete Dissertation profitiert in gleicher Weise von der durch die räumliche Distanz des Verfassers zur untersuchten Fragestellung begründeten unvoreingenommenen Herangehensweise an das Thema wie auch von der engen Zusammenarbeit mit den regionalen Spezialisten, insbesondere mit Südtiroler Historikern. Demgemäß bezeugt auch der eindrucksvolle Umfang des Verzeichnisses der benutzten lokalen, regionalen und allgemeinen einschlägigen Literatur die besondere Vertrautheit des Autors mit seinem Thema.

Der einführende Überblick über den Stand der Forschung im allgemeinen und speziellen Bereich enthält auch einige bisher kaum bekannte Details zur Geschichte der Geschichtswissenschaft in Tirol in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Schwerpunkt der eigentlichen vergleichenden Untersuchung liegt auf den landesfürstlichen Tiroler Städten, also ohne Brixen, Klausen, Bruneck, die Trientner Kommunen und die erst nach 1500 an Tirol gefallenen Städte Lienz, Rattenberg, Kufstein, Kitzbühel und Vils. Aufgrund der entsprechenden archivalischen Überlieferung konzentriert sich das Interesse des Autors insbesondere auf Meran und Bozen.

Die von verschiedenen Grafen und Bischöfen initiierten Märkte bildeten auch in Tirol mögliche Vorformen der späteren Städte. Auffallend ist die Parallelität des Auftretens der *Gemeinde* in diesem Rahmen wie auch im ländlichen Bereich. Die entscheidende Periode in der schriftlichen Fixierung der Rechte der nun hervortretenden Städte findet Hagen nicht in der Zeit Meinhards II., sondern „der kommunale Aufbruch" setzt in Tirol erst „zu Beginn des 14. Jahrhunderts" ein. Nun lässt sich auch eine vergleichende Analyse über die Zusammensetzung und Funktion der Ratskollegien in den einzelnen Kommunen durchführen. Die Entstehung dieser Gremien reicht allerdings zum Teil wesentlich weiter zurück, und die Benennungen wie auch die Funktionsweisen zeigen in den verschiedenen Städten durchaus kein einheitliches Bild. Dies wird auch aus der detaillierten Darstellung der Rolle der Kommunen in der folgenden allgemeinen politischen Entwicklung mit den rasch wechselnden Dynastien bis zum Herrschaftsantritt der Habsburger in Tirol sehr deutlich.

Ein eigener Abschnitt, der sich vor allem auf Meraner Quellen stützt, ist sodann der Bedeutung des Bürgerrechtes im ausgehenden Mittelalter gewidmet. Die enge Verknüpfung von ökonomischen und sozialen Komponenten bei der Aufnahme in die Bürgerschaft ist evident. Auch das Kapitel über den unzweifelhaft bemerkenswerten Stellenwert der Schriftlichkeit in der städtischen Selbstverwaltung wird in erster Linie an Hand der Überlieferung in Meran nachgezeichnet, und aus dem gleichen

Bestand schöpft eine sehr ausführlich dargelegte Fallstudie über einen innerstädtischen Konflikt und seine Beilegung in den Jahren 1477/78 in Meran.

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse – auch in italienischer Sprache, die Edition einiger Meraner Archivalien, eine Übersichtskarte sowie Stadtpläne von Meran und Bozen im Spätmittelalter schließen zusammen mit dem obligaten Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Registern den Band ab, der zweifellos eine sehr willkommene Bereicherung der historischen Forschung in Tirol darstellt.

Josef Riedmann, Innsbruck

Daria Dittmeyer, **Gewalt und Heil. Bildliche Inszenierungen von Passion und Martyrium im späten Mittelalter** (Sensus. Studien zur mittelalterlichen Kunst 5). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2014. ISBN 978-3-412-22239-0, 385 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb. und einer Faltkarte.

Die als Dissertation im Fachbereich Kulturgeschichte und Kulturkunde in Hamburg eingereichte und für den Druck überarbeitete Arbeit fokussiert auf die intensive Erforschung eines Teilbereichs der Kunstgeschichte, der Marterdarstellung. Nun ist das Ergebnis nicht allein kunsthistorisch zu fassen, zu weit gesteckt erscheint der Zugang, der zunächst nach den theologischen und patristischen Grundlagen der Passionsdarstellungen und des Martyriums fragt. In ihrer Einleitung definiert Dittmeyer den Untersuchungsgegenstand, den sie auf mittelalterliche Bilderfahrungen begrenzt, berichtet zum Forschungsstand und legt den Finger auf Klischeebilder im Umgang mit der Materie. In den nachfolgenden Kapiteln kommen Passion und Ästhetik, Strategien der Gewaltinszenierung, die körperliche Gewalt in der Herrenpassion und bei Heiligen, die Entblößtheit und die „seelische" Gewalt zur Sprache. Dazu zählen Gesten mit beleidigender Funktion wie die Feige, „Zannen" und „Blecken", vor allem des Gesäßes, sowie das Aufführen von Schandmusik. Was die Entblößung anlangt, ist festzuhalten, dass es kein Beispiel einer Zuschaustellung männlicher Genitalien gibt, hier wird die Entblößung des Gesäßes bei Männern der entblößten Brust bei Frauen gegenübergestellt. Hinsichtlich der Anwendung der Martern werden Kreuzigung, Erhängen, Geißelung, Enthauptung, Schindung, Ausdärmung und Steinigung analysiert, zudem die Radmarter, diverse Feuermartern und Massenmartyrien. Schließlich illustriert die Autorin die Inszenierung der Gewalt am Weltgerichtsretabel von Stefan Lochner von 1435 (Frankfurt, Köln), am Breslauer Barbararetabel sowie am Bartholomäuszyklus von Hans von Geismar im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover. Wenn die genannten Flügelaltäre auch weitab der Tiroler Bilderfahrung liegen, so bleibt der Band nicht gänzlich ohne Tirol-Bezug. Zahlreiche Bildbelege der tirolischen Spätgotik dienen als Anschauungsmaterial. So wird Marx Reichlichs Jakobus-und-Stephanus-Retabel von 1506 in München zitiert, die Reichlich zugeschriebene Vincentiusmarter am Mariä-Krönungsretabel, zudem die Wiltener Martertafeln (Stephanus) im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Friedrich Pachers Katharinenmarter im Augustiner Chorherrenstift Neustift, die Schleifung der hl. Barbara am Neustifter Barbararetabel, das nun jüngst durch Lukas Madersbacher eine Zuschreibung an Hans Pacher erhalten hat, Friedrich Pachers Marterszene der Heiligen Cosmas und Damian sowie Hans Malers Apostelmarter des hl. Bartholomäus in Schwaz, die Steinigung des hl. Stephanus des Meisters von Uttenheim im Museum von Moulins, Michael Pachers

Laurentiusmarter in Graz. Die psychische Gewalt in der Herrenpassion illustriert die Szene der Dornenkrönung am Passionsretabel in St. Korbinian, in der zwei Häscher Christus mit Hörnern die Ohren vollblasen. Ein sprechendes Beispiel dafür wäre auch in den Wandmalereien von St. Martin in Kampill (um 1410) zu finden gewesen.

Dittmeyers Untersuchung ist eine brauchbare Darstellung in der Differenzierung der einzelnen Martern, die im engen Kontext zur Passion Christi unter dem Aspekt der Christoformitas gesehen werden. In der Beschäftigung mit der Kunst der Spätgotik illustriert der Band die „Gräuel und Verwüstung menschlichen Geschlechts" und hebt den Topos der Marter zugleich auf eine nicht ganz uneigennützige propagandistische Ebene christlicher Ikonographie.

Leo Andergassen, Schloss Tirol

**Das Augustinerchorherrenstift St. Zeno in Reichenhall,** bearb. von Johannes Lang (Germania Sacra. Die Kirche des Alten Reiches und ihre Institutionen, 3. Folge 9: Die Bistümer der Kirchenprovinz Salzburg. Das Erzbistum Salzburg 2). De Gruyter Akademie Forschung, Berlin/Boston 2015. ISBN 978-3-11-030538-8, 679 S. mit 21 Farbabb., 4 Karten.

Die im Rahmen eines schon lange bestehenden und breit angelegten Forschungsunternehmens erschienene Publikation präsentiert sich als ein umfassendes Handbuch der inneren und äußeren Geschichte der bayerischen geistlichen Gemeinschaft, die in einer Phase der kirchlichen Erneuerung unter Erzbischof Konrad II. von Salzburg offiziell im Jahre 1139 gestiftet worden ist. In einem weiteren Sinn gehören auch die Gründungen bzw. Neuorganisation der „Tiroler" Klöster und Stifte Wilten, St. Georgenberg, St. Michael an der Etsch und Neustift bei Brixen in den gleichen zeitlichen und geographischen Zusammenhang.

Der Autor stützt sich auf ein umfangreiches, zumeist ungedrucktes Archivmaterial, das nach der Säkularisation von St. Zeno im Jahre 1803 zum größten Teil nach München gelangt ist. Lang bietet eine detaillierte Darstellung der Baumaßnahmen, der inneren und äußeren Entwicklung sowie der Organisation, der geistlichen und kulturellen Aktivitäten sowie der Verwaltung des weit verstreuten Grundbesitzes, die im Laufe der Jahrhunderte das Leben der Kommunität geprägt haben. Besonders zu erwähnen sind auch die Verzeichnisse der Pröpste und aller Konventualen mit entsprechenden biographischen Angaben.

In einem nicht unerheblichen Ausmaß betrifft die Publikation auch heutiges Tiroler Gebiet, denn bereits Ende des 12. Jahrhunderts erhielt St. Zeno vom Salzburger Erzbischof die Pfarre Kirchdorf bei St. Johann übertragen, der unter anderem auch die Vikariate Waidring, Schwendt und Kössen zugeordnet waren. In allen diesen Stationen wirkten üblicherweise, abgesehen vor allem von den Krisenzeiten um 1600, Mitglieder des Konventes als Seelsorger, und zur Geschichte dieser Orte enthält die Neuerscheinung eine Fülle von bisher nicht beachteten Angaben. Sie beziehen sich etwa auf die Bestellung und den Unterhalt der lokalen Geistlichkeit, auf die Ausgestaltung der kirchlichen Baulichkeiten oder auf die Entstehung der Wallfahrt Maria Klobenstein an der tirolisch-bayerischen Grenze im Vikariat Kössen. Naturgemäß verfügte St. Zeno auch über Besitzungen in diesem Bereich, und es ergaben sich auch personelle Beziehungen, wenn Personen aus diesen Gebieten in das Stift eintra-

ten. Liberat Wintersteller († 1775) aus der bekannten Kirchdorfer Familie brachte es sogar zum Propst der Gemeinschaft.

Nur kurz bezeugt ist auch ein früher Besitz von St. Zeno in Terfens im Inntal. Der damit verbundene Weinzins erwies sich wahrscheinlich als zu isoliert, nachdem der Besitz der Chorherren an eigenen Weingärten in der Wachau ausgebaut werden konnte. Ferner begegnen unter den fast 100 Klöstern und Stiften, mit denen St. Zeno die übliche Gebetsverbrüderung eingegangen war, auch die Kommunitäten von Au/Gries bei Bozen, Neustift, St. Georgenberg, Wilten sowie St. Michael an der Etsch.

Der sich aufdrängende Wunsch nach einer analogen neuen und umfassenden Bearbeitung eines Tiroler Klosters oder Stiftes, wie dies Johannes Lang in vorbildlicher Weise für St. Zeno vorlegen konnte, wird in absehbarer Zeit wohl nicht in Erfüllung gehen.

Josef Riedmann, Innsbruck

Josef Ackermann / Ursus Brunold, **Mönche – Nonnen – Amtsträger. Ein biografisches Handbuch zum Kloster St. Johann in Müstair** (8. bis 21. Jahrhundert) (Quellen und Studien zur Bündner Geschichte 31). Desertina, Chur 2014. ISBN 978-3-85637-461-7, 415 S. mit mehreren Abb.

Prosopographie als Methode historischer Forschung ist gerade in der Kirchengeschichtsschreibung schon länger etabliert: Als prominentes Beispiel sind etwa die bahnbrechenden Leistungen Leo Santifallers im Bereich der Domkapitelforschung zu nennen. Als Kollektivbiographie erlaubt sie es, gemeinsame Merkmale von Individuen festzustellen, analytisch aufzuschlüsseln, zu vergleichen und auf wichtige Variablen zu untersuchen, um schließlich Regelmäßigkeiten festzustellen. Gerade für die Frühe Neuzeit gilt die prosopographische Methode als „besonders radikale Annäherung an sozialgeschichtliche Wirklichkeiten“ (A. Müller). Mittlerweile ist dieser Ansatz, der das Interesse an den einzelnen Akteuren der Geschichte mit dem Blick auf übergeordnete Strukturen in Einklang zu bringen geeignet ist, auch theoretisch gut ausgearbeitet und durch gelungene Beispiele mehrfach erprobt. Seit kurzem sind nun auch die Forschungen zur Geschichte des Klosters Müstair durch eine derartige Arbeit entscheidend bereichert: Josef Ackermann und Ursus Brunold haben von rund 570 Personen, Klosterinsassen (Äbte, Mönche, Äbtissinnen, Priorinnen, Konventualinnen, Laienschwestern), Seelsorgern (Spirituale) und Amtleuten (Pröpste / Administratoren, Kastvögte) dieser bedeutenden geistlichen Anstalt, biographische Angaben zusammengetragen und zu kohärenten Texten verarbeitet. Rund 16 Prozent der Personen sind dem ins ausgehende 8. Jahrhundert zurückgehenden Männerkloster, rund 84 Prozent dem seit dem 12. Jahrhundert nachweisbaren Frauenkloster zuzuordnen.

Die Basis bilden in zahlreichen Archiven in einem weiten Umkreis des Klosters sorgfältig erhobene Quellen unterschiedlichsten Typs und eine umfassende Forschungsliteratur. Stephan von Mayrhofens Genealogien wurden nicht im Original, sondern in einer Abschrift verwendet. Dass sich bei geographischen Angaben mitunter kleine Unkorrektheiten einschleichen, ist bei einem Projekt dieser Größenordnung angesichts des weiten Einzugsgebietes der Personen nicht zu vermeiden: So etwa lautet die deutsche Version von Val di Non nicht „Nontal“, sondern „Nonsberg“ (S. 131).

Die Einleitung beschreibt das Konzept des Bandes, benennt die zentralen Probleme (etwa die uneinheitliche Terminologie der Quellen für bestimmte Geistliche, die

Heterogenität der Überlieferung mit Blick auf einzelne Personen), erläutert methodische Grundsatzentscheidungen (etwa die Anpassung der Schreibung von Namen an heutige Formen) und gibt einen konzisen Überblick über die Geschichte des Klosters.

Die Biogramme sind, soweit möglich, nach einheitlichem Muster angelegt, ein Grundgebot der Prosopographie, deren Zweck es ja ist, für große Personengruppen vergleichbare Daten zu liefern. Es ist das Bestreben der Autoren, vor allem die folgenden Informationen weitgehend vollständig zu erfassen: Geburts- und Todesdatum, Herkunft (geographisch und sozial), Ausbildung, Profess, Funktion in der Klostergemeinschaft; in Hinblick auf letzteren Aspekt holen die Biogramme mitunter recht weit aus. Dem Text folgt jeweils unmittelbar ein ausführlicher Anmerkungsapparat.

Die zeitliche Erstreckung des Untersuchungsgegenstands über mehr als 1200 Jahre lässt absolute Einheitlichkeit freilich nicht zu; je nach Epoche mussten bei der Auswahl der Daten unterschiedliche Kriterien zur Anwendung kommen: In den das Mittelalter und die Frühe Neuzeit betreffenden Teilen wurde jede nur irgendwie erreichbare Information verarbeitet (mancher Satz klingt wie ein Regest, mitunter fließt auch die Klosterchronik ein, und in manchen Fällen war es nötig, Forschungsprobleme zu thematisieren). Bei in jüngerer Zeit lebenden Personen (etwa ab dem 19. Jahrhundert) konnte/musste teilweise selektiv vorgegangen werden. Von Rubriken im strengen Sinn kann angesichts der für die Verfasser selbstverständlichen Priorität des Faktischen vor dem theoretischen Konstrukt nicht die Rede sein, und in der Diktion dominieren narrative Züge – eine Reihe von Zugeständnissen also an eine trotz allem traditionelle Auffassung von Geschichtsschreibung und ein Beleg für die Überzeugung, dass auch in einem Kollektiv die Rolle des Einzelnen wichtig ist. Äußerlich wird dies durch in den Text eingestreute, auf das jeweilige Biogramm genau abgestimmte Bilder unterstrichen, die auch das Auge erfreuen.

Vergleichbarkeit der Daten vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart kann nicht erwartet werden, wegen der unterschiedlichen Quellendichte, aber auch wegen des in älteren Zeiten geringeren Grades an Institutionalisierung in allen Bereichen. Als für eine mögliche Auswertung der Daten besonders ergiebig erweist sich, besonders mit Blick auf die einfachen Konventualinnen, die Zeit ab der Mitte des 17. Jahrhunderts: Bedingt durch die politischen Rahmenbedingungen war in Müstair erst damals jene Stabilität der Gemeinschaft gegeben, die auch in der Überlieferung einen Niederschlag finden konnte und somit die Vergleichbarkeit größerer Datenmengen gewährleistet. Ab 1695 galt eine strenge Trennung von Chorfrauen und Laienschwestern, die bis 1969 beibehalten wurde. Die Frage ist, wann man die obere Grenze dieser Epoche zu setzen hat: vielleicht erst 1956 mit der Neuregelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Graubünden? Oder doch schon mit den gesamtkirchlichen Veränderungen um 1800? Dieses Problem führt zugleich an die Grenzen der Prosopographie: Kürzere Perioden sind für diese Methode fraglos das günstigere Anwendungsgebiet als über mehr als 1200 Jahre sich erstreckende Zeiträume. Andererseits kommt gerade an diesem Befund das eigentliche Wesen historischen Wandels zum Ausdruck – das sich im Satz verdichtet, dass eben nicht alles umfassend und direkt vergleichbar ist.

Ziel der Autoren war es, wie der Untertitel sagt, ein biographisches Handbuch zu schaffen. Daher sind Auswertungen des aufbereiteten Materials, insbesondere die Verknüpfung der erhobenen Daten nach diversen Kriterien, von ihnen nicht einzufordern. In Ansätzen erfolgen solche freilich doch, und zwar in drei Anhängen, die die personelle Entwicklung des Frauenkonvents von 1409 bis 2014 und die geogra-

phische Herkunft der Nonnen untersuchen (ab dem 18. Jahrhundert zunehmende Bedeutung der Tirolerinnen, besonders aus dem südlichen Landesteil, im 19. und 20. Jahrhundert ein Überhang von Frauen aus Graubünden und anderen Kantonen der Schweiz). Ein weiterer Anhang dokumentiert die im Besitz der Ordensfrauen befindlichen Bücher in der Zeit vom 17. bis ins 19. Jahrhundert. Den Abschluss bildet ein für ein Werk dieser Art unabdingbares Register der Personen und Orte.

Erika Kustatscher, Bozen

**Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Mittelalter (11.–14. Jahrhundert),** hg. von Claudia Zey (Vorträge und Forschungen 81). Thorbecke, Ostfildern 2015. ISBN 978-3-7995-6881-4, 487 S.

Der Band enthält die Niederschriften der bei der Reichenauer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte vom September 2010 gehaltenen Vorträge, dazu einen nicht vorgetragenen Beitrag über die Männer der Erbköniginnen im Heiligen Land.

Tagungsleiterin und Herausgeberin Claudia Zey, deren Interesse insbesondere den Reichen an der Peripherie des Heiligen Römischen Reichs und Frankreichs galt, ist einem straffen Konzept gefolgt. In ihrem einleitenden Beitrag, der zugleich – wohl erschöpfend – die wichtigste einschlägige Literatur sichtet, erläutert sie die Vorgaben, die sie den Referenten und Referentinnen gemacht hat, nämlich traditionelle Herrschaftsgeschichte, in die die Frauenproblematik schon längst Eingang gefunden hat, mit Geschlechtergeschichte neueren Zuschnitts zu koordinieren und den Blick auch auf Aspekte zu richten, bei denen geschlechtsspezifische Besonderheiten nicht anzunehmen sind. Die Forschungswege, die sie einmahnt, sind allesamt solche, die sich nicht auf die Verfasstheit des jeweiligen Raumes, sondern auf strukturelle Voraussetzungen von Herrschaft beziehen. Die insgesamt elf Beiträger und Beiträgerinnen (aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Großbritannien, Frankreich und den USA, daher ein Beitrag in französischer, zwei in englischer Sprache) standen also, wie immer bei den Reichenauer Tagungen mit ihrer illustren Tradition, vor hohen Anforderungen – und haben diesen, das kann vorweggenommen werden, größtenteils meisterlich entsprochen, indem sie die Fragen auf breiter Quellenbasis und mit ausgefeilter Methode zu beantworten versuchten.

Christine Reinles grundsätzliche Reflexionen zum Thema Macht im Mittelalter, zunächst, zwecks angemessener Theoriebildung, auf der Basis moderner soziologischer Literatur, sind als Absage an die mögliche Vorannahme zu lesen, das Streben nach Macht wäre ein unhinterfragbares Ziel menschlichen Handelns. In dezidierter Ablehnung von Michel Foucaults materialistischem Beharren auf Intentionalität und Relationalität von Macht plädiert Reinle für das Wirksamsein personaler Faktoren, die sich präziser Mess- und somit Beschreibbarkeit entziehen. Aus einer Vielzahl von Quellen legt sie zwar Faktoren der Macht frei, und auch auf der Suche nach „Strategien" der Macht wird sie fündig, sie nimmt sich aber, ausdrücklich, nicht das Recht, jede Beobachtung gleichsam zu einem „Gesetz" hochzustilisieren, und unterstreicht – fernab von jeglichem deterministischen Ansatz – die Wichtigkeit des nicht Kalkulierbaren.

Nikolas Jaspert analysiert die Rolle der Königinnen in den fünf christlichen Königreichen auf der Iberischen Halbinsel, wo weibliche Herrschaft besonders häu-

fig war. Auf der Suche nach der – explizit nicht vorhandenen – politischen Theorie derselben erkennt er drei Grundmuster: Regentschaft und institutionalisierte Statthalterschaft führe zu einem Bild der Königinnen als weibliche Könige; administrative Aspekte deuteten hingegen auf komplementäre Herrschaftsfunktionen, etwa im Fall der Existenz eigener Höfe der Königinnen, die nicht nur emotionale Bezugspunkte der königlichen Familie waren, sondern auch (u. a.) der Verwaltung der weiblichen Dotalgüter, der Repräsentation der Herkunftsfamilie, der Pflege der Diplomatie und der Vermittlung zum Hof des Königs dienten. Weibliche Frömmigkeit, drittens, habe den Frauen das Setzen eigener Akzente möglich gemacht, wie eindrucksvoll am Beispiel der Nähe der Königinnen zu den Bettelorden seit dem 13. Jahrhundert gezeigt wird, in deren Reihen in weiterer Folge Abhandlungen zur politischen Theorie entstanden, etwa das Werk des bekannten Wilhelm von Ockham.

Alan V. Murray untersucht die weibliche Nachfolge im Königreich Jerusalem, wo – angesichts des muslimischen Umfelds – an sich keine guten Voraussetzungen bestanden. Im rund 200-jährigen Untersuchungszeitraum trat dieser Fall fünf Mal ein. Die meisten regierenden Königinnen wurden allerdings früh verheiratet, hatten also de facto eingeschränkte Kompetenzen; sofern verwitwet, mussten sie sich wiederverheiraten. Nur an einem Beispiel bestätigte sich dies nicht, weil die betreffende Frau zwei männliche Nachkommen hatte und gute Beziehungen zur Kirche und zum Adel pflegte. Mit ihr, Melisende, leitet Philippe Goridis seine daran anknüpfenden Ausführungen über die Männer der Erbköniginnen ein; das prominenteste von mehreren Fallbeispielen ist die 1225 geschlossene Ehe der Königin Isabella mit Kaiser Friedrich II. Als Fazit zeichnet sich ab, dass die soziale und politische Position von Königswitwern unsicher war; die Rollendefinitionen wandelten sich auch je nach politischer Konstellation. Alles in allem wirken die Versuche, aus den Beobachtungen allgemeine Gesetze herauszuarbeiten, wie scharfsinnig auch immer sie sein mögen, doch mühsam; man wird wohl gerade hier zu bedenken geben müssen, dass die Zahl der untersuchten Fälle zu klein ist, um dies mit gutem Gewissen tun zu können.

Elisabeth van Houts erklärt die wichtige Rolle der englischen Königinnen im 11. und 12. Jahrhundert mit der häufigen kriegsbedingten Abwesenheit ihrer Männer – die ihrerseits viele Konkubinen und illegale Nachkommen hatten. Ihre besondere Aufmerksamkeit gilt der Tochter König Heinrichs I., Mathilde, in erster Ehe mit dem römisch-deutschen Kaiser Heinrich V. verheiratet, die später auch Ansprüche auf den englischen Thron geltend machte und kurzzeitig die erste weibliche Regentin des Königreichs England war. Alles in allem, glaubt sie beobachten zu dürfen, seien männliche Eigenschaften bei den Königinnen nicht erwünscht gewesen. Die Epoche der Kreuzzüge ist auch der Hintergrund der Ausführungen von Patrick Corbet über zwei bedeutende Königinnen: Eleonore von Aquitanien heiratete nach der Trennung von Ludwig VII. von Frankreich den nachmaligen englischen König; in den von ihr in die Ehe eingebrachten Territorien legte sie Wert auf eigenständige Machtausübung. Ihre Enkelin Blanca von Kastilien war die Gemahlin des französischen Königs Ludwig VIII.; nach nur drei Ehejahren bereits Witwe, übte sie in der Folge eine nicht unumstrittene Herrschaftsgewalt aus. Eines der Ergebnisse von Corbets Studie ist, dass weibliche Herrschaft im Prinzip nicht anders war als männliche, auch nicht weniger grausam.

Brigitte Kasten widmet ihre scharfsinnigen Beobachtungen, und zwar in transnationaler Perspektive, jenen Frauen, die von den Päpsten des Hochmittelalters als

die mächtigsten betrachtet wurden. Die im Raum stehende Annahme, dass mittelalterliche Königinnen herrschen konnten, ohne zu regieren, hält sie für eine dem Verständnis einer späteren Zeit geschuldete, daher anachronistische Annahme. Nach subtilen Ausführungen über Krönungsordnungen, die bis ins Frankenreich zurückreichen und besonders an der Vorbildfunktion biblischer Frauen interessiert sind, der Feststellung eines um 900 einsetzenden Wandels, der Könige und Königinnen / Kaiser und Kaiserinnen parallel setzte, und Hinweisen auf das seit dem Ende des 11. Jahrhunderts dominante Bild Mariens als Königin des Himmels, das auch die Definition der Rolle der weltlichen Herrscherin mitbestimmt haben kann, kommt sie in Gestalt der Analyse von ca. 200 Papstbriefen an Frauen aus dem gesamten Orbis christianus zum Ergebnis, dass zwischen männlicher und weiblicher Herrschaft nicht grundsätzlich unterschieden wurde; vor allem sei es darauf angekommen, der Verantwortlichkeit gegenüber Gott gerecht zu werden. Die Unterscheidung zwischen direkter Herrschaft des Mannes und indirekter Herrschaft der Frau werde durch beide Quellengattungen nicht nahegelegt.

Elke Goez eröffnet den Reigen der Beiträge, die sich auf der Ebene der Fürstinnen bewegen: Sie illustriert an sechs Beispielen aus der späten Salierzeit (darunter auch die bekannte Mathilde von Tuszien) Facetten weiblicher Herrschaft. Auf scharfsinnige Beobachtungen zu den Titeln (keine Maskulinisierung!), zur Siegelführung und zum Urkundenwesen folgen Belege für die herausragende Bedeutung der Fürstinnen für die Kloster- und Kirchenreform, für den Kulturtransfer, für die Repräsentation ihrer Familien (Darstellungen in Codices, die der Memoria dienen) und für die Pflege der Memoria (kirchliche Stiftungen, Sorge für die Grablegen). In der damals sehr beliebten dynastischen Geschichtsschreibung fanden sie große Beachtung, so wie überhaupt ihre verschiedentlich geltend gemachten Herrschaftsansprüche damals allgemein anerkannt waren. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Martina Stercken, die zwei Habsburgerinnen des 13. und frühen 14. Jahrhunderts in den Blick nimmt: Anna, die eher im Hintergrund bleibende Gemahlin Rudolfs von Habsburg und Mutter vieler Kinder, und ihre kinderlose Enkelin Agnes, die fast 50 Jahre im Witwenstand im Kloster Königsfelden verbrachte und sich dort, über reiche Mittel verfügend und unabhängiger als familiär eingebundene Frauen, in sehr eigenständiger Weise als Vertreterin habsburgischer Interessen im Südwesten des Reichs erwies. In der zeitgenössischen Chronistik wurde sie unterschiedlich beurteilt: Wichtiger als die wenig überraschende Tatsache negativer Einschätzungen von Seiten eidgenössischer Autoren ist die Feststellung, dass, wo es um Reflexion über Herrschaft ging, jenseits der gattungsspezifischen Topik auch individualisierende Aspekte sichtbar wurden.

Julia Hörmann-Thurn und Taxis untersucht das Stiftungsverhalten von acht Tiroler Landesfürstinnen bzw. Gattinnen von Landesfürsten des 13. und 14. Jahrhunderts. Nach detaillierten, auch die Hintergründe ausleuchtenden Ausführungen über die Gründungen des Dominikanerinnenklosters in Maria Steinach bei Algund, des Klarissenklosters von Meran und der Zisterze Stams erfasst sie sämtliche Nachrichten über kleinere Zuwendungen an diese und andere geistliche Anstalten, wobei einerseits eine gewisse Selbstverständlichkeit dieses Tuns sichtbar wird, andererseits aber auch individuelle Aspekte hervortreten. Inwieweit die Frauen auch auf das Stiftungsverhalten ihrer Männer Einfluss nahmen, lasse sich nicht bestimmen, ebenso wenig deren Rolle im karitativen Bereich, die insgesamt aber bescheiden einzuschätzen sei. Als Hauptergebnis der quellengesättigten Studie zeichnet sich ab, dass die

Frauen, natürlich im Rahmen bestimmter Spielregeln, sehr wohl individuelle Handlungsspielräume hatten, dass Ehepaare bei Stiftungen nicht immer Partner waren, dass mit einem gewissen Einfluss der Beichtväter und Hofkapläne zu rechnen ist und dass eine gute finanzielle Ausgangslage nicht notwendigerweise Großzügigkeit bei Stiftungen bedeutete.

Sigrid Hirbodian entwickelt ihre Überlegungen zur Herrschaft geistlicher Fürstinnen im 11.–14. Jahrhundert vornehmlich in Auseinandersetzung mit unterelsässischen Kanonissenstiften. Nach eingehender, zeitlich differenzierter Analyse der Bedingungen weiblicher Herrschaft zwischen geistlichen Obrigkeiten, Königtum und Adel identifiziert sie die Leitung einer Gemeinschaft nach innen als überaus komplexe, vom sozialen Hintergrund aller Beteiligten und weiterer Faktoren abhängige Aufgabe. Für die Verteidigung des Besitzes gegen Eingriffe von außen, aber auch von Seiten der eigenen Lehensleute oder Vögte bedurfte es vielfältiger Netzwerke, für seinen Erhalt einer straffen Verwaltung. Daraus hervorgegangene Aufzeichnungen lassen erkennen, dass die Hintersassen von einer Äbtissin die persönliche Wahrnehmung der Herrschaft erwarteten, nicht anders als von einem männlichen Herrschaftsträger. Dies wäre bei strengen Klausurvorschriften nicht möglich gewesen – so mit Blick auf den immer wieder aufkeimenden Reformdiskurs.

Jörg Rogge übernahm die schwierige, allerdings lohnende Aufgabe einer Zusammenfassung der Tagungsergebnisse. Unter den Voraussetzungen weiblicher Herrschaft nennt er eine hohe Geburt, eine entsprechende Bildung und Erziehung, aber auch einen bestimmten Willen zur Macht, überhaupt die jeweilige Persönlichkeitsstruktur; dazu müsse mit einer Reihe kontingenter Faktoren gerechnet werden. Konkretisiert habe sich die Herrschaft in Gestalt diplomatischer Aufgaben, informeller Einflussnahme, des Einsatzes für religiöse Belange, durch den Aufbau und die Pflege von Kommunikationsnetzwerken, in der Verwaltung des Dotalbesitzes und in symbolischen Formen, etwa durch die Führung von Siegeln. Betreffend den jeweiligen Herrschaftstyp ordnet er die in den Referaten präsentierten Beispiele vier Hauptgruppen zu: eheliche Partnerschaft, Regentschaft für minderjährige Kinder, Statthalterschaft und Selbstherrschaft. Die wichtigste Erkenntnis ist aber wohl die folgende: Es gab im Mittelalter, als Herrschaft in hohem Maße Konsenscharakter hatte, keine grundsätzliche Benachteiligung von Frauen wegen ihres Geschlechts, und auch die im Laufe des Beobachtungszeitraums zunehmende administrative Verdichtung führte nicht zu einem Bedeutungsrückgang weiblicher Herrschaft. Nach ernsthaften Syntheseversuchen, die mitunter bei aller Mühe nicht mehr als ein Nebeneinander von Einzelergebnissen werden konnten, plädiert Rogge für ein Verständnis von Macht als Potential und von Herrschaft als dessen Umsetzung aufgrund einer entsprechenden Autorität. Als Desiderate künftiger Forschung nennt er besonders die Frage nach Rollenerwartungen und nach der Messbarkeit politischen Einflusses.

Alles in allem bestätigt das Resümee die in Christine Reinles bedeutungsschwerem Eingangsreferat ausgesprochene Mahnung, Historie das bleiben zu lassen, was sie ist, die Lehre vom Einmaligen nämlich, das nicht den Postulaten überzogenen Systematisierungsbedürfnisses geopfert werden sollte. Gerade die besten Beiträge sind ja in der Tat als Absage an jede Form nomothetischen Zugriffs zu lesen.

Abgerundet wird der Band durch ein von den Mitherausgebern Sophie Caflisch und Philippe Goridis erstelltes Register der Personen und Orte.

Erika Kustatscher, Bozen

**1363 – 2013. 650 Jahre Tirol mit Österreich,** hg. von Christoph Haidacher / Mark Mersiowsky (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs 20). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-7030-0851-1, 335 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Der dem leider viel zu früh verstorbenen Klaus Brandstätter gewidmete Band enthält, ergänzt durch drei weitere Beiträge, gut ein Dutzend Referate, die im Rahmen einer Tagung zum Gedenken an die „650-jährige Zugehörigkeit Tirols … zu Österreich" im Mai 2013 in Innsbruck gehalten worden sind.

Die Themen der einzelnen Aufsätze berühren zum einen die Vorgeschichte, Durchführung und Konsequenzen der für Tirol wie auch für Österreich sehr nachhaltig wirksam gewordenen historischen Weichenstellung des Jahres 1363: Mark Mersiowsky, Der Weg zum Übergang Tirols an Österreich 1363: Anmerkungen zur Politik im 14. Jahrhundert; Christian Lackner, Die Integration Tirols in den habsburgischen Herrschaftsbereich; Christoph Haidacher, Von Land zur Provinz. Zentrum und Peripherie im Wandel der Geschichte; Wendelin Weingartner, Was ist geblieben von der Eigenständigkeit Tirols?

Mit speziellen Fragestellungen in diesem Zusammenhang beschäftigen sich Klaus Brandstätter (†), Die Rolle der Hochstifte von Brixen und Trient; Gustav Pfeifer, 1363 und der Tiroler Landesadel. Versuch eines Perspektivenwechsels; Gertraud Zeindl, Herzog Rudolf IV. als Förderer der Stadt Innsbruck.

Im Besonderen um die Person der Margarete Maultasch sowie generell um die Rolle und das Schicksal von Frauen in der Politik dieser Zeit kreisen die Ausführungen von Julia Hörmann-Thurn und Taxis, Die Entscheidung von 1363 oder Macht und Ohnmacht einer Fürstin; Ellen Widder, Überlegungen zur politischen Wirksamkeit von Frauen im 14. Jahrhundert. Margarete Maultasch und Agnes von Ungarn als Erbtöchter, Ehefrauen und Witwen; Claudia Feller, Geburt, Hochzeit, Krankheit und Tod in Rechnungsaufzeichnungen des Tiroler Adels im Spätmittelalter; Magdalena Hörmann-Weingartner, Bild und Missbild – die Porträtdarstellungen der Margarete Maultasch.

In Bereiche der Kunst- und Kulturgeschichte leiten die Beiträge von Christina Antenhofer, Der so genannte „Brautbecher der Margarete Maultasch" im Blick der kulturgeschichtlichen Fragen zu materiellen Kultur des Spätmittelalters; Andreas Zajic, Inschriftenpaläographische Anmerkungen zum sogenannten „Brautbecher der Margarete Maultasch"; Leo Andergassen, Aspekte des Kulturtransfers zwischen Österreich und Tirol im Spätmittelalter.

Schließlich führen Andreas Oberhofer, (K)ein Baustein Tiroler Identität? Zur Rezeption der Ereignisse von 1363, und Franz-Heinz v. Hye, Das „Befreiungsdenkmal" von 1948 am Landhausplatz in Innsbruck und dessen weitere Gestaltung. Ein Beitrag zum Umgang mit der Zeitgeschichte und ihren Denkmälern in Innsbruck, sehr deutlich vor Augen, wie aktuell zeitbedingt und damit äußerst wechselhaft sich das Gedenken an historische Entwicklungen in ihren Nachwirkungen gestaltet.

Gerade die beiden letztgenannten Artikel enthalten eine ganze Fülle neuer Erkenntnisse, und auch die Ausführungen über den so genannten Brautbecher bieten gut nachvollziehbare neue Datierungs- und Zuordnungsvorschläge (entstanden um 1320 und damit wohl ohne Zusammenhang mit Margarete Maultasch). Die Beiträge über die verschiedenen fürstlichen Frauen spiegeln das zurzeit sehr lebhafte Inter-

esse an derartige Fragestellungen wider, und selbstverständlich vermitteln die primär den allgemeinen politischen Geschehnissen gewidmeten Referate über die bekannten Zusammenhänge hinaus neue Einsichten.

Die Publikation präsentiert sich damit als eine sehr willkommene Bereicherung der nicht eben seltenen Würdigungen des Geschehens im Jahre 1363.

Josef Riedmann, Innsbruck

**Briefe aus dem Spätmittelalter. Herrschaftliche Korrespondenz im deutschen Südwesten,** hg. von Peter Rückert / Nicole Bickhoff / Mark Mersiowsky (Sonderveröffentlichungen des Landesarchivs Baden-Württemberg). Kohlhammer, Stuttgart 2015. ISBN 978-3-17-026340-6, 234 S. mit zahlr. Abb.

Die 2013 als Sonderveröffentlichung des Landesarchivs Baden-Württemberg vorgelegte Edition der umfangreichen brieflichen Überlieferung rund um die mantuanische Fürstentochter Barbara Gonzaga, die an den württembergischen Hof geheiratet hatte, darf durchaus als Initialzündung für weitere wissenschaftliche Forschungen zu spätmittelalterlicher Korrespondenz gesehen werden. Ein erstes Ergebnis dieser Beschäftigung stellt die im November des gleichen Jahres in Stuttgart unter maßgeblicher Beteiligung der Editoren erfolgte Tagung dar, deren Ergebnisse nun in einem repräsentativen Tagungsband vorliegen.

Die insgesamt 11 Beiträge untersuchen einerseits Briefe als Quellengattung und bedienen sich dabei durchaus gebräuchlicher diplomatischer Werkzeuge, zum anderen werden diese Dokumente in ihrem (kultur)historischen Kontext gesehen. Dabei zeigt sich trotz der Konzentration auf eine Quellengattung, einen Raum (Deutscher Südwesten), einen Urheber (Fürstenhöfe) und eine Epoche (Spätmittelalter) ein sehr facettenreiches Bild, das von einer stark von administrativen Inhalten geprägten Korrespondenz bis hin zu sehr subjektiven, beinahe emotionalen Egodokumenten reicht.

Nach einem auf neuesten Forschungen basierenden Überblick über die Briefe des Früh- und Hochmittelalters (Mark Mersiowsky) werden verschiedene regionale Überlieferungsgruppen behandelt: Grafen von Württemberg (Peter Rückert), Mantuaner Hof (Christina Antenhofer), Habsburger (Julia Hörmann-Thurn und Taxis, Klaus Brandstätter), Wittelsbacher (Julian Holzapfl, Franz Fuchs); thematische Schwerpunkte widmen sich Fehdebriefen (Niklas Konzen), „Berichterstattungen“ (Jürgen Herold) und dem Aspekt der Subjektivität in Briefen (Axel Behne).

Die Autoren bleiben dabei zum einen nahe an den Dokumenten, indem einzelne Briefe exemplarisch behandelt, fallweise sogar (teil)ediert werden (unter Beigabe von Abbildungen); andere konzentrieren sich stärker auf die Analyse des Materials, gehen beispielsweise auf die Überlieferungssituation ein oder versuchen, die weitverzweigten Kommunikationsstränge nachzuzeichnen.

Die mittels dieses Bandes erfolgte eingehende und breitgefächerte Beschäftigung mit dieser Quellengattung und dem damit verbundenen Phänomen der Kommunikation zeitigt einige interessante Ergebnisse: So wird in vielen Beiträgen deutlich, dass Briefe – im Unterschied zu anderen Überlieferungen des Spätmittelalters – eine sehr gute und aussagekräftige Annäherung an die emotionale und subjektive Seite der handelnden Personen ermöglichen, beispielhaft gezeigt in den Ausführungen von Axel Behne

über Emotion und Etikette. In Ergänzung dazu hält Julian Holzapfl fest, dass die noch stark dem strengen hochmittelalterlichen Formular verhaftete Sprache mit ihren feinen Nuancen sehr gut das (momentane) Verhältnis zwischen den Briefpartnern erahnen lässt, wie der Notenwechsel zwischen den verfeindeten wittelsbachischen Herzögen mit seinen Varianten der Anrede deutlich macht. Detaillierte Informationen über Kommunikationskanäle, ihre Routen, Dauer und Kosten, ihre Nachrichtenquellen etc. kann Jürgen Herold den Berichten über den Neusser Krieg an den Hof der Gonzaga entnehmen und damit die nachrichtendienstliche Facette des mittelalterlichen Briefes thematisieren. Zur herrschaftlichen Wirkung von Kommunikation vor Ort und Kommunikation per Brief stellt Klaus Brandstätter (†) in seinem Beitrag Überlegungen an und kommt dabei zum Ergebnis, dass die sehr heterogenen und den Begehrlichkeiten der Nachbarn ausgelieferten habsburgischen Herrschaften in den Vorlanden nur unzureichend mit einer briefgestützten Kommunikation zu regieren waren.

Der vorliegende Band, der sich überdies durch eine sehr gute Bebilderung auszeichnet, bietet einen facettenreichen Einblick in die Komplexität herrschaftlicher Korrespondenz des Spätmittelalters und besticht durch seine Nähe zu den Quellen. Es wäre wünschenswert, wenn davon Impulse zur weiteren wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Quellengattung ausgingen, insbesondere durch die Vorlage weiterer Editionen.

Christoph Haidacher, Innsbruck

**Papier im mittelalterlichen Europa: Herstellung und Gebrauch,** hg. von Carla Meyer / Sandra Schultz / Bernd Schneidmüller (Materiale Textkulturen 7). De Gruyter, Berlin 2015. ISBN 978-3-11-037141-3, VI, 330 S. mit 63 Abb.

Kaum ein Beschreibstoff präsentiert sich so unspektakulär wie Papier. Wenn man im Zeichen der Ressourcenschonung und des Umweltschutzes vielleicht auch an das täglich verwendete Papier denken mag, so doch weniger im Sinne der Frage, was für eine kulturgeschichtliche Errungenschaft, aber auch Konvention es ist, dass der Großteil der Menschheit seine Gedanken „zu Papier bringt", noch dazu meist im genormten Din A4- oder Din A5-Blattformat. Lothar Müller hat in seinem 2012 erschienenen Sachbuch von der „Epoche des Papiers" gesprochen und diese mit „Weiße Magie" überschrieben. Seine Thesen wurden unter anderem im Rahmen einer Tagung diskutiert, die am 14. und 15. November 2013 in der Universitätsbibliothek Heidelberg zum Thema „Papier im Mittelalter: Herstellung und Gebrauch" stattfand und dem Beginn dieser papierenen Epoche im späten Mittelalter nachging. Die Ergebnisse liegen nun in gedruckter Form vor und sind zugleich als Open-Access-Publikation frei im Netz zugänglich. Veranstaltet wurde die Tagung im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 933 „Materiale Textkulturen" und dort im Teilprojekt A06 „Die papierene Umwälzung im spätmittelalterlichen Europa". Im Kontext der *Tiroler Heimat* soll dieser Band zum einen besprochen werden, weil Tirol eine besondere Rolle für die Erforschung eines bestimmten Papiertypus spielt, wie folgend dargelegt wird. Zum Zweiten wird hier aber auch ein Bogen zum Schwerpunktthema dieses Bandes geschlagen, der den Fragmenten und dem Buchbesitz gilt. Die Fragmente zeugen nachgerade von der Bedeutung, die der Materialität der Schriftträger zukam, wobei in diesem Fall meist Pergamente zur Verstärkung des Papiers genutzt wurden.

Wie der vorliegende Sammelband deutlich macht, vollzog sich der Siegeszug des Papiers allmählich, am Beginn geradezu in Nachahmung des Pergaments, wobei letztlich wohl der Buchdruck entscheidend zur Durchsetzung des Papiers beitrug (S. 40). Viele Gebiete blieben konservativ und nutzen noch bis ins 17. oder 19. Jahrhundert für wichtige Belange Pergament, wie etwa Hendrik van Huis am Beispiel von Greifswald und Hamburg deutlich macht. Ein besonderes Anliegen des Bandes ist es, die Forschung mit der Praxis zusammenzubringen und nicht zuletzt durch den Einbezug von Papierherstellern und Restauratoren ein interdisziplinäres Gespräch anzuregen, um „mit neuen methodisch-theoretischen Impulsen" die Historischen Hilfswissenschaften, in deren Kontext die Materialität der Beschreibstoffe bereits seit Langem erforscht wird, zu stärken (S. 4; 308). Zwei Beiträge sind entsprechend jeweils von einer Historikerin und einem Praktiker verfasst. Sandra Schultz und der Handpapiermacher Johannes Follmer rekonstruieren anhand der Untersuchung historischer Papiere aus dem Stadtarchiv Ravensburg deren Herstellungsprozess, da sich die Herstellung von Papier mangels schriftlicher Quellen erst ab dem späten 15. Jahrhundert dokumentiert findet. Sie leiten damit den ersten Themenblock ein, der der Herstellung von Papier in europäischer Perspektive gewidmet ist. Eröffnet wird der Band durch den Leiter des mittelalterlichen Teilprojekts, Bernd Schneidmüller, der in die Bedeutung der Erforschung der Materialität der Texte des Mittelalters einführt. Emanuela Di Stefano beleuchtet das beliebte und weit verbreitete Papier, das in Camerino-Pioraco und Fabriano seit dem 14. Jahrhundert produziert wurde. Inge Van Wegens geht dem Papierverbrauch und der Gründung der ersten Papiermühlen in den Niederlanden im 15. Jahrhundert nach. Erwin Frauenknecht widmet sich den Papiermühlen in Württemberg und betont das Potential der Wasserzeichen für deren Erforschung. Evamarie Bange setzt diesen Ansatz fort, indem sie die – oft in ihrer Aussagekraft relativierten – Wasserzeichen als Quellen für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte am Beispiel der Luxemburger Kontenbücher vorstellt.

Der zweite Themenblock ist der Durchsetzung des Papiergebrauchs gegenüber dem Pergament sowohl in der Verwaltung als auch im Bereich der Buchkultur gewidmet. Er wird durch den zweiten Tandembeitrag eingeleitet: Carla Meyer und der Papierrestaurator Thomas Klinke erarbeiten anhand der ältesten Papiere des Hauptstaatsarchivs Stuttgart ein Instrumentarium dafür, welche Gebrauchsspuren sich an Papieren selbst erkennen lassen und wie diese kulturhistorisch interpretiert werden können. Interessierten Papierforschern wird eine Übersicht über Arbeitsgeräte vermittelt, die mit ins Archiv genommen werden können. Franz-Josef Arlinghaus vertritt in seinem Beitrag die These, dass die Verwendung von Papier anstelle von Pergament weniger eine Frage des billigeren Beschreibstoffes war, als vielmehr einen kommunikativen Mehrwert verfolgte, der über den Beschreibstoff vermittelt wurde. Hendrik van Huis untersucht am Beispiel der Stadtbücher Greifswalds und Hamburgs besonders langlebige Formen der Pergamentverwendung trotz eines relativ frühen Papiereinsatzes. Heike Hawicks geht ebenfalls in einer Fallstudie aus dem Stadtarchiv Duisburg und dem Universitätsarchiv Heidelberg dem situativen Pergament- und Papiergebrauch nach. Paul Needham stellt die Frage, wie gut aus Papier hergestellte Codices des 15. Jahrhunderts erhalten sind und welche Arten von Büchern jeweils auf Papier oder Pergament gedruckt wurden. Birgt Kata führt in ihrem Beitrag schließlich in die Überlieferung von Papier und Pappe in archäologischen Funden am Beispiel bauarchäologischer Untersuchungen in Kempten. Zu Recht betont sie, dass alleine aus

archäologischen Funden Einblicke in alltäglichen Gebrauch von Papier und Pappe gewonnen werden können, da sich nur hier Produkte finden, die weder für das Archiv noch die Bibliothek interessant waren. Von besonderer Bedeutung seien archäologische Bergungen in Gebäuden, da „aus den Verfüllungen von Zwischenböden, Gewölbezwickeln, Gerüstlöchern oder Dämmschichten auch Funde aus Papier, Pappe oder Pergament zum Vorschein kommen" können (S. 277). Die Bedeutung dieser „Fehlbodenfunde" wie der Bauarchäologie sei allerdings gemeinhin weit unterschätzt. Lediglich in Tirol habe sich diese Form der Forschung mittlerweile fest etabliert. Unter der Leitung von Harald Stadler wurde seit dem wichtigen Fehlbodenfund auf Schloss Tirol in den 1990er-Jahren eine eigene Forschungsgruppe für solche Funde eingerichtet. Auch wenn die Papiere durch Nagetierfraß in kleinste Teile zerlegt worden waren, konnten wichtige Erkenntnisse für die frühe Verwendung von Papier in der fürstlichen Kanzlei des 13. Jahrhunderts gewonnen werden, die Hannes Obermair 1998 vorlegte. Ein weiterer bemerkenswerter Fundkomplex wurde auf Burg Lengberg geborgen, wobei die Publikation dieser Funde in einer eigenen Schriftenreihe erfolgt (Nearchos Beihefte = Lengberger Studien zur Mittelalterarchäologie) (S. 279–280).

Claudia Märtl fasst abschließend die Ergebnisse zusammen und spricht der Forschungsfrage nicht zuletzt in interdisziplinärer Perspektive großes Potential zu. Ihr Beitrag schließt mit der Beobachtung, dass die Auswertung der Haushaltsrechnungen Pius' II. Ankäufe von Papier und Pergament für unterschiedliche Zwecke und nicht nur zum Schreiben dokumentiere. Während Pergamentblätter auch zum Verschließen von Konfektbehältern dienten, benötigte der Papst ganz profan Toilettenpapier und Papier für Küchenzwecke (S. 312). Abstracts, Autorenverzeichnis und ein Namenregister beschließen die Darstellungen. Insgesamt bietet der vorliegende Tagungsband einen sehr guten Überblick über Herstellung und Gebrauch des Papiers sowie dessen Beziehung zum Pergament und die kommunikativen Mehrwerte, die Beschreibstoffe eröffnen. Nicht zuletzt aufgrund des Praxisbezugs und der breiten thematischen und disziplinären Herangehensweise liegt hier ein äußerst informativer und zugleich kurzweiliger Band vor, der das Potential der Erforschung materialer Textkulturen am griffigen Beispiel des Papiers überzeugend darlegt.

Christina Antenhofer, Innsbruck

**Verona ↔ Tirol. Kunst und Wirtschaft am Brennerweg bis 1516,** hg. von der Stiftung Bozner Schlösser (Runkelsteiner Schriften zur Kulturgeschichte 7), Athesia, Bozen 2015. ISBN 978-88-6839-093-8, 345 S. mit zahlr. Farbabb.

Beim vorliegenden Band handelt es sich um einen der beiden Begleitbände zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 1. April bis 1. November 2015 auf Schloss Runkelstein zu sehen war und sich dem traditionsreichen Thema der Beziehungen zwischen Nord und Süd entlang der Brennerstrecke widmete. Als Eckdaten gelten für das frühe Mittelalter das Jahr 899, als die Einfälle der Magyaren in Oberitalien einsetzten, was zur Verlagerung des Verkehrsschwerpunktes von der antiken römischen Via Claudia Augusta, die über den Reschen führte, auf den Brennerweg beitrug. Dieser sollte zur wichtigsten Nord-Süd-Verbindung des Mittelalters avancieren und insbesondere in seiner Funktion als Straße, auf der die deutschen Könige zur Krönung nach Rom zogen, zur „Kaiserstraße" werden (S. 6). Verona stellte mit seinen starken Befesti-

gungen Ausgangs- und Ankunftspunkt der neuen Nord-Süd-Verbindung dar, die bis nach Hall in Tirol durch befestigte Stützpunkte gesichert und zur wichtigsten Straße über die Alpen ausgebaut wurde (S. 7). Den zweiten Eckpunkt bildet das Jahr 1516, als Kaiser Maximilian I. Verona an die Republik Venedig verlor. Während sich Band 8 der Runkelsteiner Schriften zur Kulturgeschichte dem Veroneser Währungsraum im Zeitraum vom beginnenden 10. Jahrhundert bis 1516 widmet, stellt der hier zu besprechende Band die künstlerischen und wirtschaftlichen Austauschprozesse in das Zentrum der Betrachtung, die sich entlang der Brennerroute entfalteten und das Gebiet des historischen Tirol zu einer „kulturelle[n] Schnittstelle zwischen Nord- und Südeuropa" (S. 317), einem Kulturraum von „europäischer und anhaltender Bedeutung" werden ließen.

Den Auftakt des Bandes bildet der Überblicksbeitrag von Mark Mersiowsky zu den Ungarnzügen im frühmittelalterlichen Alpenraum. Das Schreckbild der Ungarn wird anhand der neuen Erkenntnisse zur Ethnogenese historisch verortet und zugleich entzerrt: Die legendäre Beutegier der Ungarn erweist sich demnach als „Strukturmerkmal der Ökonomie von Steppenvölkern" (S. 21). Die Analyse zweier Heiligenviten, die die Reaktionen auf die Ungarneinfälle in Westfalen und St. Gallen dokumentieren, dient dem Autor als Vergleichsbeispiel, um die Mechanismen der Ungarnzüge aufzuzeigen, da entsprechende Quellen für den Alpenraum fehlen. Archäologische Spuren in Form von Fluchtburgen lassen jedoch auf (ähnliche) Reaktionen auf Ungarneinfälle im Tiroler Raum schließen. Diese Spuren werden im Beitrag von Harald Stadler am Beispiel des Kiechlbergs in Thaur ausführlich dokumentiert. Insbesondere werden die seltenen karolingischen und ottonischen Funde in Tirol im Detail vorgestellt. Als Forschungsdesiderat formuliert Stadler, auch die frühen Anlagen in Formigar/Sigmundskron, Säben/Brixen, Castelfeder und der Sonnenburg bei St. Lorenzen in die weiteren Untersuchungen einzubeziehen (S. 130). Walter Landi widmet seinen Beitrag den wechselvollen Geschehnissen der sogenannten „Nationalkönige" von Italien vom ausgehenden 9. bis zum beginnenden 11. Jahrhundert. Der zweite Abschnitt gilt der Situation der Mark Trient in dieser Zeit in ihrer Positionierung zwischen *Regnum Italiae* und *Regnum Teutonicum*, während der dritte Abschnitt den Grenzverlauf zwischen diesen beiden *Regna* im 10. Jahrhundert zu rekonstruieren versucht. Eine Schlüsselrolle spricht der Autor der Burganlage Formigar und der Klause Bozen zu.

Josef Riedmann leitet mit seiner Abhandlung über zum Kern des Bandes: die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Nord und Süd, die besonders im späten Mittelalter zu intensiven Austauschbeziehungen dieser „Nachbarschaft" führten. Riedmann skizziert die vielfältigen Kontakte zwischen Verona und Tirol auf der Ebene der Fürsten und des Adels und unternimmt eine Spurensuche nach den Zuwanderern mit Blick auf die „einfachen" Leute, wo sich gleichfalls vielfältige Verflechtungen abbilden. In der politischen Geschichte stellt die Zeit der Skaliger im späten 13. und 14. Jahrhundert einen Höhepunkt an Vernetzung dar, während sich im 15. Jahrhundert mit Venedig die Art der Beziehung änderte, da dieses Alternativen zur Straße durch Tirol hatte. Armin Torggler widmet seine Untersuchung dem Tuchhandel und der Textilverarbeitung in Tirol. Während im Land selbst graues Tuch hergestellt wurde, das für die Unterschicht bestimmt war, aber auch in den Handel gelangte, zeigt sich der Import vor allem in der Gestalt von farbigen Tuchen, die für die Eliten insbesondere aus Flandern, aber auch aus Italien importiert wurden. Eine zentrale Rolle spielte Venedig für

den Bezug von Seidenstoffen. Ab dem 14. Jahrhundert lassen sich Innovationen in der Schafzucht wie im Färberhandwerk, das auch in Tirol ansässig wurde, erkennen. Edoardo Demo liefert mit seiner Darstellung zu den Veroneser Händlern auf den Bozner Messen des 15. und 16. Jahrhunderts eine Synopse, die aus seiner intensiven Behandlung des Themas schöpft und dichte Belege zur Rolle von Bozen als Brückenkopf zwischen Italien und Deutschland bietet. Veroneser Händler hatten dort Lager und Wohnhäuser, Bozen war ein wichtiger Wechselplatz und eine beeindruckende Anzahl an Händlern frequentierte die Straßen. Dabei hatte sich Verona insbesondere auf den Verkauf von Seiden mittlerer Qualität spezialisiert. Siegfried de Rachewiltz führt mit seiner Abhandlung zu Fischspezialitäten aus Nord und Süd das Thema der Wirtschaftsbeziehungen weiter und geht dem Fischfang und der Fischzucht in Tirol nach. Wie archäologische Funde, aber auch Belege in den Rechnungsbüchern zeigen, war man im Mittelalter durchaus in der Lage, frischen Fisch über weitere Strecken zu importieren (S. 286). Aus dem Gardasee wurden vor allem *carpiones*, eine spezielle Forellenart, eingeführt. Importiert wurden daneben in eingelegter, gesalzener und getrockneter Form Heringe aus der Nordsee und aus dem Atlantik, ferner Stockfisch sowie Hausen (Störe), die über Norditalien und wohl auch Venedig bezogen wurden. Unklar ist, ob die Handelsrouten von gesalzenem und getrocknetem Fisch durch Tirol weiter nach Italien führten, oder ob der Fisch umgekehrt von Venedig über Verona nach Bozen und Innsbruck gebracht wurde.

Zwei Beiträge beleuchten die vielfältigen künstlerischen Austauschprozesse, die den Raum zwischen Verona und Tirol zu einer Kunstregion von europäischer Bedeutung werden ließen. Mit Verweis auf die intensiven Beziehungen zwischen Verona und dem südlichen Tirol, die bereits das Hochmittelalter geprägt hatten, skizziert Leo Andergassen die reichen Einflüsse der Veroneser Kunst auf das südliche Tirol am Beispiel der Fresken des 14. Jahrhunderts. Verona kann dabei als „Kunstvehikel" für die Malerei des Trecento im Bozner Raum angesehen werden, wie Andergassen anhand einer umfassenden Zusammenstellung der Fresken und ihrer Meister aufzeigen kann. Marcello Beato schätzt in seinem abschließenden Beitrag die Bedeutung des Tiroler Raums als Kunstraum so hoch ein, dass eine Reise dorthin einer Italienreise gleichgestellt werden könne. So vertritt er die These, dass Dürers angebliche erste Italienreise von 1494/95 keineswegs nach Venedig, sondern vielmehr in den Tiroler Raum geführt habe und um 1500 zu datieren sei, wie er anhand der dabei entstandenen Landschaftsaquarelle aufzeigt. Tirol habe nicht nur als künstlerisch ansprechendes Land gelockt, sondern auch als wirtschaftlich starker Raum, der lukrative Aufträge versprach. Eine weitere Hypothese lässt die Landschaftsbilder in Zusammenhang mit der *Germania illustrata* des Humanisten Conrad Celtis sehen, der 1501 in Tirol weilte und den Dürer möglicherweise hatte treffen wollen.

Insgesamt legt die Stiftung Bozner Schlösser mit ihren Kuratoren, allen voran dem Präsidenten Helmut Rizzolli, hier einen abwechslungsreichen Band vor, der die Nord-Süd-Beziehungen entlang des Brennerwegs aus vielen Perspektiven detail- und quellenreich beleuchtet. Einmal mehr zeigt dieser Band, wie produktiv und impulsgebend die Runkelsteiner Schriften sich mit Aspekten der Regionalgeschichte auseinandersetzen. Grundlegende Themen werden in willkommener Weise erweitert und vertieft und mit neuen Forschungsfragen kombiniert, wobei die reiche Bebilderung vielfältiges Anschauungsmaterial bietet.

Christina Antenhofer, Innsbruck

**Wege zum illuminierten Buch. Herstellungsbedingungen für Buchmalerei in Mittelalter und früher Neuzeit,** hg. von Christine Beier / Evelyn Theresia Kubina. Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 2014. ISBN 978-3-205-79491-2, 298 S.

Der zu besprechende Band geht in seinen Beiträgen größtenteils auf ein Kolloquium zurück, das im Juni 2011 am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien abgehalten wurde. Von Veranstalterseite her war eine grundsätzliche kunsthistorische Schwerpunktsetzung vorgegeben. Diese entzieht sich jedoch in ihrer kulturhistorischen Ausrichtung nicht einem fachübergreifenden Interesse. Im Zentrum stehen Fragen der Buchproduktion im Mittelalter, der Bogen wird vom Hochmittelalter bis hin zu den ersten illuminierten Drucken gezogen. Johann Konrad Eberlein untersucht das zwischen 1007 und 1012 entstandene Perikopenbuch Heinrichs II. (CLM 4452) und lenkt seine Forschungsfrage auf die Herstellungsweise der Miniaturen. Dabei entzieht sich der Autor einer Festlegung des Herstellungsortes und sieht das preziöse Produkt als Leistung nicht nur eines Meisters, sondern einer ganzen Organisation. Die Aufgaben waren auf Projektleitung, Bildkonzeption, Ausmalung und ideologische Vorgabe aufgeteilt, was sich grundsätzlich an allen mittelalterlichen Miniaturen beobachten lasse. Alison Stones nimmt französische illuminierte Handschriften der Jahre 1260–1320 ins Visier ihrer Fragestellungen und beantwortet Fragen nach ihren Auftraggebern. Karl-Georg Pfändtner beleuchtet die Anziehungskraft der Universitäten als Fermentboden einer fluktuierenden Migration von Schreibern und Illuminatoren am Beispiel der Buchproduktion in Bologna, die gerade um 1300 durch die Ausbreitung ihres speziellen Stils eine internationale Dimension erreichte. Susanne Rischpler verdeutlicht anhand der 1472 angefertigten Verhörprotokolle des Illuminators Jehan Gillemer, der in Tours als politischer Spion und aufgrund mitgeführter Schriftamulette der Zauberei verdächtigt worden war, die mitunter gefährlich werdende berufliche Seite eines Buchmalers. Ein österreichisches Thema bearbeitet Armand Tif mit seinem Forschungsblick auf den Illuminator des Koloman-Antiphonars, das sich ursprünglich im Besitz des Propstes Koloman im Augustiner-Chorherrenstift St. Pölten befunden hatte. Der namentlich unbekannte Buchmaler arbeitete als reisender Illuminator um 1480 für diverse Chorherrenstifte im Donauraum, insgesamt sind 7 Handschriften und 15 Inkunabelbände aus der Zeit zwischen 1478 und 1482 erhalten, die sich nicht zuletzt über die kunstvoll gestalteten Ledereinbände zusammenlesen lassen. Michael Victor Schwarz legt in seinem Beitrag „Ubi pictor ibi Roma. Local Colour and Modern Form in Stefaneschi's Codice di San Giorgio" dar, wie sehr sich die Tradition der Sieneser Malerei auf das Repertoire des Illuminators im Pontifikat Bonifaz VIII. festgelegt hatte.

Carmen Rob-Santer beschäftigt sich mit der Trecento-Ausstattung des Visconti-Stundenbuchs, ein Schlüsselwerk lombardischer Buchmalerei, heute in der Biblioteca Nazionale Centrale di Firenze. Grundlegend bleibt die Frage nach der Aufgabenteilung und dem Anteil zwischen Giovannino de Grassi, seinem Sohn Salomone und dem Werkstattmitarbeiter Belbello.

Katharina Hranitzky untersucht den zwischen 1470 und 1501 nachweisbaren Regensburger Buchmaler Berthold Furtmeyer und kann aufgrund neuer Zuschreibungen dessen Œeuvre, in das mehrere Mitarbeiter eingebunden waren, wesentlich erweitern. Kooperationsmodelle in der spätmittelalterlichen Buchproduktion nimmt Lieselotte E. Saurma-Jeltsch in den Blick und erläutert diese anhand der von

der Werkstatt Diebold Lauber und Hans Schilling 1459 erstellten Ms 305 in der Bibliothèque de la Ville in Colmar. Christine Beier geht in ihrem Beitrag dem Skriptorium des Rookloosters im Zonienwald bei Brüssel nach, in das 1475 Hugo van der Goes eingetreten war. Die Initiale auf Abb. 12 zeigt offensichtlich den Autor der Handschrift, Bartholomäus Anglicus, als Franziskaner, ein klassisches Autorenbild. Lilian Armstrong präsentiert die langjährige Arbeit des in Padua ausgebildeten Buchmalers Benedetto Bordon und seine Beteiligung an der Produktion von Choralbüchern in Venedig um 1500. Bordon wird auch als Illuminator von Büchern in Betracht gezogen, die bei Lucantonio Giunta gedruckt worden waren, auch die Holzschnitte werden Bordons Werkstatt zugeschrieben. Regina Cermann untersucht am Beispiel des „Bellifortis" von Konrad Kyeser, von dem sich eine Abschrift auch im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck (FB 32009) befindet, wie Text und Bild der Erfindung des Autors entspringen und sich gegenseitig erschließen. Christine Sauer geht schließlich einer ikonographischen Fragestellung nach und untersucht die Handwerkerbilder in den Hausbüchern der Nürnberger Zwölfbrüderstiftungen im künstlerischen Kontext ihrer Entstehung. Diese sind keinesfalls als Porträts aufzufassen, da sie erst nach dem Tod der Pfleger- und Brudermeister angefertigt wurden und diese bei der Ausübung des Handwerks zeigen, das sie vor ihrem Dienst in den Armenstiftungen innehatten.

Leo Andergassen, Schloss Tirol

Johann Kronbichler, **Die barocken Zeichnungen der Hofburg Brixen** (Veröffentlichungen der Hofburg Brixen 3). Hofburg Brixen, Brixen 2015. ISBN 978-88-88570-28-0, 240 S. mit zahlr. Farbabb.

Auf 208 Nummern beläuft sich der Bestand der barockzeitlichen Zeichnungen in der Brixner Hofburg. Es ist ein durchaus dissonanter Bestand, der nicht als Ergebnis einer gezielten Sammeltätigkeit bezeichnet werden kann, sondern als eine Art Zufallsprodukt, dessen diverse Provenienzen noch ungenügend erforscht sind. Zum einen verblieben doch einige Zeichnungen im Bestand der Bischofsresidenz und gelangten so in die Bestände des 1901 gegründeten Diözesanmuseums, nachdem Karl Wolfsgruber 1976 das einstmals im Domherrenhof am Kreuzgang gelagerte Museum in die Hofburg übersiedelte. Hervorzuheben ist die Überlassung von Zeichnungsmaterial durch Albrecht Steiner von Felsburg, das gewiss auch barocke Zeichnungen enthielt, hier aber nicht inhaltlich katalogisiert wurde. Zu den mit Sicherheit aus der Hofburg stammenden Objekten gehört die Skizze des Habsburgerstammbaums, ein „Rotulus" von 11 Metern Länge, die Hans Reichle zur Anfertigung der Terrakottaskulpturen 1596 vorgelegt worden war. Die Zeichnungen, die sich schwerpunktmäßig ikonographisch auf Terzios Habsburgerserie zurückverfolgen lassen, blieben ohne Zuschreibung. Die Planrolle war erst vor wenigen Jahren plötzlich aufgetaucht, nachdem sie zuvor lange Jahre in den Kunstsammlungen des Fürstbischöflichen Knabenseminars Vinzentinum gelagert worden war und als studentisches Anschauungsmaterial in der sogenannten Daktyliothek (eigentlich Sammlung von Gemmen und Siegelringen!) zur Verfügung stand.

Unter wenigen Blättern des 17. Jahrhunderts verweisen zwei Graphiken aus dem Candid-Umkreis, die dem Münchner Hans Käppler zugeschrieben werden konnten,

auf Wandteppiche in der Münchner Residenz (Kat. 2, 3). Wiederum in Zusammenhang mit Ausstattungskonzepten in der Brixner Hofburg dürften die Zeichnungen von Melchior Steidl zu sehen sein, der den Theatersaal im Osttrakt der Bischofsburg dekorierte (Kat. 7, 8). Als Teilentwurf (Variante) für die Vierungskuppel von St. Florian konnte eine weitere Zeichnung erkannt werden (Kat. 9), die nach Vorlagen von Dorignys entstand.

Einen kompakten Bestand bilden Zeichnungen nach Antonio Balestra (Kat. 26–45), die als Übungsstücke aus seinem Schülerkreis anzusehen sind. Bei der Benennung des Heiligen (Kat. 44) ist Vorsicht angezeigt, da die Ikonographie nicht für Dominikus spricht, sondern für einen Kartäuserheiligen, bei Dominikus dürften Hündchen mit Flammenfackel, Stern und Lilie nicht fehlen.

Unter den Altarentwürfen ist Kat. 49 allerdings unschwer als Entwurf für den Hochaltar von St. Mauritius in Moritzing bei Gries zu erkennen. Die Zeichnung ist als Entwurf anzusehen und dem Stuckator und Altarbauer Hannibal Bittner zuzuschreiben. Bittner war beispielsweise auch als Stuckator bei der Barockisierung der Brixner Pfarrkirche beteiligt.

Kritisch wird der Umgang mit den sog. Troger-Zeichnungen (Kat. 59–61) angegangen, die sich ja auch in der vom Autor 2014 veröffentlichten Monographie finden. Die Mater Dolorosa, zweifelsohne ein Trogermotiv, fand Zuschreibung an den Trogerschüler Joseph Ignaz Milldorfer (Kat. 62), zwei Kapuzinerheilige (Kat. 64, 65) an Josef Kremer. Raritäten sind die beiden von Johann Michael Tribus signierten Blätter (Kat. 69, 70) nach Skulpturen von Philipp Jakob Prokop, wobei die Zeichnungen wohl als Entwurfskopien nach Johann Christian Wilhelm Beyer zu sehen sind, da ihre Zustände nicht die letztlich ausgeführten Varianten sichtbar machen. Einen besonderen Status haben Blätter aus der Hand von Matthäus Günther. Diesem dürfte auch das Blatt (Kat. 74) zuzuweisen sein, das als eine Entwurfszeichnung für das Deckenbild in der Gertraudenkapelle in Haslach zu sehen wäre, zumal die vorgeschlagene Nähe zu Johann Jakob Zeiller nach Trogers Aufnahme der hl. Elisabeth in den Himmel doch zu weit vom Original entfernt ist. Henrici dekorierte 1778 die Kapelle im Auftrag von Johann von Zenno zu Tannhausen. Aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert gibt es eine Reihe von Blättern von Franz Caucig (Kat. 78, 79) und vor allem von Josef Schöpf, dessen römisches Skizzenbuch nach Motiven von Raffael, Giulio Romano und Perin del Vaga minutiös analysiert werden konnte (Kat. 80).

Die Katalognummern 81 bis 208 erfassen den restlichen Bestand, der nicht Gegenstand der Sonderausstellung 2015 war. Es ist das Verdienst Kronbichlers, für eine erste umfassende Erschließung gesorgt zu haben, wenngleich die unterschiedliche Methodik einer einheitlichen Wirkung des Bestandskatalogs entgegensteht. Einige Ergänzungen seien hier angezeigt: Kat. 103: Die beiden Ordensheiligen sind als Ignatius von Loyola und Franz von Sales zu benennen. Kat. 106 ist als erste, später abgeänderte Entwurfszeichnung Günthers für die Wiltener Basilika (1754) zu erkennen; römische Soldaten entdecken das Gnadenbild „unter den vier Säulen“. Kat. 110v zeigt eine Ortsansicht von Kastelruth mit dem Kofel. Kat. 121 dürfte als Zeichnung des Kessler-Kreises zu sehen sein, das Motiv zeigt nicht den hl. Kassian, sondern das Grätewunder des hl. Blasius (Seitenaltar in der Johanneskirche am Brixner Kreuzgang).

Leo Andergassen, Schloss Tirol

Otmar Kollmann, **Pius Zingerle. Orientalist aus dem Benediktinerstift Marienberg (1801–1881).** Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0836-8, 208 S. mit zahlr. Abb.

Die vorliegende Publikation enthält eine längst fällige Wieder-Entdeckung Pius Zingerles, der zu Lebzeiten – der 48-Jährige war bereits Thema eines ersten biographischen Lexikon-Artikels (Anm. 7, S. 13) – bekannt und gefeiert war. Kollmann weist auf die zahlreichen Würdigungen anlässlich seines 70. Geburtstags (u. a. erschien aus diesem Anlass ein von seinem Großneffen Oswald Zingerle zusammengestelltes gedrucktes Verzeichnis seiner bislang erschienenen Schriften, Anm. 55, S. 15) und auf eine noch größere Zahl von Nachrufen hin (Anm. 8–21, S. 13, aber auch die Kapitel 8.2, S. 86 ff., und 9, S. 97 ff.). Für den hohen Bekanntheitsgrad im 19. Jahrhundert spricht auch, dass die Verantwortlichen des vaterländischen Museumsvereins zu Innsbruck 1882 im gebürtigen Meraner „Sprachforscher" einen jener zehn Tiroler sahen, die geeignet waren, auf der neugestalteten Fassade des Ferdinandeums mit ihren Porträtbüsten die Tiroler Literatur (die Reihe wird von Oswald von Wolkenstein angeführt) und Natur- wie Geisteswissenschaften zu repräsentieren.

Kollmann zeichnet in der ersten Hälfte seiner Arbeit (der erweiterten Fassung seiner am Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik der Universität Innsbruck vorgelegten Diplomarbeit) die Biographie Zingerles nach: seinen Weg vom auf den Namen Jakob getauften Kaufmannssohn zum Gymnasiasten in Meran und Studenten der Philosophie und Theologie in Innsbruck (nachdem sein eigener Wunsch, Mediziner zu werden, aus finanziellen Gründen unerfüllt bleiben musste und er dem Ansinnen seiner Eltern, ein aller Existenzsorgen enthobener Apotheker in Meran zu werden, nicht nachkommen wollte), vom Marienberger Novizen und späteren Pater Pius zum Lehramtsprüfungskandidaten und Gymnasiallehrer, Priester und Seelsorger in Platt und St. Martin in Passeier und schließlich Direktor des von den Marienbergern geführten k. k. Gymnasiums in Meran. Und obschon er immer nebenbei – aber mit unglaublichem Ernst und unter großen Entbehrungen – syrische Sprachstudien betrieb, so waren doch seine Berufung nach Rom (1861/62) zum Professor der arabischen Sprache an der Universität „La Sapienza", weiters seine Ernennung zum Consultor der „Congregatio de propaganda Fide pro negotiis ritus orientalis" und in der Folge zum Scriptor an der Vatikanischen Bibliothek entscheidend für seine Weiterentwicklung als Wissenschafter, auch wenn er sich in der Ewigen Stadt nicht wohl fühlte und sich nach Marienberg zurücksehnte, wo er – ab 1865 – in der Geborgenheit des Klosters weiterforschend, aber auch -arbeitend (so unterrichtete er, wenn Not am Lehrer war, erneut am Gymnasium in Meran die Fächer Deutsch, Italienisch oder Latein und betätigte sich als Lektor für das Alte Testament und orientalische Sprachen an der theologischen Hauslehranstalt des Stiftes) seinen Lebensabend verbringen konnte.

In Marienberg befinden sich heute noch seine Bibliothek und vor allem sein in einem Reisekoffer und einer Holzkiste verwahrter schriftlicher Nachlass, den Kollmann sichten und fürs Erste auswerten konnte: Insbesondere die umfangreiche erhaltene Korrespondenz (über 400 Briefe) mit namhaften Orientalisten der Zeit harrt noch einer eingehenden Beschäftigung. Zingerle selbst appellierte an die Nachwelt, die aufbewahrten Briefe nach seinem Tod nicht zu vernichten, „weil sie nicht ohne Interesse für [die] Wissenschaft" seien. Man darf gespannt sein, welche neuen

Erkenntnisse zur Geschichte des Faches Orientalistik sie enthalten, denn in der vorliegenden Publikation konnte Kollmann nur auf ausgewählte Beispiele hinweisen.

Die zweite Hälfte der Publikation widmet sich ausschließlich dem von der Fachwelt anerkannten Orientalisten Zingerle, der selbst zeitlebens nie im Orient weilte. Auch der Unterricht in den orientalischen Sprachen, den der angehende Theologe in Innsbruck durch die Lehrer Andreas Benedikt Feilmoser und Jakob Probst erhielt, ging über eine erste Einführung nicht hinaus. Er hat diese erworbenen Grundlagen autodidaktisch während seiner Zeit als Novize in Marienberg vertieft, wobei er sich – ehe er in der Abgeschiedenheit von Platt in Passeier erste eigene Übersetzungsversuche unternahm – durch die Methode des Abschreibens von Lehrbüchern wie Grammatiken oder das handschriftliche Erstellen von Wörterverzeichnissen sein Wissen aneignete. Eigene Übertragungen, vor allem aus dem Syrischen, aber auch dem Arabischen, Persischen und Armenischen verglich er zunächst mit bereits vorliegenden, z. B. von Hammer-Purgstall. Dessen wissenschaftliche Leistungen beurteilte er, obgleich er mit ihm im Briefwechsel stand, kritisch. So kritisch, dass sich Zingerle nicht sicher war, ob Jakob Philipp Fallmerayer sein Lob auf Hammers Hafis-Übersetzung (einer wichtigen Grundlage für Goethes West-östlichen Divan) ernst oder vielleicht doch nur ironisch gemeint habe (Anm. 505, S. 146).

Zingerle war eine selbstbewusste Forscherpersönlichkeit, aber ein äußerst bescheidener Mensch, der sich über die zahlreichen Ehrungen und Anerkennungen zwar freute (vgl. die in Kap. 10, S. 101 ff., zusammengestellte Liste der Ehrungen von und Mitgliedschaften in gelehrten Gesellschaften), sie jedoch für entbehrlich hielt. Charakteristisch ist seine Tagebucheintragung anlässlich seiner Ernennung zum Ritter des Franz Joseph-Ordens 1862: „Hätt' ich auch nur 50 fl. Remuneration bekommen, so hätt' ich mir wenigstens ein Buch kaufen können. Wozu ein leerer Titel?" (S. 76 f.)

Gemäß der Zielsetzung der Publikation, Zingerle als Orientalisten vorzustellen, hat Kollmann das Schriftenverzeichnis zweigeteilt: in „Orientalia" (chronologisch geordnet; S. 157–164) und „übrige Schriften", unter denen die Beiträge theologischen Inhalts überwiegen. Freilich behandelt auch ein Großteil der „Orientalia" theologische Fragestellungen (z. B. seine in sechs Bänden zwischen 1830 und 1837 erschienenen „Ausgewählten Schriften des heiligen Kirchenvaters Ephräm" oder seine Monographie „Leben und Wirken des heiligen Simeon Stylites", 1855). Zwischen diese beiden Werkverzeichnisse eingefügt hat Kollmann die Sammlung der von Zingerle für den „Kaiserl. Königl. Privilegirte(n) Bothe(n) von und für Tirol und Vorarlberg" und den „Allgemeine(n) National-Kalender für Tirol und Vorarlberg" übersetzten Spruchdichtungen aus dem Arabischen und Persischen (S. 165–173). U. a. finden sich hier (zweimal!) aus dem Arabischen übersetzte Gedanken zum „Werth der schönen Wissenschaften": „[…] Die Wissenschaften sind im Reichthum Zierde, | Und in der Noth ein Schatz, | Und Unterstützung bei Gewalt; im Kreise | Gelehrter ein Gefährt'; | In Einsamkeit ein tröstender Genosse, | Zerriss'ner Herzen Arzt, | Beleber der erstorbenen Gemüther, | Geschwächter Augen Kraft; | Und alle, die nach irgend etwas streben, | Erlangen es durch sie." – Zingerle, Beda Weber und Albert Jäger – das sogenannte Marienberger Kleeblatt benediktinischer Gelehrsamkeit – wussten auf ihre jeweils eigene Weise um den Wert der Wissenschaft. Zingerle gelang es von diesen dreien am konsequentesten, Gelehrten- wie Mönchsdasein innerhalb des Stiftes Marienberg zu leben.

Auch Kollmanns Publikation ist das Ergebnis eines Sowohl-als-auch-Daseins: Als ausgebildeter Klassischer Philologe und Germanist arbeitet er als Lehrer am Humanistischen Gymnasium „Beda Weber“ in Meran (dem einst Zingerle als Direktor vorstand); für seine Zingerle-Forschungen wie für seine altorientalischen Studien muss(te) die schulfreie Sommerferien-Zeit herhalten. Seine fachlichen Qualifikationen machen ihn jedoch zum geeigneten Bearbeiter des Nachlasses von Pius Zingerle. Mit dem vorliegenden, reich bebilderten Buch setzt er dem Vermittler orientalischer Literatur im Okzident postum ein Denkmal, finanziell gefördert durch die Abtei Marienberg, das Südtiroler Kulturinstitut und das Amt für Kultur der Südtiroler Landesregierung.

Ellen Hastaba, Innsbruck

Nina Stainer, **Anna Stainer-Knittel, Malerin.** Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0888-7, 96 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Anna Stainer-Knittel, geboren 1841 in Elbigenalp im Tiroler Lechtal als zweites von vier Kindern, ist vor allem als „Geier-Wally“ berühmt geworden und im Gedächtnis geblieben. Diese Figur beruhte auf dem Umstand, dass Anna als junges Mädchen zweimal einen Adlerhorst ausnahm, ein schwieriges Unterfangen, vor dem selbst Männer und junge Burschen Respekt hatten (S. 26 ff.). Auf Annas eigener schriftlicher Aufzeichnung der Episode fußte die Erzählung „Das Annele im Adlerhorst“, die der Schriftsteller Ludwig Steub 1863 verfasste. Zur Kunstfigur überhöht wurde diese im Roman „Die Geier-Wally“ (1875) der Wilhelmine von Hillern, der vom Gemälde inspiriert war, das Anna Knittel über die Episode malte. Später wurde die Geschichte auch mehrfach verfilmt. Weniger bekannt ist das Leben der realen Anna, das meist lediglich auf die Adlerhorst-Episode reduziert wird.

Anlässlich des 100. Todestages stellte ihre Ur-Ur-Ur-Enkelin, Nina Stainer, diese kleine Biographie zusammen, die zum Großteil auf Aufzeichnungen fußt, die Anna mit etwa siebzig Jahren für ihre Familie verfasste. Ergänzt werden die Aufzeichnungen durch Briefe sowie zahlreiche Illustrationen, welche die Lebensstationen der Tiroler Malerin veranschaulichen und Einblicke in die Lebensrealitäten des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts erlauben. Das Talent der zeichnerisch begabten Anna wurde bereits früh entdeckt und gefördert, sodass sie als eine der ersten Frauen 1859–1861 die Vorschule der Münchener Kunstakademie besuchte. In den folgenden Jahren übersiedelte sie nach Innsbruck und heiratete den „Formator“ von Gipsfiguren Engelbert Stainer, mit dem sie vier Kinder hatte. Annas Aufzeichnungen schildern nun insbesondere den harten Alltag zweier Künstler in Innsbruck. Anna spezialisierte sich zunächst auf Portraitaufträge und in der Folge zusehends auf Landschaftsmalerei. 1873 nahm sie an der Weltausstellung in Wien teil, wo ihr Bild „aufgrund der großen Anzahl an Einsendungen“ im Sektor „Frauenarbeiten“ beinahe unterging (S. 69). Dieser Umstand dokumentiert nicht zuletzt den bedeutenden Anteil der Frauen unter den Künstlern der Zeit. Annas Bild wurde letztlich in der Schau einer Wiener Kunsthandlung im Künstlerhaus ausgestellt und nach England verkauft, was der kleinen Innsbrucker Künstlerfamilie vor allem dringend nötige Einnahmen bescherte. So waren es auch ökonomische Überlegungen, die dazu führten, dass Anna sich zusehends auf Blumenmalereien spezialisierte, mit denen sie

Alabastergegenstände verzierte, die sie mit ihrem Mann im eigenen Geschäft verkaufte und die besseren Absatz fanden.

Annas Aufzeichnungen stellen ein bemerkenswertes Selbstzeugnis dar. Durchwegs blickt daraus das Bild einer resoluten und humorigen Frau, die sich als erfolgreiche Künstlerin und Geschäftsfrau zu behaupten wusste und gekonnt mit dem romantischen Bild des Tiroler Naturkindes spielte. Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten ist es zwar bedauerlich, dass die Autobiographie nur in Auszügen abgedruckt wird. Für ein breites Publikum präsentiert sich die Mischung aus Biographie und Quellenauszügen jedoch sehr ansprechend. Nicht zuletzt aufgrund des gelungenen Layouts und der zahlreichen Illustrationen liegt hier ein regelrechtes Kleinod in Buchform vor, das mit Sicherheit auf breites Interesse stoßen wird.

Christina Antenhofer, Innsbruck

Wilfried Schabus, **Pozuzo. Auswanderer aus Tirol und Deutschland am Rande Amazoniens in Peru.** Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0890-0, 448 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Bittere Armut und mangelnde wirtschaftliche Perspektiven brachten in den Jahren 1857 und 1868 hunderte Tiroler und Rheinländer dazu, ihre Heimat zu verlassen und ihr Glück im peruanischen Pozuzo zu suchen, am zehnten südlichen Breitengrad gelegen, heute von Lima aus auf insgesamt 420 km langen Straßen zu erreichen. Damian Freiherr von Schütz zu Holzhausen, den man heute wohl als „Schlepper" bezeichnen würde, hatte ihnen das Siedlungsgebiet im fernen Südamerika in den leuchtendsten Farben geschildert, ohne selbst jemals am Pozuzo gewesen zu sein.

Der Sprach- und Kulturforscher Wilfried Schabus setzt sich im auf wissenschaftliche Publikationen spezialisierten Universitätsverlag Wagner ausführlich mit Geschichte und Gegenwart Pozuzos auseinander, das in unmittelbarer Nachbarschaft des peruanischen Amazonien liegt. Auf der Grundlage jahrelanger, überaus intensiver Archiv- und Feldstudien legt er nunmehr einen bemerkenswerten, sehr umfangreichen Band vor, in dem in überaus fundierter Form über Beweggründe, Erlebnisse und Erfahrungen der Auswanderer berichtet und die aktuelle Situation der Nachkommen im Regenwald beleuchtet wird.

Für die erste Auswanderergruppe folgte nach dem Abschied von Tirol im März 1857 ein langer Leidensweg, angefangen von der wochenlangen Fahrt mit dem Frachter, der ansonsten Guano von Peru nach Europa transportierte, bis zur Ankunft in Pozuzo im Juli 1859, von peruanischen Zeitungen nunmehr als „Kolonie der Märtyrer" betrauert. Denn der zugesagte Weg zur Kolonie war nicht fertiggestellt, die Auswanderer mussten diesen unter größten Mühen selbst anlegen.

Bezeichnenderweise mussten daher aus der zweiten Gruppe einige Mitglieder von ihrer Gemeinde zur Ausreise „überredet" werden, von einigen Oberinntaler Dörfern ist sogar überliefert, dass sie die Kosten für die Reise übernahmen, damit ihnen die Betroffenen nicht dauerhaft im Rahmen der Armenversorgung zur Last fielen.

Die Publikation ist für den an der Tiroler Migrations-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte interessierten Leser genauso eine Pflichtlektüre wie für den Tirolensiensammler. Sie enthält nicht nur die Namenslisten der Pioniere, biographische Angaben zu den wichtigsten handelnden Personen, sondern vor allem auch umfangreiche An-

gaben zu Ortsbild, Kulinarik, Handwerk und Bekleidung. Besonders interessant sind die Ausführungen zu den sprachlichen Verhältnissen in Pozuzo; das Tirolès ist durch Zuwanderung stark zurückgedrängt worden, wenn auch zwischen den Pozucinern und den Herkunftsländern heute durchaus vielfältige Beziehungen bestehen.

Roman Spiss, Innsbruck

Sandra Hupfauf, **Die Lieder der Geschwister Rainer und „Rainer Family" aus dem Zillertal (1822–1843). Untersuchungen zur Popularisierung von Tiroler Liedern in Deutschland, England und Amerika.** Ergänzt, redigiert und herausgegeben von Thomas Nussbaumer (Schriften zur musikalischen Ethnologie 5). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0882-5, 246 S. mit zahlr. Tabellen und Abb.

Der hier vorzustellende Band ist das Ergebnis eines umfangreichen Forschungsprojektes, das vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) und vom Tiroler Wissenschaftsfonds (TWF) gemeinsam finanziert worden ist. In der vorliegenden Arbeit untersucht die Autorin die Wirkungsgeschichte der beiden Rainer-Familien aus Fügen im Zillertal im Zeitraum 1822–1843 und geht dabei den Geschwistern Rainer und der „Rainer Family" sowie ihrem Repertoire an vermeintlich genuinen Tiroler Liedern nach, das sie berühmt machte. Behandelt wird das Repertoire der Rainers in Deutschland, England und in Amerika. Die Veränderungen im Repertoire werden anhand einer Vielzahl von Theaterzetteln, Zeitungsberichten und -beilagen sowie Programmen und Notendrucken dokumentiert. Sie lassen gut erkennen, wie die Lieder dem Publikumsgeschmack des jeweiligen Auftrittslandes angepasst wurden.

Die Einleitung gibt einen kurzen Überblick zu „Tirolerlied" und „Salontirolerlied" aus Sicht der historischen und aktuellen Volksliedforschung sowie zum Stand der Forschung zu Tiroler Sängerfamilien. Es folgt ein Überblick zu den Anfängen 1822, dem Beginn der Konzerttätigkeit 1824 und den Konzertreisen der Geschwister Rainer (Maria, Franz, Felix, Joseph und später auch Anton) 1825 in Deutschland bis zu ihren Englandreisen. Das nächste Unterkapitel beschreibt das „Werden" der „Rainer Family" und ihre Konzerttätigkeit, die sie in wechselnder Besetzung bis nach Amerika, Paris und St. Petersburg geführt hat.

Das zweite Kapitel behandelt das Repertoire der Geschwister Rainer („Rainer Family") vor 1827 sowie den Beginn und den Weg der Professionalisierung. Kurz beleuchtet werden die „Qualität des Gesanges", die verschiedenen Auftrittsorte und die beliebtesten Lieder, zu denen auch Bühnenlieder gehörten, die die Volkslieder ablösten. Die Wahrnehmung der Sängerfamilie durch Publikum und Berichterstattung festigt schon vor 1827 das Klischee des lustigen, heiteren, „naturnahen, treuherzigen, anspruchslosen" und „drolligen" Tirolers, von den Rainers selbst bewusst in Kauf genommen und durch ihre Lieder und ihr Auftreten in „Tracht" unterstrichen. Vor dem Hintergrund des aufkommenden Nationalismus wird auch der Rolle der „Nation" in der Musik nachgegangen. Die Faszination für Andreas Hofer und den Tiroler Aufstand 1809 fand ihren Niederschlag in „Tiroler Musik" bzw. „Tiroler Liedern" wie z. B. dem ersten politischen Lied im Repertoire der Rainer, „Der Tyroler Landsturm" von Max Johann Seidel.

Kapitel drei befasst sich mit den Reisen der Geschwister Rainer („Rainer Family") nach Großbritannien 1827–1828 und 1829–1831 sowie 1837 und der Entstehung der „Tyrolese Melodies". „Der Schweizerbue" (Abb. S. 88–89) fand sogar in die traditionelle irische und schottische „Fiddle Music" Eingang. Im Gegensatz zu Amerika lässt sich in Großbritannien kein Einfluss der Rainer auf das englische Musikleben jener Zeit feststellen. Einzig und allein das Jodeln konnte sich als Attraktion halten. Wie erfolgreich die „Tyrolese Mistrels" waren, zeigt die Tatsache, dass die USA auf den Londoner Erfolg der Rainer aufmerksam wurden (S. 138).

Das Repertoire der „Rainer Family" („zweite Generation" = Ludwig Rainer, Simon Holaus, Margarethe Springer, Helene Rainer), die im November 1839 in Amerika ankommen, wird im vierten Kapitel untersucht. Der Großteil des Programms bestand aus deutschen Liedern, nicht so sehr aus alpenländischen. Die Frage, ob die Rainers das Lied „Stille Nacht" nach Amerika brachten und wo sie es das erste Mal sangen, lässt sich anhand der Quellenlage nicht beantworten. Keine Hinweise gibt es für die Aufführung von Tänzen. Die Lieder werden hier nicht mehr wie in England als „urtümlich, wild, exotisch" bezeichnet, sondern wie Kunstlieder angekündigt, was die Anpassung an Land und Publikum deutlich macht.

Das fünfte Kapitel thematisiert den Einfluss der „Rainer Family" auf die frühe amerikanische Popularmusik wie z. B. die Minstrel Shows als erste eigentümliche amerikanische Form der Musikunterhaltung, die unter anderem von den Parodien auf Kosten der Sklaven lebte. Vorbildwirkung auf den Schulgesang und die Gesangspädagogik hatte der vierstimmige, homophone Gesang der Rainers, der auch die Entstehung zahlreicher Gesangsgruppen bewirkte. Aus der großen Anzahl der Nachfolger der „Rainer Family" sticht die „Hutchinsons Family" hervor, die sogar als „New Hampshire-Rainers" bezeichnet wurde. Die enggesetzte Singweise mit der ersten Stimme als Über- und der zweiten Stimme als Hauptstimme, nach dem Vorbild der „Rainer Family", wird als Anfang des homophonen A-cappella-Gesanges, des „Barbershop-Gesanges", gesehen. Indirekt können die Rainers somit als Impulsgeber für die Entwicklung dieser Singart gesehen werden. Die Entstehung zahlreicher Gesangsgruppen ist auch Ausdruck der „Modewelle an ethnischer europäischer Musik" (S. 209) und spiegelt die Sehnsucht und Suche nach eigener amerikanischer Identität ebenso wider wie das Bestreben, sich von den europäischen Ländern abzugrenzen.

Ein umfangreiches Verzeichnis der verwendeten Quellen und Literatur und die Auflistung der Liedincipits, Liedtitel sowie der Titel von Tänzen und Instrumentalstücken schließen die umfangreiche Untersuchung ab.

Klar zeichnet die Autorin die Anfänge der Professionalisierung der Sängerfamilie nach, beginnend mit dem Verkauf von Liedtexten, mit dem Einbau ihrer Lieder in die Stücke, wodurch die Sänger selbst zu Akteuren wurden. Für England wird anhand von Liedtextabdrucken die Glättung in den Übersetzungen „ungehobelter" und „zweideutiger" Texte durch den Verleger aufgezeigt, der damit der konservativen und vordergründig puritanischen Einstellung seiner englischen Landsleute Genüge tat. Inhaltlich entfernten sich die Übersetzungen zum Teil beträchtlich von den Originalen, und die Textunterlegung von Jodlern und Jodelsilben erwies sich als unerwartet schwierig. Plausibel wird erklärt, wie die langen, den Engländern unverständlichen Schnaderhüpfeln aus den Programmen verschwanden und die vielstrophigen Lieder durchwegs auf drei Strophen reduziert wurden, was sich für den Vortrag bei Konzerten als ideal erwies. Beeindruckend sind die Anzahl der zusammengetragenen Lied-

belege sowie die Quellenangaben bzw. ersten Nachweise zu den einzelnen Liedern. Da die Forschung zu Tiroler Sängerfamilien erst am Anfang steht, ist die vorliegende Publikation umso begrüßenswerter. Sie schließt eine Lücke in der Musikwissenschaft und in der Volksliedforschung zu einem Forschungsgegenstand, der lange vernachlässigt wurde.

Brigitte Mantinger, Bozen

**Kulturkampf in Tirol und in den Nachbarländern. Akten des Internationalen Kolloquiums des Tiroler Geschichtsvereins (Sektion Bozen) im Kolpinghaus Bozen, 9. November 2012,** hg. von Gustav Pfeifer / Josef Nössing (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 37). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2013. ISBN 978-3-7030-0844-3, 128 S.

Der Band umfasst die Verschriftlichung von sechs Beiträgen zum Symposium „Kulturkampf in Tirol und in den Nachbarländern" (2012). Vier Beiträge widmen sich den Facetten des Kulturkampfgeschehens im Raum des historischen Tirol, zwei Texte betten die regionalen Kulturkämpfe in einen größeren Rahmen ein. Einig ist sich die Forschung heute offenbar darin, dass mit Kulturkampf bzw. Kulturkämpfen nicht nur lokale Phänomene gemeint sind; vielmehr geht es um eine gesamteuropäische Entwicklung in der „Neuverortung von Religion" und insgesamt um das „liberale Projekt der Moderne", das – wie Laurence Cole schreibt – ein langes Nachleben bis in die Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert hatte. Konservative und Liberale lieferten sich Auseinandersetzungen um Themen wie Glaubenseinheit und Toleranz, die Hoheit über die Schulaufsicht, Krankenpflege, das Eherecht und andere traditionell der Kirche zugerechnete Bereiche, und generell um die Verbindung bzw. Trennung von Kirche und Staat.

Gerade im deutschsprachigen Raum scheint die Forschung über die Kulturkämpfe in den letzten Jahren sehr produktiv gewesen zu sein. Die Rückkoppelung regionaler Studien mit internationalen Analysen kann zu spannenden Einblicken führen, wenn etwa – wie im Beitrag von Nina Kogler – Räume und Akteure näher betrachtet werden. Kogler kann Pauschalurteile, die bis dato nicht näher definierten Personengruppen wie Klerikern, Vereinen und Kirchenvolk übergestülpt wurden, relativieren. Das Selbstverständnis Tirols als katholisches oder gar heiliges Land und die Utopie eines monokonfessionellen Raums hebt sie als *invention of tradition* hervor, die ihre Wurzeln in der Zeit des Vormärz gehabt und im Zuge eines zweiten konfessionellen Zeitalters im 19. Jahrhundert zu den Kulturkämpfen geführt habe. (Fiktive) Räume beeinflussten Kleriker und Vereine und machten diese zu Multiplikatoren, die im Rahmen von Kult und Frömmigkeitspraxis auf die Bevölkerung wirkten. Die Verbindung von Religion und Politik führte mitunter dazu, dass politische Inhalte über religiöse Symbole und Narrative, etwa die Herz-Jesu-Verehrung, transportiert wurden. Als drei zentrale Agenden des Kulturkampfes hebt Kogler das Pressewesen (katholische Publizistik), die Solidarität gegenüber dem Papst und die Durchdringung des privaten und gesellschaftlichen Lebens mit katholischen Werten hervor. Auch Erika Kustatscher tritt in ihrer Analyse einen Schritt hinter die Ereignisgeschichte der Kulturkämpfe zurück. Sie untersucht die Ausbildung der Theologen und somit das Substrat, das die Herausbildung kulturkämpferischer Mentalitäten erst ermöglichte.

Die Geistlichen bildeten einerseits ein Netzwerk, dessen sich die Kirche systematisch bediente, andererseits waren sie direkt an den Menschen und ihren (nicht nur spirituellen) Fragen dran. Die Autorin schenkt der durch Staat und Kirche legitimierten Rolle der Eltern besondere Aufmerksamkeit und thematisiert einen der wesentlichen Konfliktpunkte der Kulturkämpfe: das Abwägen der Zuständigkeit für die Erziehung zwischen Elternhaus, Kirche und Staat bzw. Gemeinwesen.

Florian Huber nimmt in seiner Studie über Nation und Religion im Trentiner „Intransingentismo" den italienischsprachigen Teil Tirols unter die Lupe. Auf der Basis einer fundierten Kenntnis von Quellen und Forschungsstand zeigt er auf, dass mikrohistorische Analysen von Akteuren und Räumen notwendig sind, um ein komplexes Territorium wie das „Trentino" zu verstehen, das sich im 19. Jahrhundert im Spannungsfeld zwischen Nationalismus und Patriotismus, Nationalstaat und Volksgruppe, Kirche und Katholizismus, und innerhalb der entsprechenden Diskurse über Zuordnung und Zugehörigkeit bewegte. Vorschnelle Kategorisierungen wären, so der Autor, unbedingt zu vermeiden. Eine „Trentiner Meistererzählung" über gute italienische und nationale und schlechte prohabsburgische und antinationale „Trentiner" wird im Beitrag überzeugend ausgehebelt. Carlo Romeo problematisiert die Anwendung des Konzeptes Kulturkampf, das bisher fast ausschließlich auf den deutschsprachigen Raum bezogen wurde, auf das geeinte Italien. In einem chronologischen Abriss zeichnet er den Konflikt zwischen dem risorgimentalen Italien und der Kirche, zwischen der neuen nationalen Identität und dem Papst als weltlichem Herrscher nach, den es nicht nur in seinen Implikationen des Politischen, sondern auch des Kulturellen zu untersuchen gelte. Der Autor untersucht deshalb Mittel und Wege der katholischen Propaganda und der nationalen Publizistik, die auf eine Trennung von Kirche und Staat hinarbeiteten bzw. diese zu verhindern suchten.

Neben den Spannungen auf (über)regionaler Ebene pflanzten sich die „Kulturkämpfe" auch in innerlokalen Konflikten fort. Hans Heiss zeigt am Beispiel der Stadt Bruneck, wie gerade die Städte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „bürgerliche Experimentierräume und Konfliktzonen" neue Wachstums- und Entwicklungsimpulse hervorbrachten, die sich in mancher Hinsicht antipodisch zu kirchlichen Räumen und Einrichtungen verhielten. Sie evozierten Konflikte, die sich auf private wie öffentliche (Medien-)Räume erstreckten. Durch Rituale wurde öffentlicher Raum besetzt, wobei die Grenze zwischen religiösem Kult und politischer Demonstration verschwamm. Feiern konnten bisweilen nationalen oder patriotischen Charakter annehmen und die Gesellschaft sowohl politisieren als auch polarisieren. In diese Kategorie passt auch der Domneubau in Linz, den Laurence Cole in seinem Beitrag über den Kulturkampf in Oberösterreich analysiert. Cole stellt die Frage nach einem „Krieg der Kulturen" in der österreichischen Reichshälfte der Habsburgermonarchie, und zeichnet die Entwicklung der österreichischen Kulturkämpfe von ihren Anfängen in der Einrichtung einer Staatskirche und im Erlass der Toleranzpatente bis zum Abklingen durch die Schwächung des Liberalismus, sowie das Wiederaufflackern in einer zweiten Welle ab den 1890er-Jahren nach.

Der letzte Beitrag des Bandes stellt auch für mit dem Thema wenig Vertraute einen guten Überblick dar. Diese Hilfestellung ist notwendig, um sich im relativ komplexen Forschungsfeld orientieren zu können. Die Tatsache, dass der Begriff „Kulturkampf" in allen Beiträgen hinter- und befragt wird, weist darauf hin, dass er (noch) keineswegs mit einer allgemein gültigen Definition aufwarten kann, und

dass selbst die Geschichtswissenschaften ihr Untersuchungsgebiet noch nicht genau abgesteckt haben. Das Wechseln zwischen Singular und Plural („Kulturkämpfe") wie auch die Schwierigkeiten zeitlicher und räumlicher Eingrenzung sprechen für ein vielschichtiges Phänomen, das durch die Tagung und den vorliegenden Tagungsband genauer verortet werden sollte. Das Buch erweist sich als handliche und kompakte Übersicht über den Forschungsstand aus der Sicht einer regionalhistorisch fokussierten Gruppe von Historikerinnen und Historikern, die ihre Thesen deutlich in einem internationalen und überregional vergleichenden Forschungszusammenhang und einem breiten theoretischen Fundament verankert. Insofern ist es als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Diskussion zu verstehen, die sich vermehrt von der positivistischen und mit der Landesgeschichte eng verknüpften Kirchengeschichtsschreibung distanziert und neue Perspektiven auf das „liberale Projekt der Moderne" eröffnet, das gerade in Hinblick auf die Vermischung von Politik und Religion in Tirol noch keineswegs zu einem Abschluss gekommen ist.

Andreas Oberhofer, Bruneck

**Katastrophenjahre. Der Erste Weltkrieg und Tirol,** hg. von Hermann J. W. Kuprian / Oswald Überegger. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, 2014. ISBN 978-3-7030-0824-5, 592 S. mit zahlr. Abb.

Rechtzeitig zum hundertjährigen Gedenken an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges haben Hermann J. W. Kuprian und Oswald Überegger, beide ausgewiesene Historiker der Regionalgeschichte im Ersten Weltkrieg, ein Sammelwerk herausgebracht, dessen Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzen ist. Es entstand nicht – wie oft anlässlich von Gedenkjahren – als Ad-hoc-Initiative, sondern fasst die seit rund zwanzig Jahren intensiv betriebene Forschung zu den Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf die Zivilgesellschaft Alttirols (also einschließlich des Trentino) mit beinahe allen ihren vielschichtigen und vielseitigen Aspekten und Themenfeldern in 26 präzisen, mit viel Hintergrundwissen verfassten Beiträgen zusammen (vgl. dazu auch den Forschungsüberblick von Richard Schober, Hundert Jahre Erster Weltkrieg. Die Reihe „Tirol im Ersten Weltkrieg": Forschungsergebnisse, in: Tiroler Heimat 78 [2014] 159–217). Die Autoren repräsentieren alle drei Landesteile einschließlich Vorarlbergs; viele von ihnen – das ist besonders erfreulich – gehören der nachrückenden jüngeren Weltkriegshistorikergeneration an, die sich in den letzten Jahren herausgebildet hat.

Nach einem Einleitungskapitel der Herausgeber, in dem der Krieg als gesellschaftliche Grenz- und Gewalterfahrung aufgefasst und die Intention des Werkes dargelegt wird, eine „Gesamtdarstellung" des Ersten Weltkrieges auf regionaler Ebene auf der Basis der intensiven Forschungen der letzten Jahrzehnte mit ihren verschiedenen inhaltlichen, theoretisch-methodischen und narrativen Perspektiven zu bieten, skizziert der Südtiroler Historiker Hans Heiss die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebenswelten der sogenannten „Friedenszeit" um die Jahrhundertwende quasi als Kontrapunkt zu den desaströsen Entwicklungen im Krieg.

Oswald Überegger widmet sich dem Thema „Illusionierung und Desillusionierung", wobei er die beginnende Desillusionierung nicht wie bisher üblich erst 1917 ansetzt, sondern deren Einsetzen bereits in den ersten Wochen des Krieges feststellt. In der letzten Phase des Krieges führte diese Desillusionierung der Gesellschaft letzt-

endlich zur Radikalisierung. Dadurch wurden die alten politischen Eliten diskreditiert, womit eine zunehmende Distanz zum Kriegsstaat einherging.

Mit einem weiteren wichtigen gesellschaftspolitischen Thema, der Militarisierung der Gesellschaft, beschäftigt sich Hermann J. W. Kuprian. Zuerst weist der Autor darauf hin, dass die Militarisierung infolge der schwierigen außen- und innenpolitischen Lage (Nationalitätenkonflikt) der Monarchie schon lange vor dem Krieg einsetzte bzw. rigorose Notverordnungen vorbereitet wurden. Diese Ausnahmeverfügungen wurden bereits im Juli 1914 umgesetzt, obwohl die Mobilisierung wider Erwarten reibungslos ablief. Nach dem „Intervento" verschärfte sich die Situation infolge der damit verbundenen totalen Militarisierung durch militärische Übergriffe. Politik und Verwaltung traten gegen das Militär auf und wurden so – allerdings mit geringem Erfolg – quasi zu Anwälten der Zivilbevölkerung.

Danach folgt ein Block von Beiträgen mit sozialrelevanten Themen, die die Lage der Frauen sowie der Kinder und Jugendlichen im Krieg, die Ernährungslage und die Kriegsfürsorge zum Inhalt haben. Ein großes Verdienst der sogenannten „Neuen Militärgeschichte" war und ist die Thematisierung der Rolle der Frau im Hinterland während des Krieges. Gunda Barth-Scalmani präsentiert zunächst wesentliche demographische Daten der Tiroler Gesellschaft, um dann die Kriegserfahrungen von Frauen, dominiert von Hungerkrisen, Entsolidarisierung und Radikalisierung, zu analysieren. Signifikant erscheint die Beobachtung, dass der „totale Krieg" die traditionelle Geschlechterordnung kurzfristig in Teilbereichen außer Kraft setzte, was allerdings mit Ende des Krieges sofort wieder rückgängig gemacht wurde.

Hartwig Musenbichler stellt in seinem Beitrag über „Kinder und Jugendliche" die besondere Bedeutung, die der Kriegsstaat der Jugendwohlfahrt beimaß, fest, in die die Behörden, unterstützt von den bestehenden privaten Vereinen, zunehmend eingriffen. Der Autor begreift zu Recht die Kinder- und Jugendfürsorge als wesentlichen Teil der Alltags- und Mentalitätsgeschichte und widmet sich den Aspekten „Jugend und Krieg", „Schule und Krieg", „Kriegswaisen", „nationale, politische und religiöse Erziehung". Die Jugend wurde kompromisslos in den Dienst des Kriegsstaates gestellt. Vor allem zu Kriegsende stand nicht mehr die Not der Jugend, sondern der vermeintliche Sittenverfall im Fokus der Jugendpolitik, die zum Teil der propagandistischen Kriegsführung untergeordnet wurde.

„Ernährungslage und Hunger" stehen im Fokus des Beitrags von Matthias König, der die bekannten Gründe für die im Laufe des Krieges immer virulenter werdende Hungerkrise in Tirol zusammenfasst: zu geringe Produktion der Landwirtschaft, mangelnde Zufuhr aus den Agrargebieten der Monarchie (insbesondere Ungarn), Organisationsmängel, militärische Requirierungen der im Lande stehenden Truppen, zusätzliche Versorgung einer großen Zahl von Flüchtlingen. Der Hunger im Lande verschärfte den Nationalitätenkonflikt, Konflikte mit dem Militär, Antisemitismus und Xenophobie.

Im Beitrag „Kriegsfürsorge" von Matthias Egger und Joachim Bürgschwenter, wird zunächst der organisatorische Rahmen der zentralen und regionalen Kriegsfürsorgeeinrichtungen abgesteckt. Vor allem Letztere waren beinahe unüberschaubar, ermöglichten aber, indem sie eigentlich staatliche Aufgaben übernahmen, erst die Kriegsführung. Die Akteure der Kriegsfürsorge fühlten nach Auffassung der Autoren wohl auch eine gewisse humanitäre Verpflichtung, hatten aber primär staatspatriotische Überlegungen im Blick. Der Beitrag schließt mit konkreten exemplarischen Fürsorgeaktionen für Soldaten und Zivilbevölkerung.

Angelika Willis behandelt in ihrem Beitrag „Arbeiterschaft und Kriegswirtschaft“ die generelle Militarisierung der Arbeitswelt im Rahmen der Ausnahmegesetzgebung für die Kriegswirtschaft, die zur Verelendung, Endsolidarisierung und Radikalisierung der Arbeiterschaft im Laufe des Krieges führte, wobei die katastrophale Ernährungslage eine besondere Rolle spielte. Abschließend gewährt die Autorin (deren Monographie zur Thematik unter dem Namen Angelika Mayr als Band 8 der Reihe Tirol im Ersten Weltkrieg erschien) einen Ausblick auf die Arbeits- und Sozialgesetzgebung am Beginn der Ersten Republik, die ohne die Kriegserfahrung zu diesem Zeitpunkt sicherlich noch nicht möglich gewesen wäre.

Der Beitrag von Elisabeth Dietrich-Daum, „Medizin und Gesundheit“, zeigt deutlich, wie sehr das zu wenig vorbereitete Gesundheitswesen im Krieg gefordert war. Allerdings standen auch hier die militärischen Erfordernisse im Vordergrund, d. h. die Wiederherstellung der Kampfkraft des Kollektivs der „Truppe“ war der Zivilbevölkerung und den einzelnen Soldaten übergeordnet. Dietrich-Daum stellt dem Sanitätswesen der k. u. k. Armee ein äußerst schlechtes Zeugnis aus: Deren Ausfälle durch Krankheit waren doppelt so hoch wie in der deutschen und machten das Dreifache im Vergleich zur französischen Armee aus. Die Autorin relativiert schließlich den oftmals behaupteten medizinischen Erkenntnisgewinn im Krieg, der zumindest, was die Chirurgie betrifft, wohl evident sein dürfte.

Hermann J. W. Kuprian thematisiert in seinem Beitrag „Zwangsmigration“ die durch den Weltkrieg ausgelösten Massenwanderungen von flüchtenden, vertriebenen, evakuierten und deportierten Zivilisten, die gerade im Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn den gesellschaftlichen und staatlichen Desintegrationsprozess besonders förderten. Dieser erfasste mit dem Kriegseintritt Italiens auch die Alpenländer und damit das Kronland Tirol-Vorarlberg. Tirol war von der bereits in den ersten Kriegsmonaten eingetretenen enormen Flüchtlingswelle aus Galizien und der Bukowina kaum betroffen. Dies änderte sich aber schlagartig mit dem „Intervento“. Beinahe 100.000 Menschen wurden im ersten Kriegsjahr aus dem Trentino sowie dem übrigen Etappenraum der Südwestfront evakuiert und überwiegend aus militärisch-sicherheitspolitischen Gründen ins Innere der Monarchie verbracht. Im Lande selbst wurden hauptsächlich Kriegsgefangene, aber auch Kriegsflüchtlinge zur Zwangsarbeit herangezogen. Ab 1916 wurde den italienischen Evakuierten unter bestimmten Bedingungen die Rückkehr nach Tirol erlaubt.

Nach einigen Bemerkungen über den Kampf der Kirche in der Vorkriegsgesellschaft um religiöse Sinnstiftung gegen moderne Strömungen wie Sozialismus und Liberalismus greift Brigitte Strauss zentrale Themen zum vielschichtigen Komplex „Kirche und Religiosität“ im Krieg heraus: Augusterlebnis der Kirche, kirchliche Propaganda, Volksfrömmigkeit, Religiosität der Soldaten und die Rolle der Seelsorger. Der Desillusionierungsprozess, der im Laufe des Krieges in der Tiroler Gesellschaft zunahm, vollzog sich auch innerhalb der Kirche. Zunehmend verlor diese die Deutungsmacht über den Krieg als Strafgericht Gottes und wurde als Unterstützerin des habsburgischen Kriegsabsolutismus in Zweifel gezogen. Am sinnfälligsten zeigte sich die kirchliche Unterstützung des Kriegsstaates in der lange mehr oder weniger passiven Haltung gegenüber den die Bevölkerung irritierenden Glockenabnahmen. Mit dem zunehmenden Verlust der Autorität der Kirche ging auch ihre staatserhaltende Wirkung mehr und mehr verloren. Die Unsicherheit im Krieg verstärkte zwar die Religiosität der Soldaten, das oftmals geringe Verständnis der Vorgesetzten und

gezielte Schikanen verursachten aber tiefgreifenden Unmut. Auch die Priester konnten im Verlauf des Krieges immer weniger gegen sich verbreitende Glaubenszweifel ankommen. Durch ihren Einsatz in der Kriegsfürsorge vermochten die Priester dennoch einigermaßen ihre Autorität über das Kriegsende hinwegzuretten.

Es folgt ein Themenkomplex, der unter dem Überbegriff „Popularisierung des Krieges" zusammengefasst werden kann und Presse, Propaganda, Literatur und visuelle Künste im Krieg in den Mittelpunkt rückt.

Roman Urbaner stellt fest, dass die Presse infolge des Krieges nicht nur Einschränkungen, insbesondere durch die Zensur, erfahren und unter den allgemein geänderten Bedingungen zu leiden hatte, sondern sich ihr 1914 durch das plötzliche gesteigerte Interesse der Menschen an Kriegsnachrichten neue Geschäftschancen eröffneten. Eine gegenteilige Entwicklung erlebte die Presse im Trentino, die nach dem „Intervento", aus staatspolitischen Gründen unterdrückt, praktisch kaum mehr vorhanden war. Positive Auswirkungen über die Kriegszeit hinaus hatten die durch die Kriegsverhältnisse erzwungene Straffung der Verlagsstruktur und die starken Tendenzen zur Konzentration des Pressewesens.

Der vom Kriegsstaat gesteuerten Propaganda für alle Bevölkerungsschichten kam, wie Joachim Bürgschwenter zeigt, zentrale Bedeutung für die mentale Mobilisierungskraft der Doppelmonarchie zu. Die wesentlichste Voraussetzung dafür war die Zensur, die die gesamte Kriegsdauer hindurch massiv betrieben wurde, um defätistische und vermeintlich dem Kriegsstaat schädliche Informationen hintanzuhalten. Die patriotische Mobilisierung erfolgte vor allem in den Bereichen der Kriegsfürsorge und der Werbung für die Kriegsanleihen sowie im patriotisch ausgerichteten Schulunterricht. Dabei wurde der Kampf der Doppelmonarchie vor allem als aufgezwungener, für den Erhalt des Staates notwendiger Verteidigungskrieg dargestellt, wobei besonders das „Heldentum" der Soldaten als sinnstiftend für den „Krieg" instrumentalisiert wurde.

Der Germanist Eberhard Sauermann bietet einen Überblick über die Tiroler Literatur im Weltkrieg, die großteils als Propagandaliteratur für den Krieg verstanden wird. Die Tiroler Kriegslyrik entspricht in ihren Tendenzen und Erscheinungen im Großen und Ganzen derjenigen im gesamten deutschsprachigen Raum: Der Krieg wird als Verteidigungskrieg hingestellt, Gott für den Sieg instrumentalisiert, Kampf und Heldentod werden verherrlicht, das eigentliche Kampfgeschehen mit Not und Leid bleibt ausgeklammert. In der Tiroler Kriegslyrik, insbesondere in der von Bruder Willram, treten allerdings diese Charakteristika noch schärfer hervor. Zu diesen Erkenntnissen kommt Sauermann, indem er die wichtigsten Vertreter der Tiroler Literatur im Ersten Weltkrieg heranzieht. Abschließend verweist der Autor auf weitere noch zu bearbeitende Quellen wie Zeitungen, Flugblätter und Postkarten.

Der Kunsthistoriker Christoph Bertsch thematisiert die visuelle Kunst: Malerei, Fotografie und Film im Ersten Weltkrieg, wobei er deren erstmalige parallele Entwicklung anhand einiger typischer Beispiele aus Alttirol aufzeigt. Dabei steht das Bild im Fokus, unabhängig von seiner künstlerischen Technik. Der Autor macht deutlich, welche enorme Bedeutung das Bild in der Kriegspropaganda und als entscheidender Faktor in der Erinnerung hatte, wobei von den Zeitgenossen die damit verbundene intensive Manipulation nicht erkannt wurde. Zur Erläuterung zieht Bertsch die Bildsprache von Egger-Lienz sowie die Fotos von Frontbesuchen Kaiser Karls und der Hinrichtung von Cesare Battisti und Fabio Filzi heran.

Während der Großteil des Bandes den Auswirkungen des Krieges auf die Zivilgesellschaft gewidmet ist, bietet ein Komplex von Themen einen Abriss des militärischen Geschehens bzw. eine Analyse der soldatischen Erfahrungen im Gebirgskrieg. Erwin A. Schmidl stellt die Grundzüge der Kriegsführung an der österreichischen Südwestfront dar, während Marco Mondini die italienische Gebirgsfront behandelt. Mondini geht allerdings über das rein Militärische hinaus. Weil er den Gebirgskrieg als „kulturelles Konstrukt" sieht, interessieren ihn besonders die medialen Prägungen der italienischen Gedenkkultur, die, im Unterschied zur österreichischen, neben der offiziellen „Ästhetisierung" des Krieges schon früh Leid und Tod in den Fokus nahm. Mit allen Aspekten der soldatischen Kriegserfahrung auf der Grundlage eines modernen mentalitätsgeschichtlichen Ansatzes beschäftigen sich Isabelle Brandauer und der Leiter des Archivio della scrittura popolare in Rovereto, Quinto Antonelli, wobei dieser sich insbesondere auf Selbstzeugnisse von Soldaten stützt. Die zahlreichen Tagebücher, Erinnerungen und Briefe machen deutlich, welche große Veränderung der Krieg in den religiösen, politischen, ideologischen und nationalen Überzeugungen der einzelnen Soldaten bewirkte.

Der Autor des Standardwerkes über die Militärgerichtsbarkeit in Tirol, Oswald Überegger, bietet einen Abriss seiner Forschungsergebnisse, wobei er neben der Struktur der Militärgerichtsbarkeit, der Art und Häufigkeit der Delikte, militärischer und ziviler Verweigerung auch die politische Dimension der militärischen Gerichtsbarkeit untersucht. Diese wirkte sich besonders negativ auf das Österreichbewusstsein im Trentino aus. Im Laufe des Krieges verlor die Militärgerichtsbarkeit allerdings zunehmend ihre deliktpräventive und disziplinierende Wirkung, was letztlich auch einen der zahlreichen Aspekte der Auflösungstendenzen des Kriegsstaates darstellte.

Für die Soldaten im Krieg gab es zwei Lebenswelten, die beide eine existenzielle Bedrohung darstellten: Kampf an der Front und Kriegsgefangenschaft. Mit der zweiten dieser Welten beschäftigt sich Matthias Egger, der zunächst einen statistischen Überblick über die ungeheure Masse der Kriegsgefangenen Österreich-Ungarns (2,7 bis 2,8 Millionen) gibt, um dann die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Kriegsgefangenen in Tirol zu untersuchen. Im Blickfeld stehen aber auch die Erfahrungen der Tiroler Soldaten in „Feindeshand" sowie deren Rückführung aus Russland und Italien. Besonders schwierig gestaltete sich die Lage der Gefangenen in Russland, bedingt durch Klima, Misswirtschaft und das Unvermögen so große Massen zu versorgen. Daher war auch die Mortalitätsrate in Russland (17–25 %) signifikant höher als in Österreich-Ungarn (7,5–10 %) und Italien 10 %.

Im Jahre 2006 fand in Lusern eine transdisziplinäre Tagung zur Archäologie des Ersten Weltkrieges statt. Seitdem haben neben anderen Harald Stadler und Christian Terzer intensive Ausgrabungen in Teilen der ehemaligen Stellungen vorgenommen, über deren Forschungsstand sie berichten. Weiters referieren sie über die verschiedenen Einsatzmöglichkeiten der Archäologie zur Erforschung der Sachkultur der Front und deren Methodik, den denkmalschutzgesetzlichen Rahmen in Österreich und Südtirol (Italien) und abschließend über handwerkliche Arbeiten der Kriegsgefangenen. Die Frontarchäologie ist ein junger Forschungszweig, der sicherlich zu wichtigen neuen Erkenntnissen führen wird.

Da das Trentino zum engeren Kriegsgebiet gehörte und daher eine gesonderte Entwicklung nahm, erscheint es sinnvoll, diesem ehemaligen italienischsprachigen Landesteil einen eigenen Beitrag aus italienischer Feder zu widmen (Nicola Fontana

und Mirko Saltori). Die Autoren beschreiben die durch die Militarisierung nach Ausbruch des Krieges bewirkte Repression und die veralteten, nach dem „Intervento" verstärkt einsetzenden Evakuierungsmaßnahmen, bei denen das Militär sicherlich über das Ziel hinausschoss. Das Versorgungsproblem war aufgrund der wirtschaftlichen Struktur und der Frontnähe im Trentino gravierender als im übrigen Alttirol. Wesentlich zum Niedergang der Wirtschaft trugen der vollständige Zusammenbruch des Fremdenverkehrs sowie direkte Kriegseinwirkungen bei. Das politische Leben kam durch die restriktiven Maßnahmen, insbesondere durch die Evakuierungen, Internierungen und Konfinierungen zum Erliegen. Die „österreichische Idee" wurde vollkommen zerstört. Selbst die katholischen Popolari näherten sich zumindest zum Teil dem italienischen Nationalgedanken an. Abschließend geben die Autoren einen Überblick auf das im Weltkrieg stark eingeschränkten Pressewesen des Trentino und setzten sich mit dem Topos der „erlösten Gebiete" auseinander. Zu Recht sehen sie hinter der von der italienisch-nationalistischen Geschichtsschreibung tradierten „Erlösung" eine komplexere Wirklichkeit, die, von offensichtlichem Misstrauen auf beiden Seiten geprägt, selbst unter dem Faschismus noch wirksam war.

Andrea Di Michele knüpft in seinem Beitrag über die italienische Besatzungszeit hier an und arbeitet die Unterschiede in den Rahmenbedingungen und in der Besatzungspraxis im Trentino sowie in Süd- und in Nordtirol heraus. Im Trentino unterschätzten die Italiener die gesellschaftlichen Auswirkungen des Krieges sowie den Willen, die habsburgischen dezentralen Verwaltungsstrukturen beizubehalten. In Südtirol waren sich die Besatzer der Schwierigkeiten mit einer deutsch geprägten Bevölkerung bewusst, waren aber mangels einer einheitlichen Minderheitenpolitik nicht in der Lage, die deutschen Südtiroler ohne Härten dem Staat anzunähern. In Nordtirol verfolgten die Italiener keine expansionistischen Ziele, sahen aber in der Besatzung einen ersten Schritt der Sieger- und selbst definierten Großmacht Italien auf dem Weg zu einer poltisch-wirtschaftlichen Vorherrschaft außerhalb der eigenen Grenzen.

Wolfgang Weber behandelt Vorarlberg während des Krieges, das wohl zum „engeren" Kriegsgebiet gehörte, aber von direkten militärischen Kriegseinwirkungen verschont blieb. Trotzdem war der Blutzoll des kleinen Landes enorm hoch. Nach Kärnten erlitt Vorarlberg die höchsten Verluste aller späteren Bundesländer. Versorgungslage und die „Arbeit im Krieg" glichen den Verhältnissen in anderen Kronländern. Eine Besonderheit war allerdings die Grenzlage Vorarlbergs, die das Land zum Fluchtziel für Kriegsgefangene machte, die sich in die Schweiz durchzuschlagen versuchten. Am Ende des Krieges hatte Vorarlberg eine bessere Ausgangsposition als andere Gebiete, sowohl bevölkerungs- als auch gesundheitspolitisch, aber auch ökonomisch. Da Vorarlberg nicht zum Kriegsschauplatz wurde, waren die wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Infrastrukturen in gutem Zustand.

Am Ende des voluminösen Bandes steht der Beitrag von Oswald Überegger, „Geschichtsschreibung und Erinnerung", in dem der Autor die großen Linien seiner im 9. Band der Reihe „Tirol im Ersten Weltkrieg" dargestellten erinnerungskulturellen Forschungen zusammenfasst. Ausgehend von der begründeten Feststellung, dass der Gebirgskrieg bis heute im erinnerungskulturellen Bezugsrahmen steht, zeichnet Überegger die von Offiziershistorikern im Kriegsarchiv und auf Regimentsebene propagandistisch orientierte Geschichtsschreibung schon während des Krieges nach, um sich dann dem Thema seiner Monographie, der Geschichtsschreibung und den Kriegserinnerungen in der Zwischenkriegszeit, zuzuwenden. Zunächst standen in

den ersten Jahren nach 1918 das Vergessen sowie der Verlust Südtirols im Vordergrund. Erst Mitte/Ende der 1920e-Jahre konnte sich infolge der gelungenen Integration der Heimkehrer und des Wiedererstarkens des politischen Katholizismus der heroisch-heldische Blick auf den Krieg durchsetzen. In Südtirol hingegen war die Erinnerungskultur aufgrund des italienischen Drucks mehr oder weniger auf lokale Gefallenendenkmäler reduziert. Dem stand das monströse italienische Siegesdenkmal gegenüber. Im Trentino wurde die „Heimholung der Trentiner" zumindest offiziell als Ergebnis des letzten Risorgimento-Krieges gefeiert.

Im Bundesland Tirol stellte das Jahr 1945 für die Erinnerungskultur des Ersten Weltkrieges keine Zäsur dar. Die Klischees der Zwischenkriegszeit wurden fortgeführt, ein kritischer Blick auf die beiden Weltkriege unterblieb lange Zeit. Erst Mitte der neunziger Jahre setzte eine verstärkte „Verwissenschaftlichung" der Literatur zum Ersten Weltkrieg ein, an der der Autor dieser Rezension als Herausgeber einer neunbändigen Reihe zur Thematik nicht unwesentlichen Anteil hatte.

Das vorliegende Sammelwerk zeigt eindrücklich die großen Fortschritte, die die regionale Weltkriegsforschung in den letzten Jahren gemacht hat. Den Herausgebern und den Autoren ist zu danken, dass sie dieses gut lesbare, sowohl für den Fachhistoriker als auch für den historisch Interessierten gleichermaßen wertvolle Werk geschaffen haben. Es stellt gleichsam eine Bilanz der bisherigen Forschung dar. Weiterhin ein Desiderat bleibt allerdings eine von der „Offiziersgeschichtsschreibung" sich lösende Militärgeschichte mit modernem Ansatz.

Richard Schober, Innsbruck

**Krieg in den Alpen. Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg (1914–1918),** hg. von Nicola Labanca / Oswald Überegger. Böhlau-Verlag, Wien u. a. 2015. ISBN 9783205794721, 346 Seiten.

Die Frage Rankes nach dem, „wie es wirklich war", treibt die moderne Geschichtsschreibung, wie sie sich im 19. Jahrhundert an den Universitäten etablieren konnte, seitdem beständig um. Generationen von Historikern berauschten sich geradezu an der methodologischen Vorstellung, quasi den absolut objektiven Standpunkt ausfindig machen zu können. Auf lange Zeit hinaus resultierte diese Zugangsweise jedoch in der systematischen Schaffung und Pflege von Meistererzählungen mit jeweils absolutem Geltungsanspruch und nicht weniger zäher Lebendigkeit. Dass sie sich dabei nicht selten gegenseitig widersprachen, kümmerte wenig. Erst die bewusste Gegenüberstellung dieser oftmals national basierten Perspektiven lässt ihre Parallelität im Verlangen nach gesellschaftlicher Deutungshoheit wie auch in konkreten Inhalten erkennen. Konstruktion, Wahrnehmung und Bedienung des diffizilen österreichisch-italienischen Verhältnisses in der Öffentlichkeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nährten sich auf beiden Seiten beträchtlich an den Ereignissen des Ersten Weltkrieges zwischen 1914 (1915) und 1918. Es bedurfte fast eines ganzen Jahrhunderts, um sich auf beiden Seiten der Staatsgrenze dieser Parallelgeschichten bewusst zu werden. Eine größere Tiefe in der wissenschaftlichen Erforschung und eine damit zumindest teilweise einhergehende Verbreiterung dieses kritischen Bewusstseins in der Öffentlichkeit stellte sich allerdings erst vergleichsweise spät, mit Beginn der 1990er-Jahre, ein. Der allgemeine politische Kontext in Europa während dieses Jahrzehnts, das Ende

des Kalten Krieges einerseits und die neuerliche Nationalisierung mit all ihren Folgen bis hin zu den blutigen Ereignissen auf dem Balkan andererseits, lieferten dafür einen nicht unwesentlichen neuen Interpretationskontext (Nicola Labanca, S. 297).

Aus der Perspektive der Geschichtswissenschaften ist bis heute zu konstatieren, dass im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg in Österreich und Italien nach wie vor eine separate, parallel zueinander verlaufende und wenig miteinander verknüpfte Forschung stattfindet (Oswald Überegger, S. 8). Der Lösung dieser Problematik hat sich seit mehr als zwei Jahrzehnten eine Reihe von namhaften Historikern verschrieben. Unter der Herausgeberschaft von auf diesem Feld international ausgewiesenen Fachleuten wie Nicola Labanca (Siena) und Oswald Überegger (Bozen) fand sich eine Gruppe österreichisch-italienischer Wissenschaftler zusammen, um ebendiese Parallelgeschichten schrittweise aufeinander zu zu bewegen. Ungeachtet eines bereits erfolgten Generationen- und mehrfachen Paradigmenwechsels in den Geschichtswissenschaften (etwa hin zu vermehrt kulturwissenschaftlichen Fragestellungen) seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, treten, wie Oswald Überegger in seiner Einleitung ausdrücklich festhält, nach wie vor die Schwierigkeiten einer angepeilten gemeinsamen Perspektive zu Tage (Überegger, S. 13).

In sechs thematischen Kapiteln (Regierung und Politik, Militärische Kriegsführung, Soldaten, Gesellschaft und Mobilisierung, Kulturelle Mobilisierung und Propaganda, Erinnerung und Geschichtsschreibung – ein detailliertes Inhaltsverzeichnis des Bandes ist unter http://data.onb.ac.at/iv/AC10847681 abrufbar) werden diese Parallelgeschichten nicht nur sichtbar gemacht, sondern verweisen über die gemeinsame Lektüre der gegenübergestellten Einzelbeiträge auf zahlreiche Ähnlichkeiten ebenso wie auf strukturelle Differenzen. Konzeptuell liefern die Autoren dabei zumeist innerhalb der gewählten Thematik einen breit angelegten Überblick, basierend auf dem aktuellen Forschungsstand, und keine Spezialstudien. In methodischer Hinsicht hatten sich die Herausgeber sichtlich darum bemüht, nicht einen üblichen Tagungsband zu erstellen, sondern von Beginn an *mit* den gezielt dafür eingeladenen österreichischen wie italienischen Autoren die Themenfelder und das Gesamtkonzept zu formen. Konsequenterweise erschien der Band sowohl in Deutsch (Böhlau Verlag, Wien) als auch in Italienisch (Il Mulino, Bologna). Die deutsche Ausgabe zeigt auf ihrem Umschlag eine Photographie österreichisch-ungarischer Soldaten, die – schwer beladen und angeseilt – einen Aufstieg im Hochgebirge bewältigen. Auf dem italienischen Cover hingegen kommt eine Farbzeichnung zum Einsatz. Ein Soldat, winterlich vermummt auf einem Felsen sitzend, nutzt eine kurze Rast, um auf einer als Schreibtisch improvisierten Munitionskiste noch schnell einen Brief (an die Daheimgebliebenen?) zu verfassen, während sein Kamerad mit dem Fernglas Ausschau hält. Die unterschiedliche Titelgebung – im Italienischen „La guerra italo-austriaca (1915–18)" – und die abweichende Umschlaggestaltung verweisen symbolisch auf die schon angesprochenen Schwierigkeiten einer gemeinsamen Historiographie. Die von den beiden Herausgebern in der italienischen wie deutschen Ausgabe bewusst abwechselnd eingenommene Stellung von Einleitung und Nachwort ist hingegen wohl ebenso symbolisch für den einmal eingeschlagenen Weg des Gemeinsamen zu verstehen.

Insgesamt arbeitet die vorliegende Publikation deutlich heraus, wie sich nationale Narrative – einmal von der sie begleitenden wie nährenden Propaganda und ihrer Langzeitwirkung entkleidet – auflösen und Teil eines transnationalen Gedächt-

nisses werden können (Werner Suppanz, S. 330). Dabei wird offensichtlich, dass die Kriegsereignisse (nach einem ersten patriotischen, propagandistisch weithin ausgeschlachteten Aufwallen) zeitgenössisch und auch im Nachhinein weit weniger zu Heimatgefühl oder Nationalstolz beitrugen, als vielmehr umgekehrt in der größeren Realität die innere Desintegration des Staates auf verschiedenen Ebenen förderten (Giovanna Procacci, S. 208); im Gegenteil, die vermeintliche Vergemeinschaftung des Staatsvolkes, der Nation durch den Krieg konnte größtenteils erst nach dem Ereignis, wiederum auf Basis staatlich geförderter Propaganda und Ideologie, stattfinden (Federico Mazzini, S. 152).

Trotz des daraus entstehenden, „in vielerlei Hinsicht neuen Bildes" (Labanca, S. 331) über den Ersten Weltkrieg wie über sein jeweiliges Bild in Österreich und Italien bleiben die methodischen Fallen, wie sie von den Autoren auch angesprochen werden, weiterhin wirksam. Die seit den 1980er-Jahren entlang des ehemaligen Frontverlaufes entstandenen Friedenswege tragen zwar einen hohen Symbolcharakter in Bezug auf die Überwindung von Vorurteilen in sich und helfen sicherlich bei der Popularisierung dieses Themas. Sie bewahren allerdings nur bedingt vor einem sinkenden Interesse seitens der Historikerzunft und einem insgesamt abnehmenden Wissen über diese Zeit im Allgemeinen. Zudem verringert sich die Lücke des für diese Thematik eingeforderten systematischen Vergleiches italienisch-österreichisch-deutscher Forschung nur sehr langsam. Der Weltkriegsbuchmarkt wächst zwar, bietet oftmals jedoch keine ausreichend über das Regionale oder territorial Gebundene hinausgehende Perspektive (Labanca, S. 298, 299 u. 303; Überegger, S. 8).

Dennoch, es sind Bemühungen wie im hier präsentierten Band, die in steter Kleinarbeit den Boden weiter dafür aufbereiten, sich von den nationalen Bildern eines „noch nie dagewesenen Verrates" (Kaiser Franz Joseph; Martin Moll, S. 51) und den in mehrfacher Hinsicht „katastrophalen Folgen der Niederlage von Caporetto" (Procacci, S. 204) beständig zu lösen. Auch das kann mit Recht als ein wichtiges Stück eines einmal eingeschlagenen, gemeinsamen Weges gesehen werden und ist jetzt bereits ein sichtbarer Gewinn über die Thematik hinaus.

Kurt Scharr, Innsbruck

**Krieg und Tourismus im Spannungsfeld des Ersten Weltkrieges. Guerra e turismo nell'area di tensione della Prima Guerra Mondiale,** hg. von Patrick Gasser / Andrea Leonardi / Gunda Barth-Scalmani (Tourism & Museum. Studienreihe des Touriseum 5). StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2014. ISBN 978-3-7065-5350-6, 580 S. mit zahlr. Abb.

Der Sammelband ist die Verschriftlichung einer Tagung, die vom 7. bis zum 9. November 2013 in Meran stattfand und den Einfluss des Ersten Weltkrieges auf den Tourismus in der Alpenregion diskutierte. Die militärischen, diplomatischen und politischen Aspekte des Konflikts sollten – nach dem Wunsch der VeranstalterInnen – dabei zugunsten der Folgewirkungen des Krieges auf die Zivilgesellschaften in den Hintergrund treten. Das Buch reiht sich somit in die Reihe von Publikationen ein, die aus Anlass des Hundert-Jahr-Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erschienen und den Konflikt aus einer sozial-, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Perspektive beleuchten.

Die Zusammenführung der Themenfelder „Erster Weltkrieg“ und „Tourismus“ ist ein Novum und wesentliches Alleinstellungsmerkmal des Projektes, in dem das Touriseum, das Südtiroler Landesmuseum für Tourismus in Meran, 2014 die Gelegenheit für ein „angemessenes Nachdenken über die Beziehung von Krieg und Tourismus“ sah. Der geographische Fokus sollte auf allen Gebieten liegen, die von einem sehr frühen Erfolg des Tourismus profitiert hatten und danach direkt oder indirekt zum Kriegsschauplatz wurden. Der Band enthält 18 Beiträge, die eine breite Palette an Fragestellungen abdecken – der Schwerpunkt liegt dabei freilich auf dem Gebiet des historischen Tirol und auf den Fronten der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Der Erste Weltkrieg und der Tourismus bedingten sich – so kann ein Fazit lauten – in mehrerlei Hinsicht. Der Tourismus, der sich um die Jahrhundertwende zu einem beachtlichen Wirtschaftszweig und -motor entwickelt hatte, kam durch den Ausbruch des Krieges, in Tirol aber vor allem durch den Kriegseintritt Italiens 1915 und die Wandlung vom Erholungs- zum Frontgebiet, zum Erliegen. Infrastruktur des Tourismus wurde für den Krieg, beispielsweise für die Versorgung von Verwundeten oder für die Unterbringung von Kriegsgefangenen, genutzt. Umgekehrt wurde Infrastruktur, die in den Kriegsjahren installiert worden war (Seilbahnen, Straßen, Eisenbahnen), nach 1918 sowohl für die Bewirtschaftung des Landes als auch für den Tourismus weiterverwendet und verhalf dem Territorium der späteren Provinzen Bozen-Südtirol und Trentino-Trient zu einem erstaunlich schnell wieder auflebenden Fremdenverkehr.

Eine zweite wichtige Frage ist jene nach der „Vermarktung“ des Ersten Weltkrieges und seiner Hinterlassenschaft für den Tourismus. Marketingstrategien werden deshalb verglichen, um herauszufinden, inwiefern die Verwendung der Zeugnisse des Krieges für touristische Zwecke überhaupt zulässig ist. In der Form von Befestigungsanlagen, Wegen oder Friedhöfen finden sich derartige Überreste vor allem im Umfeld des ehemaligen Frontgebietes in den Dolomiten weit verstreut, und es besteht kein Zweifel, dass gerade auch die museale Aufbereitung des Ersten Weltkrieges für eine touristische Verwertung durchaus attraktiv ist.

Im Gegensatz zu marketingtechnischen Überlegungen, die offenbar vor allem bei der Tagung eine Rolle spielten, stellt der Tagungsband eher eine – auch physisch „gewichtige“ – wissenschaftliche Grundlegung mit eindeutig geschichtswissenschaftlichem Schwerpunkt dar. Gemeinsam mit dem ausführlichen Katalogteil und der reichen Bebilderung des Innenteils geben die (durch Abstracts) dreisprachig präsentierten Beiträge einen guten Einblick in den Stand der Forschung. Darüber hinaus liefern sie aber auch wertvolles Arbeitsmaterial für AusstellungsmacherInnen, die sich mit der Inszenierung und Herausbildung kollektiver Erinnerung beschäftigen, sowie für TouristikerInnen, die sich der Vermittlung von Geschichte, auch heikler Fragen der Konfliktgeschichte, widmen. Durch diese Vielseitigkeit der „Mission“ lässt das Buch zwar eine klare Fokussierung auf ein Zielpublikum vermissen: Es bleibt unklar, welche Gruppe (historisch Forschende, Interessierte, MarketingspezialistInnen, AusstellungsmacherInnen, MuseumsbesucherInnen) primär angesprochen werden sollte. Umgekehrt liegt aber gerade in dieser Vielseitigkeit die Stärke des Bandes, der nicht zuletzt durch seine attraktive Aufmachung in allen erwähnten Gruppen seine LeserInnen finden und zum weiteren Nachdenken über das nach wie vor etwas befremdlich anmutende Thema „Krieg und Tourismus“ anregen wird.

Andreas Oberhofer, Bruneck

**Sommerfrische und Gipfelwind. Von Rothenbrunn zum Fernerkogel. Reisen und Wanderungen im Sellraintal 1815-1925,** hg. von Georg Jäger. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0880-1, 496 S. mit zahlr. Abb.

Mit dem vorliegenden Buch hat der aus der Gemeinde Sellrain stammende Autor einen bemerkenswerten Sammelband über sein Tal veröffentlicht, der wertvolle Beiträge aus der Zeit von 1815 bis 1925 enthält. Neben seinen historisch-geographischen Studien hat Georg Jäger bereits mehrere, an einen breiteren Leserkreis gerichtete Bücher publiziert. Er verfügt infolge seiner langjährigen Aktivitäten über ausgezeichnete Literaturkenntnisse und zog neben leicht greifbaren Publikationen auch viele kaum bekannte Unterlagen heran, wobei vor allem Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel, zum Teil in digitalisierter Form, ausgewertet wurden. Aber auch handschriftliche Quellen wurden berücksichtigt. Besonders bemerkenswert sind die Tagebuch-Notizen von Hermann und Friedrich von Handel-Mazzetti 1891–1897, die ihm der Völser Dorfchronist Karl Pertl zur Verfügung stellte.

Der Herausgeber war bestrebt, die Artikel möglichst authentisch wiederzugeben, er behielt deshalb die ursprüngliche Orthographie weitgehend bei. Um das Buch einheitlich zu gestalten und leichter lesbar zu machen, fügte er jedoch viele auf den Inhalt hinweisende Überschriften ein. Dafür verzichtete er auf ein Sachverzeichnis, ergänzte die Sammlung jedoch durch Kurzbiographien der Autoren am Ende des Werkes. Manche Beiträge, die bei der Erstpublikation andere Zielsetzungen verfolgt hatten, passte der Herausgeber durch die von ihm gewählten Überschriften an die Themenstellung „Reisen und Wanderungen im Sellraintal" an. Den Abschnitt über die Gemeinden des Sellraintales im umfangreichen Handbuch über Tirol von Johann Jakob Staffler veröffentlichte er z. B. unter dem Titel „Eine Exkursion ins Thal Selrain, 1842 von Johann Jakob Staffler" (S. 84–89). Dieser hat für sein Werk zwar jahrelang Recherchen angestellt und besuchte möglicherweise auch das Sellraintal. Es kann jedoch ausgeschlossen werden, dass er eine solche Exkursion 1842, in dem Jahr, als sein Werk erschien, durchgeführt hat. Ähnliches gilt für manche Titel der erfreulicherweise berücksichtigten naturwissenschaftlichen Beiträge.

Das Buch ist in sieben unterschiedlich starke Kapitel gegliedert, in welche der Herausgeber jeweils mit einem Absatz einführt. Das erste Kapitel (29 Seiten) ist den Beiträgen zum „Schlucht-Weg" von Kematen nach Sellrain aus den Jahren 1888 bis 1892 gewidmet, diesem folgen nacheinander im Kapitel 2 (65 Seiten) „Reiseberichte zwischen 1815 und 1854", im Kapitel 4 (117 Seiten) „Reiseberichte zwischen 1859 und 1899" und im Kapitel 5 (55 Seiten) „Reiseberichte zwischen 1900 und 1914", die neben touristischen Beschreibungen auch zahlreiche wertvolle landeskundliche Beiträge enthalten. Das dritte Kapitel (57 Seiten) beinhaltet die Schilderung des norddeutschen Reiseschriftstellers Hermann Dreyer, der 1857 Bad Rothenbrunn besuchte. Das kurze sechste Kapitel (26 Seiten) ist den Tagebuchnotizen der aus Wien stammenden Familie Handel-Mazzetti und des Innsbrucker Literaten Karl Röck gewidmet. Das siebte und letzte Kapitel (111 Seiten) behandelt unter dem Titel „Gipfelbesteigungen und Schitouren zwischen 1869 und 1925" die Geschichte der alpinistischen Erschließung. Das Buch ist reich bebildert, wobei die sorgfältig ausgewählten alten Fotografien und Zeichnungen die Texte nicht nur illustrieren, sondern auch zahlreiche Elemente der damaligen Kulturlandschaft hervorragend wiedergeben.

Mit diesem Sammelwerk hat Georg Jäger nicht nur zahlreiche, z. T. nur schwer greifbare Beiträge zur Geschichte des Sellraintales erschlossen, sondern er hat mit dem „landeskundlichen Lesebuch" auch eine neue Form der Darstellung geschaffen. Neben den Einheimischen, welchen ein anschauliches Bild vom früheren Leben in ihrem Tal vermittelt wird, kann das Buch auch allen Interessierten empfohlen werden, die sich anhand von zeitgenössischen Berichten über den tiefgreifenden Wandel im bergbäuerlichen Lebensraum während der Periode des aufkommenden Tourismus informieren möchten.

Hugo Penz, Innsbruck

**Der Volkskundler Franz C. Lipp (1913–2002). Beiträge zu Leben und Werk,** hg. vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz, red. von Andrea Euler / Bernhard Prokisch (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 39). Eigenverlag Land Oberösterreich / Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz 2015. ISBN 978-3-85474-299-9, 244 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Der in der Studienreihe des Oberösterreichischen Landesmuseums erschienene Band präsentiert neun Aufsätze zu Tätigkeitsfeldern und biographischen Stationen des Volkskundlers Franz Carl Lipp (1913–2002). Thematisiert wird dabei nicht nur die jahrzehntelange Verbundenheit Lipps mit dem Museum, dem er als Vizedirektor (ab 1960) und Direktor (1975–1978) vorstand – eine Wechselbeziehung, die Erzählungen zufolge so weit in die persönliche Identität hineinreichte, dass Lipp seinem Vornamen Franz in Anspielung auf das Linzer Francisco Carolinum ein C. (für Carl) hinzufügte (S. 61). Darüber hinaus wird der Anspruch erhoben, „ein Gesamtbild seiner Persönlichkeit und seines Wirkens" (S. 5) zu zeichnen. Das dürfte zwar insgesamt etwas zu hoch gegriffen sein, zumal deutlich der Blick auf Lipp als Forscher gegenüber lebens- und familiengeschichtlichen Aspekten überwiegt. In jedem Fall bietet der Band aber einen material- und gedankenreichen, sehr lesenswerten und anregenden Überblick. Verfasst wurden die Beiträge von namhaften Vertreterinnen und Vertretern der Europäischen Ethnologie/Volkskunde, Museologie und regionalen Kulturforschung, die Lipp großteils auch persönlich kannten, weshalb sie an manchen Stellen mehr oder weniger explizit als Zeitzeuginnen und Zeitzeugen schreiben.

Dieser Zugang wird schon im einleitenden Beitrag von Olaf Bockhorn deutlich, der vorschlägt, eine Aussage des früheren Grazer Professors für Volkskunde und Lipp-Freundes Oskar Moser als Motto über den gesamten Band zu stellen: Lipp habe „ein eindrucksvolles, in Wahrheit gewaltiges Lebenswerk" hinterlassen (S. 7). Der Fokus liegt demnach auf einer Würdigung der Imposanz, wenn nicht „Gewalt" des Werks auch über den Tod des Autors hinaus. Indem Bockhorn aber um eine Kontextualisierung Lipps in seinen Bezügen zur „wissenschaftlichen Volkskunde" bestrebt ist, zeigt sich auch die Notwendigkeit zu einem distanzierten Blick. Eingehend diskutiert Bockhorn Lipps Wirken als Leiter (1939–1979) der Volkskundeabteilung des Landesmuseums (in der NS-Zeit: Gaumuseum Oberdonau), als Lehrender am Institut für Volkskunde der Universität Wien (1968–1984) und im Ruhestand. Der NS-Ideologie sei Lipp, wie sein Lehrer Viktor von Geramb in Graz Vertreter eines katholisch-deutschnationalen Denkens, dereinst „zumindest nahegestanden" (S. 10). Nach 1945 habe er seine Tätigkeit am Museum geringfügig sanktioniert fortsetzen können. Noch

mehr über diese Tätigkeit erschließt sich aus dem Beitrag von Andrea Euler. Die Autorin bietet eine umsichtige, umfangreiche Institutionen- und Personengeschichte der Volkskundeabteilung von den ersten Sammelaufrufen vor 1939 bis zu Lipps Ausstellungen in den 1970er-Jahren. Lipps Linzer Sammlungskonzept wird Raum für Raum durchgegangen, wobei erfreulich viel Gewicht auch auf Ungesammeltem und auf Ausblendungspunkten liegt. Zudem zeigt Euler auf, wie der „perfekte Netzwerker" (S. 75) Lipp das Fach in Oberösterreich institutionalisierte, und „[m]it Bedauern" stellt sie fest, dass sich seine Neigung zur „Volksbildungstätigkeit" trotz entsprechender programmatischer Äußerungen kaum jemals konkret mit seiner Museumsarbeit verbinden ließ (S. 66). Damit kommt – wie auch andernorts in dem Band – die so genannte „angewandte Volkskunde" in den Blick, die Lipp sogar im Zentrum des Faches sah (S. 44). Am detailliertesten wird dieser Aspekt von Thekla Weissengruber am Beispiel des leidenschaftlichen Trachtenpflegers und -kreationisten Lipp beleuchtet. Seine volksbildnerischen Leitideen habe dieser bereits vor dem Zweiten Weltkrieg entwickelt. Mit Blick auf die NS-Zeit und darüber hinaus werden – für Leserinnen und Leser in Westösterreich und Südtirol höchst interessant – Verwandtschaften zur Trachtenarbeit Gertrud Pesendorfers diskutiert. Für die jüngere Vergangenheit seit den 1980er-Jahren konstatiert die Autorin eine Tendenz zur Emanzipation der Erneuerungspraxis von den wissenschaftlich-legitimatorischen Bestrebungen ihrer Urheber. Noch erweitern und vertiefen lässt sich der Eindruck von Lipps „angewandter Volkskunde" mithilfe des Beitrags von Franz Grieshofer. Der Autor macht deutlich, wie sehr Lipps Interventionen in die kulturelle Praxis dem Werkbund verpflichtet waren. Dessen kulturpädagogischen Ideen folgend ging es Lipp, auch als Werkstättenforscher engagiert, um eine ästhetisierende Veredelung des Kunsthandwerks und um die Bildung eines – *seines* – Kollektivgeschmacks.

Drei weitere, eher schlaglichtartige Beiträge stammen von Gunther Dimt, Alexander Jalkotzy und Klaus Petermayr. Sie widmen sich dem Haus-, Stuben- und Möbelforscher Lipp, den von ihm initiierten oberösterreichischen Freilichtmuseen und seinem Interesse an Musikethnologie und Darstellendem Spiel. Um aber das Spannungsverhältnis von Distanz und Nähe anzudeuten, aus dem heraus in diesem Buch über Lipp nachgedacht wird, seien zwei Beiträge besonders hervorgehoben: Konrad Köstlin tritt einen Schritt zur Seite und zurück, wenn er Lipp mit einer „Volkskunde neben und nach" Lipp (S. 39) konfrontiert, die sich seit den 1960er-Jahren von ihrer einst „fast selbstverständlichen Affinität zu Nationalsozialismus und dessen Vorläufern" (S. 41) gelöst hat. Unberührt von „Writing Culture" habe der literarisch und performativ begabte Lipp mit sicherem ästhetischem Gefühl, Empathie und „Liebe zum Volk" „herrisch", ja „talibanesk-unduldsam" bestimmt, was schöne, echte Ur-Volkskultur sei (S. 39–42). Köstlin macht klar, wie sehr sich das Setting ethnographischen Forschens geändert hat: Lipps kämpferisch-erneuernde Produktion populären „Volkskultur"-Wissens ist heute keine Perspektive mehr für das Fach, aber ein spannendes Forschungsfeld. Von einer besonderen, weil privaten Nähe zu Lipp zeugt hingegen der letzte Beitrag des Buches. Lipps Sohn Wilfried Lipp, auf dessen Initiative hin die Publikation entstand (S. 5), kredenzt hier einen „Kleinen Erinnerungs-Aperitiv [sic.] *Sub specie filii*". Der Vater, der in dem Band ab und zu als wissenschaftsgeschichtliche Metapher zum Einsatz kommt, begegnet hier in familiengeschichtlicher, man darf mit Freud wohl auch sagen: familienromanhafter Gestalt. In einer besonders prägnanten Szene lernt man den „Trachtenpapst" als Papa kennen,

dessen Erklärungen der pubertierende, unsichere Sohn bei Trachtenschauen landauf, landab als Model illustriert und erduldet: „Laufsteg hin und zurück, Rock aufknöpfen, Weste zeigen …“ (S. 212 f.). Der Vater wird keineswegs zur unerreichbaren Autorität stilisiert, teils tritt das Selbstbild des Sohnes sogar deutlich in den Vordergrund, und in jedem Fall erfreulich ist die Erweiterung der Perspektive auf das soziale Milieu der Familie. Weder will Wilfried Lipp ein Gesamtbild zeichnen, noch schließt er aus, was Köstlin „Ungereimtheiten in der Coda“ (S. 47) nennt. Wie er durchblicken lässt, wären Quellen für eine noch ausstehende Biographie durchaus vorhanden.

Erfreulich sind die ausgezeichnete Druckqualität der über 200 Abbildungen und die sorgfältige redaktionelle Arbeit von Andrea Euler und Bernhard Prokisch. Ein Curriculum Vitae und ein Verzeichnis der Publikationen Lipps und über ihn runden den Band ab. Den Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift sei er nicht nur wegen Lipps „Denken nach Westen“ (S. 44) empfohlen, sondern auch, weil viele Fragestellungen einer Auseinandersetzung mit ihm auf eine Kulturanalyse der Produktion von „Tiroler Heimat“ übertragbar sind.

Reinhard Bodner, Innsbruck

Gunter Dimt, **Bemalte Möbel aus der Traunsee-Region, Band I: Möbel des späten 17. und des frühen 18. Jahrhunderts aus Bürgerhäusern und Bauernstuben,** hg. vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz, Schriftenleitung: Bernhard Prokisch (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 41). Eigenverlag Land Oberösterreich / Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz 2015. ISBN 978-3-85474-310-1, 249 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb. sowie Detail- und Maßstabszeichnungen.

Die Möbelforschung gehörte einst zum Einmaleins eines Volkskundlers. Die Neuorientierung des Faches seit den 1970er-Jahren rückte dieses Themenfeld in den Hintergrund. Möbel als Teil der historischen Wohnkultur waren – wenn überhaupt – nur mehr im musealen Kontext von Interesse. Dies hat dazu geführt, dass jahrzehntelang längst überholte Ansätze rezipiert wurden – Ansätze, die im Grunde bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts formuliert wurden. Bezeichnend dafür ist die Situation in Tirol: Das Werk „Tiroler Bauernmöbel“ von Franz Colleselli (1922–1979), 1967 erstmals aufgelegt, wurde 1985 ohne große Veränderungen in der 6. Auflage publiziert. Heute, 26 Jahre nach dem Ableben des ehemaligen Direktors des Volkskunstmuseums, gilt es immer noch als Standardwerk. Dabei fußt Collesellis Arbeit auf Ausführungen seiner beiden Vorgänger Josef Ringler (1893–1973) und Karl von Radinger (1869–1921). Den genannten Forschern gemeinsam ist ein regionales Ordnungsprinzip: Indem Möbel bestimmten Tälern zugeordnet werden, entstehen Möbellandschaften. Der Vorteil dieser Bestimmungskategorie liegt im Formalen bzw. der nach äußerlichen Kriterien zu treffenden Einordnung. Zeitliche Entwicklungen, Kulturkontakte und kulturgeschichtliche Zusammenhänge bleiben hingegen unberücksichtigt. Unwichtig bei einer regionalen Herangehensweise ist beispielsweise auch die Frage, welche Tischler diese Möbel hergestellt haben, welche Menschen sie in Auftrag gaben oder wer ihre einstigen Besitzer waren. Sofern die Antworten auf solche Fragen heute überhaupt noch gegeben werden können – die Quellenlage ist äußerst dünn und ein Großteil der Möbel befindet sich nicht mehr in situ –, bedarf es einer akribischen und langwie-

rigen Forschung. Dass dies aber mitunter gelingen kann, zeigt Gunter Dimt. Hinter dem pragmatischen Titel „Bemalte Möbel aus der Traunseeregion“ verbirgt sich ein fachkundiges Werk, in welchem der Autor versucht, Möbel verschiedenen Tischlerwerkstätten zuzuordnen. Dimt, 1979–1991 Leiter der volkskundlichen Abteilung und 1991–2000 Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums, weist schon in seinem Vorwort auf scheinbare Selbstverständlichkeiten hin, indem er beispielsweise die irreführende Bezeichnung „Bauernmöbel“ als „nicht angebracht“ erklärt (S. 11). Ausgangspunkt seiner Überlegungen sind einerseits stilistische Qualitäten der untersuchten Möbel, andererseits historische Gegebenheiten des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts. Vor allem blickt der Autor auf die Tischler in der Gegend von Gmunden, Altmünster und Traunkirchen. Abseits der zünftischen Organisation sind diese Handwerker aber kaum greifbar. Störtischler hatten keine niedergelassene Werkstatt und auch von den in den verschiedenen Orten ansässigen Tischlern gibt es kaum schriftliche Zeugnisse. Wenn der Autor also schreibt, dass „unter Zuhilfenahme der Tauf-, Heirats- und Sterbematriken, der Handwerkerlisten in Herrschaftsarchiven und der Häuserchronik von Gmunden“ (S. 23) eine Liste von Traunseeer Tischlermeistern von 1650–1850 erstellt wurde, dann kann hier eine mühevolle Suche nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen angenommen werden. Einige dieser Werkstätten kann der Autor über mehrere Generationen verfolgen. Das handwerkliche Wissen wurde in diesen Fällen über mehrere Familiengenerationen weitergegeben, wodurch – trotz Änderungen in der Mode und der dominierenden Stilrichtung – „Traditions-Linien im handwerklichen Schaffen“ erkennbar wären (S. 21). Die Schwierigkeit und große Herausforderung aber lag zweifellos in der Verknüpfung zwischen den in den Schriftquellen gefundenen Tischlermeistern und den noch vorhandenen Möbeln. Die wenigsten Tischler haben ihre Arbeit signiert, auf manchen Möbeln sind zwar Jahreszahlen, aber keine Besitzernamen oder Initialen aufgemalt. So war es für den Autor lediglich möglich, die Werke des Simon Pyringer und dessen Sohnes Johann zu identifizieren. Genau deshalb war für Dimt die ausführliche Darstellung dieser Tischlerwerkstätte so wichtig. Im Zuge der Translozierung des Hofes „Egger obs Moos“ (vgl. Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 10) stieß der Autor erstmals auf Pyringer-Möbel – damals jedoch ohne eine entsprechende Zuschreibung. Allerdings brachten die damaligen Quellenstudien den sozialgeschichtlichen Kontext dieser Möbel ans Licht, indem sie mit persönlichen Schicksalen verbunden wurden. Nicht zuletzt deshalb ist den Pyringer-Möbeln ein umfangreicher Teil von 73 Seiten gewidmet. Sie werden, ebenso wie andere nicht einer Werkstatt zuordenbare Möbel, im Hinblick auf ihre stilistischen Eigenheiten und ihren konstruktiven Aufbau untersucht. Für Interessierte und Fachleute sind die zahlreichen Farbfotos und vor allem die maßstabsgetreuen Zeichnungen aufschlussreich. Für jene, die in der Möbelforschung nicht bewandert sind, mag die ausführliche Dokumentation aller Möbel hingegen langatmig oder eintönig wirken. Doch strebte der Autor eine möglichst vollständige Erfassung aller bisher bekannten bzw. erhaltenen Möbel an. Dass es Dimt nicht gelang, andere Möbel einer Werkstatt zuzuordnen, ist der schütteren Quellenlage geschuldet. Freilich handelt es sich bei der Traunseeregion um ein geographisch überschaubares Gebiet. Dennoch ist Dimts Ansatz, nicht Landschaften als Ausgangspunkt zu nehmen, sehr erfrischend. Nur in Nebensätzen erwähnt der Autor Schwierigkeiten seiner Forschung – etwa die Identifizierung der Initiale SP als Signatur des Simon Pyringer, während ältere Forschungen dahinter einen Simon Pesendorfer sehen wollten. Doch

könnten gerade die Darstellung von Irrwegen und falschen Spuren und deren Lösung, aber auch einige Vermutungen (die der Autor vielleicht noch nicht zu Papier gebracht hat) für Möbelforscher – insbesondere außerhalb von Oberösterreich – lehrreich sein. Es war aber nicht die Intention Dimts, ein Lehrbuch für die Möbelforschung zu schreiben – wenngleich sein Werk auch für die Situation in Tirol lehrreich ist. Außerdem würden „Vermutungen allzu leicht zu unrichtigen Darstellungen [führen], deren Korrektur schwierig" sei (S. 67). Auf dieses dünne Eis wollte sich der Autor zweifellos nicht begeben, schließlich war ihm sicher bewusst, dass er mit dem vorliegenden Buch und dem in Vorbereitung befindlichen 2. Band ein Werk schaffen wird, welches über Jahrzehnte hinweg als *das* Standardwerk für Traunseeer Möbel gelten wird.

Karl C. Berger, Innsbruck

Stefan Lechner / Andrea Sommerauer / Friedrich Stepanek, **Beiträge zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol im Nationalsozialismus und zu ihrer Rezeption nach 1945. Krankenhauspersonal – Umgesiedelte SüdtirolerInnen in der Haller Anstalt – Umgang mit der NS-Euthanasie seit 1945** (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945, Band 3). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN: 978-3-7030-0861-0, 368 S.

Als 2011 der Friedhof auf dem Gelände der Psychiatrie des Landeskrankenhauses Hall entdeckt wurde, galt das vordergründigste Interesse den Menschen, die dort bestattet wurden: Wer waren sie und wurden sie Opfer einer systematischen Euthanasie in der „Heil- und Pflegeanstalt Hall" während der NS-Zeit? Zwei Forschungsprojekte, finanziert durch die Landeskrankenanstalten und das Land Tirol, sollten hierüber Klarheit verschaffen. Die von der Tiroler Landesregierung eingesetzte unabhängige ExpertInnenkommission legte ihre Forschungsergebnisse im 2014 publizierten Schlussbericht vor. Der hier zu besprechende Band versammelt die Ergebnisse dreier Einzelprojekte, die von der Kommission zur Erfüllung der an sie gestellten Aufgaben vergeben worden waren. Der Innsbrucker Historiker Friedrich Stepanek liefert mit seiner Studie zum Personal der Heil- und Pflegeanstalt Hall während der NS-Zeit einen wichtigen Beitrag zur Anstaltsgeschichte insgesamt, zumal das Interesse für das Pflegepersonal oder gar das allgemeine Personal in Verwaltung, Handwerk, Landwirtschaft in einschlägigen Publikationen hinter jenes für die leitenden Ärzte zurücktritt. Auf der Basis des Personalaktenbestandes des Archivs des LKH Hall (Psychiatrie) und des Tiroler Landesarchivs bringt Stepanek zunächst einen Überblick über die Personalstruktur und geht auf das ärztliche Pflegepersonal und fünf Ärztebiographien ein. Hier widmet er sich vordergründig der Figur des Primararztes Ernst Klebelsberg, der sich nach dem Krieg als Widerstandskämpfer präsentierte, und betont sein widersprüchliches Verhalten im Rahmen der „T4"-Transporte aus Hall, dessen Problematik darin gelegen habe, „sich zu einem Teil des Systems zu machen, indem man einige rettet, während man andere preisgeben muss" (S. 22). Während nach der NS-Machtübernahme zwischen 1938 und 1939 zwar neu eingestellte Pfleger Druck auf die Belegschaft ausübten, aber insgesamt „vieles beim Alten" (S. 78) geblieben war, hatten der massive Personalmangel und die Einrückungen zum Militärdienst zu Kriegszeiten Auswirkungen auf das Anstalts-

geschehen. So seien etwa „direkte, nicht legal tolerierte oder systemimmanente Formen der Gewaltausübung“ (S. 99) zu verzeichnen gewesen, die zwar schlecht dokumentiert, aber gerade über die von Stepanek untersuchten Personalakten in Einzelfällen zu erschließen seien. Mit einer detaillierten, quantitativ auswertenden und übersichtlichen Darstellung der Entnazifizierungs- bzw. der Wiedereinstellungspolitik des Personals nach 1945 schließt der Beitrag, wobei Stepanek vor allem die „personelle Kontinuität über die politischen Brüche 1934, 1938 und 1945“ (S. 120) bei der Ärzteschaft betont.

Der Südtiroler Historiker Stefan Lechner gewährt im zweiten Abschnitt des Buches Einblick in das Schicksal von SüdtirolerInnen, die zwischen 1940 und 1945 in die Heil- und Pflegeanstalt in Hall kamen. Während bis zur Eröffnung des „Irrenhauses“ in Pergine auch italienischsprachige PatientInnen in Hall behandelt wurden, waren diese ab 1919 nach Pergine verlegt worden. Ab 1938 ergänzte der früher als Erziehungsanstalt für Jugendliche dienende Stadlhof bei Pfatten die Einrichtung in Pergine. Daneben kamen Menschen mit psychischen Erkrankungen in regionalen Versorgungshäusern unter oder aber in dem von den Barmherzigen Schwestern geführten und über Spenden finanzierten Jesuheim in Girlan. Im Zuge der Option und der Umsiedlungsverträge zwischen dem Deutschen Reich und Italien wurden Menschen mit geistigen Behinderungen „häufig zu willenlosen Menschen degradiert und oftmals Interessen unterworfen, die nicht die ihren waren“ (S. 142). So war Italien aus wirtschaftlichen Gründen bestrebt, „kranke, behinderte und alte OptantInnen ‚loszuwerden‘“ (S. 157), während das Deutsche Reich zur Einhaltung der Vereinbarungen versuchte, die sozial Schwachen „bevorzugt abzusiedeln“ (S. 169), um ihnen dann aber oftmals die deutsche Staatsbürgerschaft zu verwehren. Die Einweisung in Hall setzte jedenfalls die Umsiedlung aus Südtirol voraus, welche durch die „Amtliche Deutsche Ein- und Rückwandererstelle“ (ADERST) in Südtirol in Zusammenarbeit mit der „Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland“ (ADO) bzw. durch die „Dienststelle Umsiedlung Südtirol“ (DUS) in Innsbruck abgewickelt wurde. In die Haller Anstalt kamen im Rahmen der deutsch-italienischen Umsiedlungsaktion 588 Personen, wobei die Anstalt lediglich „Durchgangscharakter“ (S. 179) hatte, zumal dort ein „System zur Weiterverschickung“ (S. 182) praktiziert wurde. Viele Südtiroler UmsiedlerInnen wurden in eine andere Anstalt verlegt (etwa in einem großen Transport nach Schussenried in Württemberg 1940), wurden entlassen oder starben. Von den 85 während des Krieges in Hall verstorbenen SüdtirolerInnen wurden 46 auf dem 1942 angelegten Anstaltsfriedhof beerdigt (S. 194), da sie nicht in ihren Heimatgemeinden in Italien bestattet werden konnten. Unter den 360 PatientInnen aber, die in insgesamt vier Transporten nach Hartheim bzw. Niedernhart in Oberösterreich abtransportiert und dort getötet wurden, befanden sich keine Südtiroler UmsiedlerInnen, allerdings 16 Personen mit Südtiroler Wurzeln. Dass die Südtiroler UmsiedlerInnen nicht in die „T4“-Aktion einbezogen wurden, ist dem Autor zufolge auf die bilateralen Beziehungen zwischen Italien und dem Deutschen Reich zurückzuführen, und hierin vor allem auf das Streben, das Umsiedlungsprojekt nicht zu gefährden (S. 221). Durch zunehmende Gerüchte über die Tötung bzw. Zwangssterilisierung von PatientInnen war es nämlich zu Widerstand in Form von Protesten von Angehörigen, von AnstaltspatientInnen selbst oder kirchlichen Vertretern gekommen, die in Südtirol „zum Teil durchaus erfolgreich“ waren, wenngleich auch viele Betroffene „von den Angehörigen allein gelassen wurden“ (S. 231). Eine kollektivbiographische Darstellung samt Datenauswertung und drei Einzelschicksale, erarbeitet anhand ihres

Kranken- und Verwaltungsaktes der Anstalt bzw. ihres Personalakts, den die DUS oder die deutschen Umsiedlungsstellen in Südtirol über sie anlegten, beenden das Kapitel.

Im letzten Abschnitt des Bandes behandelt die freie Historikerin und Journalistin Andrea Sommerauer den Umgang mit der NS-Euthanasie in Tirol seit 1945 entlang einer viergliedrigen Periodisierung. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren bis 1949 blieb die Auseinandersetzung „auf wenige Aspekte und Personen beschränkt" (S. 272). Herauszuheben sei die Verurteilung des ehemaligen Leiters des Gauamtes für Volksgesundheit Hans Czermak, der die „T4"-Transporte aus dem Gau Tirol-Vorarlberg forcierte. Dies ist der einzige Prozess auf Österreichs Boden, der eine Verurteilung aufgrund der Verantwortung an den Deportationen im Zuge der „T4"-Aktion mit sich brachte. Im Gegensatz dazu konnte der Gauleiter von Tirol und Vorarlberg Franz Hofer weder in Österreich noch in Deutschland belangt werden. Die meisten PsychiaterInnen, PflegerInnen und öffentlich Bediensteten, die in den Nationalsozialismus auf die eine oder andere Weise verstrickt gewesen waren, konnten ihre Berufslaufbahn fast ungebrochen fortsetzen (S. 273). Die zweite Phase, die zwischen 1950 bis 1984 festgesetzt wird, sei geprägt gewesen von einer „Politik der Integration", die vor allem „Minderbelastete" rasch wieder integrieren wollte. Die Autorin hebt unter anderem hervor, dass auch in den großen Archiven des Landes „ehemalige Nationalsozialisten in leitenden Positionen tätig" waren und nur jene, „deren Verstrickung in den Nationalsozialismus zu offensichtlich war, […] aus dem Dienst entlassen (und oft später wieder eingestellt) oder pensioniert [wurden]". Dies mag unter anderem dazu geführt haben, dass in diesen Institutionen zunächst „keine Forschung zu NS-Geschichte gefördert wurde" (S. 277). Erst ab den 1970er-Jahren thematisierten einzelne Veröffentlichungen die NS-Euthanasie, 1984 erschienen die vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes herausgegebenen Bände „Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934–1945", worin die Namen von Opfern veröffentlicht wurden. Das Jahr 1984 stelle auch insofern eine Zäsur dar, als da das Institut für Zeitgeschichte an der Universität Innsbruck gegründet wurde, das fortan, neben der Universitätsklinik für Psychiatrie und weiteren Instituten der Universität, wie Erziehungswissenschaft, Psychologie, Philosophie oder Politikwissenschaft, die Aufarbeitung vorantrieb (S. 292). Die dritte Phase wird zwischen 1985 und 1995 angesetzt, in der sich seit der Debatte um die Kriegsvergangenheit Kurt Waldheims nicht nur die Beurteilung der Beteiligung Österreichs am Nationalsozialismus änderte, sondern es auch zu vermehrten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen sowie künstlerischen Auseinandersetzungen und Schulinitiativen kam. Die vierte Phase datiert schließlich ab 1995. Im Bereich Wissenschaft reiht die Autorin den „Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945" ebenso ein wie die interdisziplinären Projekte zur „Kinderbeobachtungsstation der Maria Nowak-Vogl in Innsbruck" sowie das Interreg-Projekt zu den „Psychiatrischen Landschaften", getragen vom Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie und dem Institut für Erziehungswissenschaft. Letzteres zeichnete sich vor allem durch ein angeschlossenes Ausstellungsprojekt aus. Zu Recht betont die Autorin den Wert solcher transferorientierter Forschung sowie von Kunstaktionen und Erinnerungszeichen zur Aufarbeitung der NS-Euthanasie. Da Erinnerung aber stets als Teil der kollektiven Identität anzusehen ist, ist sie emotional aufgeladen, zumal einerseits zwar den Opfern ein Denkmal gesetzt wird, andererseits aber marginalisierte Themenfelder mitten in

die Gesellschaft und an den Ort des Geschehens zurückgebracht werden. Dies zeigt auch die Interviewarbeit mit acht Angehörigen von Opfern, mit der die Autorin das Kapitel schließt und die zu dessen besonderen Stärken zählt.

Alle drei Beiträge dokumentieren, wie sehr die Aufarbeitung der Anstaltsgeschichte bzw. der Euthanasie in Tirol von der Zugänglichkeit zu Archivmaterial abhängt, oder vielmehr: Bereits die Sammlung und Archivierung von Schriftgut durch die Institutionen, die zur Bewahrung des „kollektiven Gedächtnisses" beauftragt sind, erfordert die Entscheidung darüber, was für die Gemeinschaft Erinnerungswert hat, und letztlich auch darüber, was in einer bestimmten Region erinnert werden kann und darf und was nicht. Durch ihre akribische Archiv- und Quellenarbeit leisten die AutorInnen des Bandes selbst einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitungs- und Erinnerungskultur der NS-Geschichte in Tirol. Eine kleinteilige und übersichtliche Kapitelgliederung sowie Quellenverzeichnisse und eine Gesamtbibliographie erschließen den Band.

Ulrich Leitner, Innsbruck

**Zur Frühgeschichte des Walzers,** hg. von Thomas Nussbaumer / Franz Gratl. In Zusammenarbeit mit Ferenc Polai (Schriften zur musikalischen Ethnologie 3). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2014. ISBN 978-3-7030-0845-0, 149 S.

Im Oktober 2013 fand in Innsbruck das Symposion „Zur (alpenländischen?) Frühgeschichte des Walzers" statt, dessen Beiträge im besprochenen Tagungsband nun auch in schriftlicher Form vorliegen. Anlass der Konferenz war das 200-Jahr-Jubiläum dieses Tanzes, der durch den 1814/15 abgehaltenen Wiener Kongress einen großen Bekanntheitsschub erhalten hatte.

Der Band vereinigt kultur- und tanzgeschichtliche, musikwissenschaftliche und volkskundliche Ansätze und entfaltet ein breites Panorama der Geschichte des Walzers im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch wenn dieser Tanz häufig mit den Alpenregionen in Verbindung gebracht wird, verdeutlichen die Beiträge, dass die frühesten Quellen zum Walzer aus Norddeutschland stammen, und dass er in verschiedenen Varianten im gesamten zentraleuropäischen Raum verbreitet war. Gabriele Busch-Salmen präsentiert historische und literarische Texte aus dem deutschsprachigen Gebiet, in welchen frühe Formen des Walzers beschrieben und teilweise einer affirmativen oder ablehnenden Beurteilung unterzogen werden. Simon Wascher konzentriert sich dagegen auf die musikalische Überlieferung und präsentiert die in der Sammlung Dahlhoff aus Westfalen überlieferten Walzer aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Mit der kulturgeschichtlichen Bedeutung dieses Tanzes setzt sich Reingard Witzmann in umfassender Weise auseinander. Sie thematisiert nicht nur die Rolle des Wiener Kongresses für die Verbreitung des Tanzes, sondern versucht, Zusammenhänge zwischen gesellschaftlicher Modernisierung und der Popularität neuer Tanzformen herzustellen. Dabei beschreibt sie die Orte, an denen getanzt wurde, kontextualisiert den auch „Deutschen Tanz" genannten Walzer mit anderen zeitgenössischen Tänzen wie dem Menuett oder dem Contretanz und analysiert die Herausbildung des „Wiener Walzers" sowie die Darstellung des „Deutschen Tanzes" in der Literatur und den Tanzinstruktionen. Monika Fink verfolgt in ihrem Beitrag über Urteile von Tanzmeistern über den Walzer ebenfalls einen kulturwissenschaftlichen Zugang. Wie in den vorgenannten Beiträgen wird auch hier deut-

lich, dass der Walzer aufgrund der großen körperlichen Nähe, seiner Schnelligkeit und Wildheit nicht unumstritten war. Bei den Tanzmeistern kam noch ein monetäres Moment hinzu, denn der Walzer ist wesentlich schneller als das Menuett zu erlernen. Eine Sonderform des Walzers stellt der Cotillon dar, mit dem sich Hannelore Unfried in ihrem Beitrag befasst. Diese Abfolge von Contretänzen konnte eine Dramaturgie aufweisen und fungierte daher als „Schleusentor zwischen Tanzboden und Bühne". Dem dramatischen Charakter entsprechend wiesen die dazugehörigen Kompositionen eine unterschiedliche Konzeption auf.

Jenseits der Wiener Tanzsäle waren Melodie und Rhythmus des Walzers aber auch für die Volksmusik von großer Relevanz, wie Walter Deutsch in seinem Beitrag ausführt. Thomas Nussbaumer präsentiert in seinem Text Beispiele für diesen engen Konnex zwischen Walzer (und Ländler) und Volksmusik. Else Schmidt befasst sich mit „Walzerformen in der österreichischen Volkstanzpflege" und verdeutlicht den normierenden Einfluss, den die Brauchtumspflege seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auf das Geschehen auf dem Tanzboden ausübte. Zudem arbeitet sie Wechselwirkungen zwischen dem in Tanzschulen gelehrten Gesellschaftstanz und verschiedenen Ausprägungen im Volkstanz heraus. Ihre Ausführungen werden nicht nur durch Schrift- und Bildquellen unterstützt, sondern auch durch Videobeispiele, die dem Sammelband auf einer DVD beiliegen. Auf diesem Datenträger befinden sich zudem Aufnahmen zu den Beiträgen von Thomas Nussbaumer und Simon Wascher.

Der Band präsentiert den Walzer als Gesellschafts-, aber auch als Volkstanz, der um 1800 noch vielfach aus moralischen, ästhetischen und gesundheitlichen Gründen kritisiert wurde. Dies tat jedoch seinem Siegeszug keinen Abbruch – bis der Walzer im 20. Jahrhundert als antiquiert galt und durch modische Einzeltänze zu neuen Melodien und Rhythmen abgelöst wurde.

Karin Schneider, Wien

**Ungarn 1956.** Erzählt in Bildern von Erich Lessing und Texten von Michael Gehler. Tyrolia-Verlag, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7022-3491-1, 267 S.

2016 jähren sich zum 60. Mal die Ereignisse der ungarischen Revolution. Es war dies einer der zentralen Versuche, den Einfluss der Sowjetunion auf ihre Sattelitenstaaten im Zuge der Tauwetterperiode nach dem XX. Parteitag der KPdSU abzuschütteln. Seit dem Ende der 1940er-Jahre hatten sich – mit Hilfe und unter erheblichem Druck Moskaus – in einer Reihe von Staaten totalitäre Regime etablieren können, die eine Demokratisierung mit zum Teil brutaler Verfolgung und Unterdrückung zu unterbinden wussten. Der Aufbau des sowjetischen Machtbereiches in weiten Teilen Mitteleuropas, die Neuordnung des Kontinents als Folge des Zweiten Weltkrieges war mit dem Tod Josef W. Stalins im März 1953 erheblich ins Wanken geraten. Innerlich hatte sich die große Mehrheit der betroffenen Bevölkerung dieser Staaten mit dem verordneten Kurs des Staatssozialismus nie anfreunden können. An der Oberfläche zeigte sich diese latente Spannung schon im Juni 1953 in der Deutschen Demokratischen Volksrepublik am Arbeiteraufstand. Drei Jahre später brach neuerlich eine Nahtstelle in Polen (Poznań/Posen, Juni 1956), und breiter gesellschaftlicher Unmut über die schlechte Versorgung, die geringen Löhne sowie die staatliche Unterdrückung führten zu Explosionen, so auch in Ungarn.

Heute, sechs Jahrzehnte später, stellt sich dem Betrachter eine gänzlich andere Situation dar. Das für den Zerfall des ‚Ostblocks' symbolträchtige Bild der beidseitigen Grenzöffnung durch den österreichischen und den ungarischen Außenminister, Alois Mock und Gyula Horn, im Juni 1989 scheint sich in mehrfacher Hinsicht ins absurde Gegenteil zu kehren. Der europäische Integrationsprozess ist gefährdet, nationale und nationalistische Interessen unterminieren demokratische Errungenschaften, und Flüchtlinge gelten gerade in einem Land, das selbst mit einer bürgerkriegsähnlichen Situation konfrontiert war, als Störung der Ordnung. Zudem legte 2015 der Präsident Russlands, W. W. Putin, bei einem Staatsbesuch in Ungarn einen Kranz für die während der ‚Konterrevolution' 1956 (sic!) gefallenen sowjetischen Soldaten nieder. Sein Vorgänger als Leiter des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes, späterer Zentralsekretär der KPdSU und in Teilen wohl auch politisch-ideologischer Ziehvater J. W. Andropow war in den Jahren 1954 bis 1957 als sowjetischer Botschafter in Budapest tätig.

Umso wichtiger ist es, gerade derartige Prozesse kritisch zu beobachten und das damit einhergehende zivilgesellschaftliche Bemühen, autoritäre Herrschaft abzuschütteln, in steter Erinnerung zu behalten. Der Zeitzeuge und photographische Dokumentarist Erich Lessing (* 1923) erschließt über seine Aufnahmen einen wichtigen Zugang zu eben dieser Erinnerung. Gemeinsam mit Michael Gehler hat er, ebenfalls 2015, einen Bild- und Textband zu Österreich veröffentlicht (Von der Befreiung zur Freiheit. Österreich nach 1945, Innsbruck-Wien, Tyrolia-Verlag). Mit „Ungarn 1956" liegt nunmehr ein weiteres Ergebnis dieser Zusammenarbeit vor.

Das ausgewählte Eingangsbild, ein Warnschild in deutscher Sprache an der Grenze zu Ungarn mit einem darunter angehängten Propagandaplakat der KPÖ (S. 29), gibt programmatisch den im Textbeitrag von M. Gehler verfolgten Ansatz vor: die österreichische Perspektive. Aus der Sicht des in mehrfacher Weise betroffenen Nachbarn schildert der Historiker Gehler auf Basis von verschiedenen Berichten und Äußerungen österreichischer Diplomaten und Politiker das dramatische Geschehen jenseits der Grenze in Ungarn. Nicht zuletzt hatte die Ausrufung der österreichischen Neutralität Hoffnungen in Ungarn genährt (S. 8), Ähnliches erwirken zu können, um sich aus der Umklammerung Moskaus zu lösen. Die Weltpolitik und hier vor allem die USA hatten jedoch bereits andere Prioritäten gesetzt und damit dem Kreml die Möglichkeit geboten, militärisch einzugreifen, um ein Auseinanderbrechen seiner Interessenssphären zu verhindern (vgl. S. 21 ff.). Allein schon der Umstand, dass Moskau im Oktober 1956 neben Anastas Mikojan den Chefideologen, die graue Eminenz Michail Suslow, zur Berichterstattung nach Budapest entsandt hatte, zeigt die extreme innenpolitische Anspannung, die der ungarische Aufstand in der sowjetischen Innenpolitik und besonders bei Zentralsekretär N. S. Chruschtschow verursacht hatte.

Bildfolge und textliche Einbegleitung folgen im Wesentlichen einem chronologischen Aufbau, beginnend mit dem Tauwetter, über den Alltag, den Aufstand und seine Auswirkungen bis hin zur Flucht und einer abschließenden Rückblende als Abrundung. Anmerkungen und Quellenverweise fehlen bedauerlicherweise gänzlich. Die Betrachtung endet mit dem EU-Beitritt Ungarns 2004. Die gegenwärtigen Ereignisse (oder auch die z. T. dissonanten 50-Jahr-Feierlichkeiten) bleiben leider ausgespart. Eine geraffte Literaturzusammenstellung schließt den Band ab, ohne indes die umfangreiche neuere (wissenschaftliche) Literatur entsprechend zu berücksichtigen. Sowohl der Einleitungsaufsatz als auch die im Anhang zusammengestellte Chronologie setzen mit der Revolution von 1848 ein bzw. stellen einen unmissverständlichen Bezug dazu her. Der

Friedensvertrag von Trianon wird im Text gar als „Amputation" (sic!) Ungarns (S. 255) bezeichnet. Insgesamt folgt diese Interpretation wohl unbewusst einem historisch-nationalen Leidenskonzept, das die Wiege ungarischer Identität zu gerne in Niederlagen verortet, und sollte daher aus distanzierter Perspektive wohl kritischer gesehen werden, als dies hier der Fall ist. Es sei noch darauf verwiesen, dass 2006 im Christian Brandstätter Verlag ein bildlich (auch was die Bildlegenden betrifft) nahezu identischer Band erschienen ist, ergänzt u. a. durch Texte des Photographen Lessing selbst und von Zeitzeugen (Fejtö, Konrád, Bauquet). Abgesehen vom geringen analytischen Mehrwert dieser ‚neuerlichen' Auflage richtet sich der populär verfasste Bildband an ein breites Publikum. Eine fotohistorische Analyse der gewählten Bildperspektiven und Motive etwa oder eine stärkere Einbettung bzw. weiter gefasste Diskussion der Ereignisse, ausgehend von unterschiedlichen Standpunkten, hätten hier durchaus reizvoll sein können.

Kurt Scharr, Innsbruck

**Conservatum est. Festschrift für Franz Caramelle zum 70. Geburtstag,** hg. von Leo Andergassen / Michaela Frick (Schlern-Schriften 363). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2014. ISBN 978-3-7030-0834-4, 491 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Der Titel des Bandes versteht sich als Programm, als Imperativ zu Schutz und Erhaltung der Kulturgüter als nachhaltiger Aufgabe. Gemeint ist das kulturelle Erbe in seiner ganzen Bandbreite, die, so die Herausgeber, der Vielfalt der Interessen des Jubilars entspricht. Franz Caramelle (geb. 1944) war von 1988 bis 2009 Landeskonservator von Tirol und hat sich als solcher stets für die Verbreitung einer zeitgemäßen und umfassenden Denkmalschutzidee eingesetzt. Dementsprechend umfasst die voluminöse Festschrift 27 Beiträge, die am ehesten unter dem Oberbegriff „Kulturwissenschaft" zusammengefasst werden können. Der den Band abschließende Beitrag ist sogar ein Werk der Bildenden Kunst, und zwar ein Bild des Professors Ernst Caramelle mit dem Titel „Vino Dramatico (Ausgrabung) 1980/2014".

Die 26 Textbeiträge im Buch sind alphabetisch nach den Namen der Autorinnen und Autoren geordnet, nicht zuletzt durch diese geschickte Systematisierung verschwimmen die Fächergrenzen des etablierten akademischen Kanons. Es geht ohnehin weniger um eine Nabelschau aktueller Forschung als vielmehr um ein Panorama moderner Denkmalpflege, die mehr Fachgebiete umfasst und tangiert (darunter Bau- und Provenienzforschung, Fotographie, Museologie und Erinnerungskultur), als man vielleicht vermuten würde. Friedrich Bouvier beispielsweise schreibt über eine mobile städtische Bedürfnisanstalt als Kleindenkmal, welches der Grazer Stadtmöblierung der Wende zum 20. Jahrhundert angehört und nach einer langen Phase des Verfalls und der Geringschätzung renoviert und an einem historisch zentralen Platz aufgestellt werden konnte. Roland Flückiger-Seiler schildert die Bestrebungen zur Erhaltung und Aufwertung historischer Gaststätten, im konkreten Fall der Belle Époque-Hotels der Schweiz. Michael Rainer erzählt die Erfolgsgeschichte nicht nur eines Denkmals *in* der Stadt, sondern er stellt gleich eine ganze Stadt als Denkmal vor.

Mit einem Schnittfeld zwischen Archäologie, Kunstgeschichte und elektronischer Datenverarbeitung beschäftigt sich Michaela Frick in ihrem Beitrag über einen Freskenfund in der Filialkirche St. Nikolaus in Matrei in Osttirol: Archäologisch

geborgene Fragmente werden mit Hilfe der EDV virtuell zusammengesetzt. Diese Methode wird einerseits durch ihren schonenden Umgang mit der Substanz, aber auch in Hinblick auf abnehmende finanzielle Mittel für Restaurierungsarbeiten in Zukunft von größerer Bedeutung sein. Harald Stadler stellt in seinem Beitrag den archäologischen Befund der bisherigen Grabungen in derselben Kirche vor. Im Fall von St. Nikolaus habe, so der Autor, die Archäologie wichtige Anhaltspunkte für die Restaurierung eines Baudenkmals und damit ein überzeugendes Beispiel für lohnende fächerübergreifende Arbeit geliefert.

Wie andere Beiträge stellen auch jene von Gert Ammann über den Hofbildhauer des Landesfürsten Erzherzog Ferdinand II., Hans Leonhard Waldburger, und von Leo Andergassen über den Schnitzaltar von Ivo Strigel aus St. Veit am Tartscher Bühel Aspekte der Denkmalpflege in den Mittelpunkt, die dem kriminalistischen Interesse des Publikums entgegenkommen: Geht es in Ersterem um eine verschollene Statue, die durch Franz Caramelle identifiziert und an ihren ursprünglichen Standort zurückgeführt wurde, berichtet der zweite Beitrag über mehrere gestohlene Figuren, die im Kunsthandel wieder auftauchten und zurückgekauft werden konnten. Bozzetti, welche einem Museum im Trentino angeboten worden waren, fielen Johann Kronbichler in die Hände, der die Skizzen als Vorlagen zu den Fresken in der Bibliothek des Stiftes Admont erkannte. Der Zufall führte in diesem Fall zum Erfolg und zu beachtlichen „Entdeckerfreuden", wie der Autor berichtet.

Magdalena Hörmann-Weingartner stellt die Frage nach der ursprünglichen Ausstattung der das Kenotaph Kaiser Maximilians I. umstehenden Bronzestandbilder mit Kerzen und zugleich nach den Möglichkeiten des praktischen Umgangs mit einem der wichtigsten Denkmäler Österreichs bzw. der Habsburger. Die Autorin thematisiert eine umstrittene Entscheidung und einen Fall, in welchem sich das Kuratorium für die Erhaltung der Hofkirche und das Denkmalamt *nicht* einig wurden. Damit schneidet sie das Problemfeld des Spagats zwischen schützender Konservierung und Musealisierung auf der einen und der aktiven Weiternutzung, Inszenierung und eventuellen Verfälschung auf der anderen Seite an. Ein Beispiel für eine gelungene Weiternutzung ist die Klausenanlage von Altfinstermünz/Nauders, deren Erforschung im Beitrag von Walter Hauser und Patricia Tartarotti geschildert wird. 1970 zogen die letzten Bewohnerinnen und Bewohner aus, 1998 wurde das Baudenkmal in ein Regionalwanderwegprojekt integriert, 2013 folgte der Abschluss der Restaurierung des historischen Bestandes.

Helmut Stampfer stellt am Beispiel eines Werkes des Maurers Peter Delai, zweier Stuckdecken im Ansitz Oberpayrsberg in Bozen Dorf, die gelungene Zusammenführung von archivalischer Recherche und Bauforschung vor. Auch der Beitrag von Georg Rizzi, der einen spannenden Einblick in die Entstehung barocker Gesamtkunstwerke bietet, unterstreicht, dass Kunsthistorikerinnen und -historiker den Gang in die Archive bzw. Antiquariate nicht scheuen sollten. Auch im Fall des sogenannten Felixe-Minas-Hauses in Tannheim, eines historischen Bauernhauses, das mustergültig zum Museum ausgebaut wurde, führte die Kombination von schriftlichen und gegenständlichen Quellen zu wertvollen Einsichten. Sylvia Mader lädt mit ihrem Beitrag zu einer virtuellen Begehung der Liegenschaft ein.

Nicht alle Beiträge können an dieser Stelle gewürdigt werden. Es sollte aber zum Ausdruck kommen, dass das Buch kein „klassischer" (kunst)historischer Sammelband sein möchte. Die Autorinnen und Autoren haben sich durchgehend bemüht,

in ihren Untersuchungen das tägliche Brot, die Sorgen und Niederlagen, aber auch die Erfolge der Denkmalpflege anzusprechen. Die Festschrift, die sich als Reihe reich bebilderter Werkstattberichte präsentiert, hat dadurch eine sehr reizvolle praktische Note erhalten, die auch Laien dazu einlädt, Forschenden, Restaurierenden und anderen, die sich für die Aufarbeitung und den Schutz des kulturellen Erbes engagieren, über die Schulter zu schauen. Etwas ganz Besonderes wird die Sammlung nicht zuletzt dadurch, dass die meisten Beiträge bisweilen anekdotenhaft erzählte Bezüge zum Jubilar aufweisen, die dessen Beliebtheit und die ihm entgegengebrachte kollegiale Wertschätzung illustrieren.

Andreas Oberhofer, Bruneck

**Antiquitates Tyrolenses. Festschrift für Hans Nothdurfter zum 75. Geburtstag,** hg. von Leo Andergassen / Paul Gleirscher (Veröffentlichungen des Südtiroler-Landesmuseums Schloss Tirol 1). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015, ISBN 978-3-7030-0883-2, 470 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Wie es sich in der Festschrift für den auch überregional bekannten und geschätzten forschenden Denkmalschützer Hans Nothdurfter gehört, decken die vorgelegten Beiträge einen Zeitraum zwischen der Bronzezeit und dem 18. Jahrhundert ab. Bis auf wenige Ausblicke, Vergleiche und Querverweise bleibt das heutige Südtirol der Untersuchungsraum, der Reichtum an Material, Fragestellungen und Perspektiven ist hervorzuheben. Der Direktor des Südtiroler Landesmuseums Schloss Tirol Leo Andergassen hat die Herausgeberschaft gemeinsam mit Paul Gleirscher, dem Leiter der Abteilung für Ur- und Frühgeschichte am Landesmuseum für Kärnten, übernommen.

21 Beiträge zu Archäologie und Bauforschung, Geschichte und Kunstgeschichte umfasst der Band. Eine chronologische, thematische und fachwissenschaftliche Ordnung gliedert die Beiträge in drei Gruppen.

Die erste dieser Gruppen ist archäologischen Funden gewidmet. Hubert Steiner berichtet über neue Funde am Langgrubenjoch zwischen dem Matschertal und Schnals und macht sich Gedanken über Kommunikations- und Handelswege. Der Mitherausgeber Paul Gleirscher stellt Grabfunde aus Badl bei Tramin vor, die an den Beginn der spätbronzezeitlichen Laugen-Melaun-Gruppe gehören. Günther Niederwanger bietet einen kleinen Katalog wiederverwerteter bzw. sekundär verwendeter Objekte oder Spolien aus verschiedenen Epochen bis in römische Zeit. Franco Marzatico beschreibt im einzigen italienischen Beitrag des Bandes Anhänger der La-Tène-Zeit aus Sanzeno im Nonstal, die Menschen mit Vogelkörpern zeigen *(pendagli antropomorfi con estremità ornitomorfe)*. Franz Glaser präsentiert in appetitanregender Weise eine Backglocke der Spätantike aus Teurnia. Dieses keramische Objekt diente dem schonenden und langsamen Zubereiten verschiedener Speisen, und ähnliche Stücke wurden bisher oft als einfache Schüsseln angesprochen.

Irmtraut Heitmeier macht sich Gedanken zum Ortsnamen „Vill“ und kann erneut aufgrund akribischer Untersuchungen anregende Möglichkeiten zu Kontinuitäten zwischen römischer Antike und Frühmittelalter im Tiroler Raum aufzeigen. Katrin Roth-Rubi bespricht einen neu entdeckten Pfosten mit Flechtwerkdekor, der zur Altarschranke von St. Benedikt in Mals gehörte. Jürg Goll bietet ausgehend von

einer Analyse der Altäre im bedeutenden Kloster St. Johann in Müstair in der Schweizer Nachbarschaft des Vinschgaus Überlegungen zur Verehrung des Klostergründers Karl des Großen. Andreas Putzer und Günther Kaufmann trugen in ihrem gemeinsamen Beitrag bauhistorisch-archäologische Daten zur Kirche des heiligen Valentin in Mölten zusammen, die im 18. Jahrhundert aufgegeben wurde. Der Beitrag behandelt die Holzbauten seit dem 7. und die folgenden Steinbauten bis in das 16. Jahrhundert.

Stefan Demetz beschreibt den Turm der Burg Liechtenstein bei Leifers und macht sich Gedanken zum Burgenbau des 12. Jahrhunderts. Martin Bitschnau folgt mit einem Text zu Aspekten der Baugeschichte von Hocheppan. Martin Mittermair und Christiane Wolfgang können anhand neuer Untersuchungen der Stadtbefestigung von Glurns zeigen, dass die meinhardinische Stadt des 13. Jahrhunderts ausgedehnter war als bisher angenommen. Teile des Stadtgebiets wurden nicht erst nach dem Neubau 1499 (Engadinerkrieg) in die Ummauerung einbezogen.

Drei historische Beiträge bilden einen eigenen Abschnitt. Walter Landi breitet reiches Material zur Genealogie der Grafen Morit im Sterzinger und Bozner Becken aus. Josef Nössing analysiert und ediert ein Testament des 14. Jahrhunderts. Gustav Pfeifer zeichnet die Freiung, also die Verleihung einer besonderen Rechtsstellung als Adelssitz, eines Sterzinger Hauses im frühen 18. Jahrhundert nach. Eine kunsthistorische Sektion schließt sich an. Leo Andergassen legt eine umfangreiche Analyse der wiederentdeckten Rückseite des Säbener Schnitzaltars des Meisters Leonhard von Brixen aus dem 15. Jahrhundert vor. Ulrich Söding widmet sich Fragen der Bezugnahme der Nachfolger und Schüler Michael Pachers († 1498) auf dessen Arbeiten. Dietrich Thaler beschreibt die Altäre der Sterzinger Pfarrkirche, und Christoph Gasser stellt Neufunde von Jagddarstellungen auf Freskenmalereien in Südtiroler Burgen vor.

Abschließend bietet der vielseitige Band die anthropologischen Untersuchungen Silvia Renharts an den Skeletten von Ernst dem Eisernen und seiner Gattin Margarethe von Pommern aus dem Zisterzienserstift Rein bei Graz. Die Reihe der Beiträge schließt mit dem beeindruckenden Schriftenverzeichnis des Jubilars (397–403). Das reich bebilderte Werk fasst neuere Arbeiten zusammen, bietet aber auch eine *tour d'horizon* verschiedener Fächer und Forschungstraditionen. Ansprechend gestaltet und gebunden sowie auf hochwertigem Papier gedruckt, sind die „Antiquitates Tyrolenses" im doppelten Sinn ein gewichtiges Buch.

Roland Steinacher, Greifswald

**Die Großglockner Hochalpenstraße. Erbe und Auftrag,** hg. von Johannes Hörl / Dietmar Schöndorfer (Schriftenreihe des Kärntner Landesarchivs 45, zugleich Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek Salzburg 53). Böhlau-Verlag, Wien u. a. 2015. ISBN 978-3-205-79688-6, 504 S.

Mit dem Slogan „Österreichs höchste Aussicht!" und einer Einstiegserstinformation zur aktuellen Befahrbarkeit (mit Sommerreifen) heißt die Großglockner-Hochalpenstraßen AG den interessierten Besucher auf der entsprechenden Internetseite willkommen (https://www.grossglockner.at/gg/de/index). Hinter Slogan und Information stehen seit acht Jahrzehnten nahezu unverändert jene Ziele, die grundlegend für Planung sowie Ausführung am Ende der 1920er- und zu Beginn der 1930er-Jahre

waren: die Straße als Superlativ der Technik und zugleich als bewusster Fokuspunkt nationaler Identität. Im Verlauf dieser langen Zeitspanne haben sich sowohl die Technik und ihre Ansprüche an sie als auch die Inhalte österreichischer Identität stark verändert, obwohl die Rahmenparameter ihrer Ausgangslage weitgehend treu geblieben sind. Die zeitgenössische Stimme eines Berichterstatters aus Frankreich anlässlich der Eröffnung der Hochalpenstraße hingegen, die das monumentale Bauwerk in der Mitte Europas verortet, blieb in den Gründerjahren wohl eher ungehört und wird erst heute Gegenstand eines Gemeinschaftsgefühls, das sich allmählich über die engen nationalen Grenzen hinauszuwagen scheint: „Sa position au centre même du continent lui assure un rôle de jonction hors de pair. Placée à 2 100 km. d'Edimbourg, à 1 500 de Bordeaux, à 3 000 de Lisbonne, à 1 080 de Hambourg, à 2 100 d'Athènes, à 2 500 de Leningrad, à 3 600 de Moscou, à 1 810 d'Istanboul, elle constitue l'un des principaux points de convergence des voies européennes" (Annales de Géographie, Nr. 255 [15.V.1936], 330–336, hier S. 333).

Aus dieser Perspektive war es nur konsequent, anlässlich der runden Jubiläumsfeier (2015) einen sammelnden Rundumblick zur Großglockner Hochalpenstraße in Gegenwart wie Vergangenheit zu wagen. An eine Festschrift dieses Formats kann man kaum das Maß einer Monographie anlegen. Ein durchgehender Erzählstrang muss hier weitgehend ausbleiben und Lücken sind unvermeidbar. Zudem existieren mittlerweile aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive und auch aus anderen Bereichen entsprechend fundierte Spezialstudien (vgl. etwa Georg Rigele, Die Großglockner-Hochalpenstraße. Zur Geschichte eines österreichischen Monuments, Wien 1998). Vielmehr gehörte es offensichtlich zu den zentralen Anliegen von Herausgebern und Autorinnen – allesamt auf ihrem Gebiet ausgewiesene Kenner der Materie – dieser Straße als „österreichischem Monument" (Einleitung, S. 9; Georg Rigele, S. 80) ein zeitgemäßes schriftliches Denkmal für eine breitere Öffentlichkeit zu setzen. Reich illustriert und mit einer beeindruckenden Bandbreite an unterschiedlichsten Themenbereichen (von Architektur über Geschichte, Wirtschaft und Umweltfragen bis hin zu aktuellen Problemen) gelingt es, weitgehend dem Anspruch einer „linearen" Landeskunde – wie das eine Straße in ihrem die Landschaft durchmessenden Verlauf vorgibt – gerecht zu werden und trotzdem auch über beide Seiten des Weges hinauszublicken.

Sechs in sich strukturierte Hauptkapitel (Vom Monument zum Denkmal; Eine wechselvolle Geschichte; Tourismus- und Wirtschaftsfaktor; Umweltgedanke und Naturschauspiel; Herausforderungen im Hochgebirge; Jubiläen – Ein Fotoessay) bündeln inhaltlich nahestehende Einzelthemen zu Schwerpunkten der Betrachtung. Ein detailliertes Inhaltsverzeichnis ist über die Österreichische Nationalbibliothek abrufbar (www.onb.ac.at). Sach- und Personenindex erleichtern das Arbeiten mit dem Sammelband. Darüber hinaus erschließen QR-Codes, die einigen Artikeln angehängt sind, zusätzlich die Möglichkeit, Kurzfilme zum jeweiligen Thema im Internet abzurufen: Ein Zugeständnis, das zumindest versucht, Gedrucktes mit Virtuellem zu verbinden, auch wenn sich die Information im Buch wohl länger halten wird als die Internetadressen.

Die Herausgeber sind sich – ungeachtet ihrer fachthematisch geleiteten, unterschiedlichen Herangehensweisen – insgesamt einig, dass die Großglockner-Hochalpenstraße zu keinem Zeitpunkt ein „gewöhnlicher Verkehrsweg: sondern ein höchst spezielles straßenbauliches Manifest" (Rigele, S. 74) war und es weiterhin ist. Die von Rigele in seinem Beitrag zur Baugeschichte der Straße als Zwischenüberschrift

für die Zeit nach 1945 gewählte Formulierung – „Im geglückten Österreich" – charakterisiert in Summe auch den verschiedentlich etwas sehr positivistischen Inhalt des Bandes: eine Erfolgsgeschichte in Superlativen, wenngleich mit Rückschlägen. Trotzdem, die einzelnen Beiträge vergessen bei aller Euphorie nicht, immer wieder ein gewisses Augenmaß an Kritik gegen eine zu reine Technikgläubigkeit einzuflechten. Die über das Monument Großglockner-Straße selbst gesteuerte und greifbar zum Ausdruck kommende „Zusammenschau von Natur, Technik und Architektur" (Friedrich Achleitner, S. 180) scheint sich gelegentlich selbst ein wenig kritisch zu beäugen, wenn es etwa darum geht, überdimensionierte Parkplätze zurückzubauen (etwa Forschungsstation Nassfeld, S. 404; Kaiser-Franz-Josephs-Höhe, S. 482) oder bauliche Maßnahmen in einer Nationalparklandschaft angepasst durchzuführen (vgl. Quadermauer versus Zyklopenmauerwerk, S. 169).

Kurt Scharr, Innsbruck

Alois Niederstätter / Meinrad Pichler, **Geschichte Vorarlbergs,** 3 Bde. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0819-1, 978-3-7030-0864-1, 978-3-7030-0865-1, zus. 1175 Seiten mit zahlr. Abb.

Eine umfassende Geschichte des Landes Vorarlberg, die methodisch und inhaltlich wissenschaftlichen Kriterien entspricht, stellte lange Jahre ein Desiderat dar. Die von Benedikt Bilgeri verfasste fünfbändige Aufarbeitung dieses Themas ist durch eine – euphemistisch ausgedrückt – eigenwillige Interpretation der historischen Ereignisse gekennzeichnet (Benedikt Bilgeri, Geschichte Vorarlbergs, 5 Bde., Wien/Graz/Köln 1971–1987), wodurch der Text allenfalls als Nachschlagewerk für Jahreszahlen zu gebrauchen ist. Karl Heinz Burmeister kommt das Verdienst zu, ein kompaktes Kompendium der Vorarlberger Landesgeschichte zusammengestellt zu haben, das auf 243 Seiten zentrale Entwicklungen und Ereignisse erörtert (Karl Heinz Burmeister, Geschichte Vorarlbergs. Ein Überblick, Wien/München [4]1998). Im vergangenen Jahr legten der Direktor des Vorarlberger Landesarchivs, Alois Niederstätter, und der ehemalige Gymnasialdirektor Meinrad Pichler mit ihrer drei Bände umfassenden Darstellung der Vorarlberger Landesgeschichte von der Urzeit bis in die Gegenwart eine fundierte und umfassende Analyse vor und schufen dadurch diesem Mangel Abhilfe.

Entsprechend der wissenschaftlichen Ausrichtung der Autoren übernahm Alois Niederstätter die Gestaltung der ersten beiden Bände. Diese umfassen im Wesentlichen „Vorarlberg im Mittelalter" (Bd. 1) sowie „Vorarlberg 1523 bis 1861" (Bd. 2) und enden mit dem Februarpatent, das dem Vorarlberger Landtag wieder neues Leben einhauchte. Beide Bände weisen eine Gliederung nach thematischen Schwerpunkten auf; so enthält der erste Band folgende Kapitel: „Mensch und Siedlung", „Die Wirtschaft", „Herrschaft und politische Raumordnung", „Die Institutionen: Rechtsleben und Verwaltung", „Gesellschaftliche Strukturen und soziale Verhältnisse" und „Kultur". Niederstätter, als routinierter und renommierter Autor von Überblickswerken zur Geschichte Österreichs nicht nur im Mittelalter (vgl. z. B. Alois Niederstätter, Geschichte Österreichs, Stuttgart 2007; ders., Die Herrschaft Österreich: Fürst und Land im Spätmittelalter. 1278–1411 = Österreichische Geschichte, hg. von Herwig Wolfram, Wien 2001; ders., Das Jahrhundert der Mitte: an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. 1400–1522 = Österreichische Geschichte, hg. von Herwig

Wolfram, Wien 1996), gibt in seinen beiden Bänden einen umfassenden Einblick in die Lebens- und Arbeitswelt der weitgehend bäuerlichen Bevölkerung sowie in das Werden des Landes Vorarlberg. Deutlich wird dabei, wie zufällig und unvorhersehbar die Entwicklung verlief, welche die heterogenen Gebiete kirchlicher und weltlicher Herrschaftsträger zu jenem Gebiet zusammenführte, das später einmal Vorarlberg werden sollte. Die Territorialpolitik der Habsburger, die eine Landbrücke zu ihren Besitzungen in den Vorlanden schaffen wollten, war letztlich für die Bildung des Landes, das erst an der Wende zum 18. Jahrhundert zu seinem Namen kam (vgl. Bd. 2, S. 13), verantwortlich. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts zeugten die durch das Land verlaufenden Grenzen der Diözesen Chur, Konstanz und Augsburg von der mittelalterlichen Zerrissenheit der Region.

Doch das Gebiet war nicht nur territorial lange in kleine Einheiten aufgeteilt – auch die Bevölkerung wies starke lokale Loyalitäten auf und war rechtlich segmentiert. Zudem war die Region, aus welcher später Vorarlberg werden sollte, im Lauf der Jahrhunderte immer wieder mit Migrationsbewegungen konfrontiert. Besonders bekannt sind die „Walser", die im Spätmittelalter die hohen Lagen in Vorarlberg besiedelt haben sollen – tatsächlich handelte es sich dabei aber um Personen, die nach Walserrecht ein Lehen erhalten hatten, und die Alpentäler waren durchaus schon vor deren Zuzug besiedelt. Doch nicht nur die „Walser" kamen; Handwerker, Bergleute und Juden zogen durch das Gebiet des späteren Vorarlberg, Menschen übersiedelten in die Städte und jene, die sich als Söldner, in Übersee oder durch den Erwerb einer höheren Bildung bessere Lebenschancen erwarteten, wanderten aus. Die Ausführungen zur Demographie verdeutlichen, wie heterogen die Bevölkerung des späteren Vorarlberg war. Damit wird das ethno-nationale Konstrukt der „Alamannen" unterlaufen, das vom offiziellen Vorarlberg bis in die 1980er Jahre (vgl. dazu auch die Geschichte Vorarlbergs von Bilgeri) gepflegt wurde.

Mit diesem Mythos befasst sich auch Meinrad Pichler in dem von ihm verfassten dritten Band der Reihe, der die rund 150 Jahre zwischen 1861 und 2015 umfasst. Er stellt sich der herausfordernden Aufgabe, in anschaulicher und bildhafter Sprache die jüngsten Ereignisse der Vorarlberger Landesgeschichte darzustellen und zu analysieren. Im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden Bänden ist dieser Abschnitt im Wesentlichen chronologisch geordnet und beinhaltet folgende Kapitel: „Endlich Land – Vorarlberg 1861–1914", „Vorarlberg im Ersten Weltkrieg", „Die Zwischenkriegszeit", „Vorarlberg während der NS-Diktatur", „Nachkriegszeit und Nachkriegsentwicklung" und „Das zeitgenössische Vorarlberg". Zwischen dem Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit ist ein thematisches Kapitel eingeschoben, das sich mit den Frauen befasst. Diese Art der Gliederung bedarf einer Diskussion, denn es stellt sich die Frage, weshalb Frauen – und nur die Frauen – in einem gesonderten Abschnitt behandelt werden sollten. Noch dazu trägt dieses Kapitel den etwas irritierenden Titel „Die Frauen – eine eigene Geschichte", wodurch suggeriert wird, dass Frauen nicht etwa Teil der allgemeinen Geschichte seien, sondern einer ‚Sonderbehandlung' bedürften. Im Vorwort erklärt der Autor, warum er sich für diese Gliederung entschieden hatte: „[…] das chronologische Korsett [wird] an etlichen Stellen durch Längsschnitte durchbrochen. Das soll narrative Stränge, die Zusammenhänge und Abhängigkeiten einsichtig machen, ermöglichen" (Bd. 3, S. 9). Tatsächlich kommt es immer wieder zu zeitlichen Überschreitungen der chronologischen Gliederung innerhalb der Kapitel, wie etwa bei der Analyse der Literatur in der Zwischenkriegszeit (Bd. 3, S. 201).

Unklar bleibt jedoch, warum Frauen einer „eigenen" Geschichte bedürfen, die nicht in den allgemeinen Strang der Landesgeschichte integriert werden kann.

Ein durchgehendes, wenn auch unterschwelliges Leitmotiv dieses Bandes ist die Ausgrenzung und Unterdrückung von Minderheiten und unangepassten Individuen in Vorarlberg bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Deutungsmacht der katholischen Kirche bzw. später der ständestaatlichen und nationalsozialistischen Behörden begünstigte ein Klima der Repression gegenüber sozialdemokratischen, kommunistischen und jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Auch in Vorarlberg wurden widerständige Menschen während des Zweiten Weltkriegs denunziert und mussten für diese Haltung bisweilen mit dem Leben bezahlen. Die Täter wurden nach dem Ende des Krieges kaum zur Rechenschaft gezogen, Ansehensverlust oder soziale Ausgrenzung hatten sie auch nach 1945 nicht zu befürchten. Während in früheren Jahren politisch Andersdenkende, aber auch Zugewanderte aus dem Trentino, zu Randgruppen degradiert wurden, widerfährt dies heute Migrantinnen und Migranten, die sich mit Vorurteilen und Alltagsdiskriminierungen konfrontiert sehen und um den Status eines „g'hörigen" Vorarlbergs bzw. einer „g'hörigen" Vorarlbergin kämpfen müssen.

Der methodische Ansatz Pichlers präsentiert sich ausgesprochen differenziert. Nur bisweilen tritt die analytische Ebene zugunsten von Pauschalierungen zurück, wenn etwa von der „französischen Geschmeidigkeit" in öffentlichen Reden (Bd. 3, S. 291), der „japanischen Soldateska, die vor keiner Gewalttat an Zivilisten zurückschreckte" (Bd. 3, S. 253), oder dem Umstand, „dass die Kinder aus Migrantenfamilien nur in kompetenten öffentlichen Institutionen die notwendige Sprach- und Lernförderung erhalten" (Bd. 3, S. 148) die Rede ist. Weder sind alle Reden von Franzosen durch Geschmeidigkeit gekennzeichnet, noch sind alle Migrantenfamilien unwillig oder unfähig, den Kindern die deutsche Sprache näherzubringen. Auch die Angehörigen des japanischen Militärs können kaum über einen Kamm geschoren werden. Doch trotz dieser Kritikpunkte ist der von Pichler verfasste Band ein gut lesbarer, interessanter, differenzierter und informativer Beitrag zur Geschichte Vorarlbergs in den letzten 150 Jahren.

Die „Geschichte Vorarlbergs" ist reich bebildert, ein Register erleichtert das Auffinden von Personen und der Schuber ist ein optischer Anreiz. Nützlich sind zudem die Zeittafeln, die eine rasche chronologische Orientierung erlauben, sowie die Verzeichnisse von Amtsträgern in den von Alois Niederstätter verfassten Bänden. Die drei Bände füllen, wie bereits ausgeführt, eine Lücke in der Vorarlberger Landesgeschichtsschreibung und stellen zweifellos ein Standardwerk für alle jene dar, die sich eingehender für diese Thematik interessieren.

Karin Schneider, Wien

**Dialogo vince violenza. La questione del Trentino Alto Adige/Südtirol nel contesto internazionale,** hg. von Giovanni Bernardini / Günther Pallaver (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Quaderni 94). Il Mulino, Bologna 2015. ISBN 978-88-15-25821-2, 315 S.

70 Jahre nach dem Pariser Abkommen zwischen Österreich und Italien, das die Außenminister Alcide De Gasperi und Karl Gruber am 5. September 1946 unterzeichneten, steht die Autonomie Südtirols und des Trentino, die im Statut von 1972 in Italien Verfassungsrang erlangte, wieder auf dem Prüfstand. Italiens einschneidende

Verfassungsreform, vorab von Premier Renzi und Reformenministerin Maria Elena Boschi parlamentarisch durchgesetzt, setzt erneut auf Zentralismus, um Parlamentarismus und Administration Italiens effektiver zu gestalten. Damit aber gelangten auch die Sonderautonomien an der Nordgrenze Italiens mit ihren finanziellen Vorteilen ins Fadenkreuz der Reform, deren Wirkungen die politischen Vertreter der Autonomie mithilfe einer Schutzklausel und eines 2014 ausgehandelten Sicherungspakts für die Finanzen eindämmen konnten. Zugleich wurde Anfang 2016 in beiden Ländern, im Trentino und in Südtirol, ein Reformprozess in Gang gesetzt, um im Wege eines Konvents notwendige, längst fällige Anpassungen der Autonomien vorzunehmen. Die zugleich durch die „deutschpatriotische" Rechte in Südtirol intensivierte Diskussion über Szenarien von Sezession und Selbstbestimmung verschärft die mühsamen und widersprüchlichen Debatten über die künftigen Entwicklungspfade beider Regionen.

Willkommen sind daher Bilanzen zur Geschichte der Autonomien südlich des Brenners. „Dialogo vince violenza" hebt die Bedeutung von Gewaltverzicht und Dialog im Gegensatz zu radikalen Lösungen programmatisch hervor.

Die Herausgeber Giovanni Bernardini und Günther Pallaver betonen einleitend mit Nachdruck den Vorrang friedlicher Lösungsstrategien in entschiedener Distanzierung vom in der aktuellen Diskussion oft unterstellten Lösungspotenzial von Attentaten und politischer Gewalt. Die Beiträge von Historikern, Historikerinnen und Politikwissenschaftlern überwiegend aus Trient, Südtirol und dem Bundesland Tirol referieren z. T. gefestigte Forschungserträge zur Geschichte Südtirols zwischen 1939 und 1972 (Eva Pfanzelter, Rolf Steininger), die nur beiläufig in „dialogo" mit den z. T. spannenden Neueinsichten anderer Aufsätze treten:

Der umfassende Aufriss von Paolo Pombeni über die Südtirol-Autonomie im Kontext der Nachkriegszeit wirft die Kernfrage nach der Möglichkeit von Regionalismen nach 1945 im Zuge der Re-Etablierung von Nationalstaaten auf. Der Regionalismus erhielt – so Miriam Rossi – eine „zweite Chance" etwa in der Verhandlung der Südtirol-Frage vor der UNO, im Zuge des Postkolonialismus, in dem die Unabhängigkeit afrikanischer Staaten auch die internationalen Sympathien für eine Mikroregion wie Südtirol verstärkte, wie die Verfasserin aufgrund gründlicher Quellenauswertung betont.

Wie sehr das anlaufende „sozialdemokratische" Jahrzehnt in Europa ab 1965, das neue Verständnis für Minderheiten und die sich abzeichnende Entspannungspolitik die erfolgreiche Ausverhandlung des Zweiten Autonomiestatuts ermöglichten, weist Giovanni Bernardini mit Nachdruck auf. Die Binnensicht Österreichs und Italiens belegen die Beiträge von Peter Thaler und Ferdinando Scarano: Thaler hebt hervor, wie sehr Österreichs Engagement für Südtirol nicht nur dem Beistand der unterdrückten Minderheit galt, sondern auch der mühsamen, 1955 noch sehr fragil begründeten Identitätsbildung der „Nation Österreich". Der „Neunzehner-Kommission", vom italienischen Innenminister Scelba nach den Attentaten vom Sommer 1961 als inneritalienischer, partei- und sprachgruppenübergreifender „Beratungsausschuss" einberufen, traute zunächst kaum jemand einen Erfolg zu, bis sie die Kommissionsmitglieder selbst zur Grundlegung einer künftigen Autonomie nutzten.

Scaranos Urteil über den Effekt der Kommissionsarbeit überzeugt auch deshalb, weil er als einer der wenigen Autoren deutsch-, italienisch- und englischsprachige Forschungs- und Literaturerträge konsequent nutzt. Bei manchen anderen Beiträgen hingegen fällt die Nicht-Rezeption des italienisch- bzw. deutschsprachigen For-

schungsstandes befremdend ins Auge, von dem im Band-Titel erhofften „dialogo" sind die historischen Wissenschaftskulturen leider noch weit entfernt.

Zeitlich aus dem Rahmen der meist auf die Jahrzehnte 1945–1975 konzentrierten Beiträge fällt der Aufsatz von Andrea Di Michele, der den Übergang des südlichen Tirol und des Trentino an das Königreich Italien 1919–1922 gewohnt urteilssicher und facettenreich erfasst.

Günther Pallaver bilanziert schließlich aus politikwissenschaftlicher und historischer Doppelperspektive die friedliche Lösung der Südtirolfrage nach der Welle von Attentaten und Terrorismus in den Jahren 1956 bis 1967 mit über 35 Toten. Aus den Verhandlungen ging ein politisches Grundlagensystem der Autonomie hervor, dessen Koordinaten auf einer sorgfältig zwischen Ethnien und politischen Einflusssphären austarierten Teilung von Macht und Herrschaft beruhten.

Die bis 1972 mühsam erarbeiteten Grundlagen der Autonomie stehen nun vor einer allmählich anlaufenden, aber tief greifenden Revision, die auch die Beziehungen zwischen Südtirol, Tirol und dem Trentino im Kontext Österreichs und Italiens neu justieren wird. Diese Perspektiven, vom früheren DC-Senator Giorgio Postal in seinem abschließenden Beitrag skizziert, sind noch offen, die Geschichts- und Politikwissenschaften aber stehen verstärkt vor der grundlegenden Aufgabe, die jüngste Entwicklung seit 1972 neu und umfassend zu bilanzieren.

Der Sammelband liefert hierzu eine wichtige Vorleistung, macht aber auch deutlich, wie dringlich der Austausch der Wissenschaftskulturen ist, ebenso der Zugriff auf die jüngste Gegenwart.

Hans Heiss, Brixen

**Das Neue in der Volksmusik der Alpen. Von der „Neuen Volksmusik" und anderen innovativen Entwicklungen,** hg. von Thomas Nussbaumer in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Musik und dem Internationalen Musikfestival Alpentöne, Altdorf/Uri (Schweiz) (Schriften zur musikalischen Ethnologie 4). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, 2014. ISBN 978-3-7030-08283, 196 S. mit zahlr. Abb., Notenbeispielen, Grafiken und 1 Tabelle.

Der Sammelband vereinigt die Referate zweier Symposien aus den Jahren 2012 (in Innsbruck: Innovationen: Das Neue in der Volksmusik der Alpen) und 2013 (in Altdorf / Schweiz: Volksmusik – Innovation und Ausbildung) zum Thema „Neue Volksmusik". Die 14 Beiträge geben einen vergleichenden Einblick in die Entwicklung und Situation der „Neuen Volksmusik" in den Ländern Schweiz, Slowenien und Bayern in den letzten zwanzig Jahren. Ersichtlich wird, dass der Zugang und Umgang mit der Volksmusik ein unverkrampfter und freier ist. Die Musikerinnen und Musiker suchen und nehmen sich aus der traditionellen Volksmusik die Elemente heraus, die ihnen zusagen, und gehen damit sehr kreativ um. Die Lust am Ausprobieren und evtl. auch am Provozieren und die Verwendung untypischer Instrumente und Elemente aus anderen Musikstilen sind kennzeichnend für die „Neue" Volksmusik. Und gerade dieses freie und ungezwungene Arbeiten mit Elementen der traditionellen Volksmusik ist das Innovative in der neuen Volksmusik.

Gewidmet ist der Band der 2012 verstorbenen Ethnomusikologin Gerlinde Haid, die an der Planung und Ausrichtung des Symposiums 2012 in Innsbruck noch mit-

beteiligt war und von der der einleitende Beitrag des Sammelbandes mit dem Titel „Tradition und Innovation als musikalische Phänomene der Volksmusik in Österreich" stammt. Es handelt sich um das Eröffnungsreferat von Gerlinde Haid zum „14. Seminar für Volksmusikforschung" 1985. Einleitend definiert sie Tradition und Innovation, wobei sie zwischen „künstlerische[r] Innovation" und „gesellschaftliche[r] Innovation" unterscheidet. Der Volksmusikpflege und den Volksliedwerken ist es ein Anliegen, „echte Volksmusik mit dem intakten Volksleben" zu verbinden, was immer darunter verstanden werden mag. Sowohl die „heile Welt" als auch die „Utopie vom intakten Volksleben" werden „inszeniert und [ge]spielt". Die ab 1925 nach und nach entstandenen Musikantentreffen und verschiedenen „Hoangoschts" sind für Haid der Versuch, das Unbehagen der Musikanten an den „Konzertsituationen" ihrer Auftritte aufzulösen. Als „absolute Innovation unserer Tage" gilt ihr die aus Musikanten- und Sängertreffen entstandene „Sänger- und Musikantenszene".

Harald Huber untersucht und definiert Tradition und Popularität und plädiert dafür, beides nicht gegeneinander auszuspielen. Anhand einer Reihe von Beispielen aus verschiedenen Musikgenres untermauert er seine Sichtweise und zeigt auf, wie sich verschiedene Musikstile seit jeher vermischt und gegenseitig bereichert und befruchtet haben. Die Volksmusik ist in den letzten Jahrzehnten „Verbindungen und Vermischungen mit allen anderen Stilfeldern" eingegangen, womit die Grenzziehung zwischen Tradition und Popularität immer schwieriger wird. Der Frage „What Can be Old and What Can Be New in Folk Music" geht Marcello Sorce-Keller nach. Die Beziehung zwischen „alt" und „neu" ist in allen Musikrichtungen wichtig. Jede Tradition war einmal neu und wurde erst nach und nach zur Tradition. Traditionen müssen sich ändern und anpassen dürfen, wollen sie nicht erstarren. Ein Problem ist die musikalische Terminologie, die alles in einen Topf wirft, auch wenn es nichts Gemeinsames gibt. Da der Begriff „Volksmusik" oft auch ideologisch behaftet ist, sollte er durch „traditionelle Musik" ersetzt werden. Michael Huber stellt die Ergebnisse einer großangelegten empirischen Untersuchung von Anhängern verschiedener Musikstile und -richtungen vor. Ausgehend von der Musiksoziologie untersuchte er die „sozialdemographischen Unterschiede" zwischen Anhängern der „Traditionellen" und „Neuen Volksmusik". Die Ergebnisse präsentiert er in 10 Grafiken, aufbereitet nach verschiedenen Parametern wie Geschlecht, Alter, Schulbildung, Beruf, Einkommen, Stadt- bzw. Landbewohner, um einige zu nennen. Michael Webers Beitrag ist ein Rückblick auf die letzten 15 Jahre „Neuer Volksmusik" in Österreich. Die österreichischen Folk-Musik-Gruppen waren nie von überregionaler Bedeutung, jedoch Impulsgeber für die Beschäftigung mit der eigenen volksmusikalischen Tradition. An ausgewählten Beispielen stellt Weber Anfänge und Erfolge verschiedener für die „Neue Volksmusik" wichtiger Musikgruppen dar. Zahlreiche Notenbeispiele, Abbildungen und Zusatzinformationen in Fußnoten runden seinen Beitrag ab. Die folgenden drei Beiträge geben einen Überblick über die Situation der „Neuen Volksmusik" in der Schweiz. Für Dieter Ringli ist die „Rückbesinnung auf regionale Traditionen" die Gegenreaktion auf die Globalisierung. In der „Neuen Volksmusik" sind Ausprobieren, Neugestalten und Verändern zu bestimmenden Elementen geworden, und Pop, Klassik, Jazz und Volksmusik haben ihren Niederschlag gefunden. Da „Neue Volksmusik" fast ausnahmslos auf der Bühne gespielt wird, erhält sie mediale Aufmerksamkeit und erreicht ein Publikum, das sich zuvor überhaupt nicht für Volksmusik interessiert hat. Die „Neue Volksmusik" hat der Volksmusik wieder zu Ansehen verholfen und

führt die Tradition weiter. Johannes Rühl resümiert die Entwicklung der „Neuen Volksmusik" in der Schweiz seit Mitte der 1990er-Jahre, indem er die wichtigsten Vertreter mit ihren Formationen und Charakteristiken kurz vorstellt. Er geht auf die „Sonderrolle" der Musik der Ostschweiz ein, auf das Jodeln und die Musik aus den rätoromanischen Landesteilen Graubündens. Nicht abzusehen ist, wie sich die „Neue Volksmusik" der Schweiz entwickeln wird, da immer wieder junge Musiker in die „neue" Volksmusikszene kommen. Karoline Oehme-Jüngling beschäftigt sich mit der Ästhetisierung der Volksmusik, die vor allem das Erlebnis als ästhetische Grunderfahrung betrifft. Ästhetisierung der Volksmusik erlaubt jedem Musiker, nach seinen Möglichkeiten mit Volksmusik umzugehen, diverse Vorgaben, was Volksmusik ist, gelten nicht mehr. Der neue, unverkrampfte „Umgang mit Volksmusik" und die zunehmend von Events geprägte Volksmusikszene erleichtern einem breiten Publikum den Zugang zur Volksmusik. Einen Einblick in die bayerische Volksmusik bzw. „Neue Volksmusik" erlauben die nächsten beiden Beiträge. Elmar Walter führt eine Reihe von Begriffen an, mit denen versucht wird, Volksmusik zu kategorisieren und zu denen sich jeweils ein Gegensatz nennen lässt: neue – alte Volksmusik, echte – unechte, gepflegt – ungepflegt u. s. w., weiters „Tradimix", „VolXmusik", „Volkspunk", „Alpenrock". Klar sind diese Kategorien nur für jene Gruppen, die sie verwenden. „Neue Volksmusik" ist in Bayern alles, was traditionelle Elemente verwendet, von den Musikern in ihren Neuschöpfungen jedoch kreativ und eigenständig umgesetzt wird. Ulrike Zöller vergleicht in ihrem Beitrag die Volksmusik mit einem See, der durch neu zufließendes Wasser und neuen Wellengang Veränderungen erfährt, aber dennoch derselbe See bleibt. Die Welle der „Neuen Volksmusik" in den 1970er-Jahren ist für die Autorin ein regelrechter „Tsunami", der die bisherige Arbeit der Volksmusikpflege in Frage stellt. Bayern ist für sie ein „musikalisches Heimatparadies", das sich auf viele neue musikalische Elemente einlässt. Eva Maria Hois untersucht den Einfluss der „Kern-Buam" auf andere Musikgruppen der volkstümlichen Unterhaltungsmusik und beschreibt „musikalische und andere Besonderheiten" der Gruppe. Die Pionierleistung dieser Weststeirischen Volksmusikgruppe für die Volksmusik ist nicht nur in musikalischer Hinsicht anerkannt, sondern auch in deren Vermarktung und der ersten Fernsehwerbung für Volksmusik 1978. Nicht zustimmen kann die Autorin hingegen der Behauptung der „Kern-Buam", dass sie die Volksmusik „salonfähig" gemacht hätten. Raymond Ammann stellt die großen Sammlungen bzw. Feldaufnahmen/Feldforschungen von Peider Lansel (1863–1943) aus dem Engadin und die Sammlung rätoromanischer Volkslieder von Alfons Maissen (1905–2003) vor. Er spürt den Gründen für das Verschwinden alter Lieder nach und berichtet von Projekten zur Belebung des rätoromanischen Liedes im Unterengadin, wobei der Erhalt von Sprache und Lied für die heutige Generation der Unterengadiner Musiker nicht mehr relevant ist. Mit der Präsenz von Frauen in der slowenischen Volksmusik befasst sich Maša K. Marty. Anhand umfangreicher Recherchen konnte sie zeigen, dass die Nichtbeachtung der Frauen als Musikerinnen in der Fachliteratur sowohl in der patriarchalischen Ordnung als auch in „historische[n], kulturelle[n] und gesellschaftliche[n]" Mustern begründet ist. Belegt ist, dass sich Frauen bereits den im 19. Jahrhundert entstandenen Tamburizzaensembles anschlossen. Ab den 1960er-Jahren stieg die Anzahl der Musikerinnen kontinuierlich und in den 1990er-Jahren setzte die Gründung zahlreicher nur aus Musikerinnen bestehender „Oberkrainer-Gruppen" ein. Frauen waren und sind im slowenischen Musikleben also stärker vertreten als auf den ersten Blick ersichtlich ist.

Der letzte Beitrag des Bandes stammt von Walter Meixner und ist dem „Alpenländischen Volksmusikwettbewerb" in Innsbruck gewidmet. Anhand statistischer Auswertungen wird klar, inwieweit der Wettbewerb als „Indikator und Impulsgeber für Innovation" in der Volksmusikpflege gelten kann. „Trends" und Veränderungen in der Volksmusik werden sichtbar, sowohl bei den bevorzugten Instrumenten und Besetzungen als auch in der gespielten Literatur. Meixner geht auf „das Neue" bei „anderen Volksmusikwettbewerben" ein, die bisher bei Volksmusikwettbewerben ausgeklammerte Aspekte berücksichtigen, wie beispielsweise instrumentale und vokale Improvisation, Volksmusik und Elektronik, Tradimix, populäre Musik und Dialekt.

Vergleicht man die Ausführungen der Autorinnen und Autoren für verschiedene Länder, wird klar, dass die Strömungen in der „Neuen Volksmusik" im Großen und Ganzen immer dieselben sind. Der Globalisierung verdankt die „Neue" Volksmusik einerseits die Erweiterung des Instrumentariums, der Stile, Rhythmen, die Durchmischung und Anlehnung an andere Musikrichtungen und -stile, andererseits bewirkt sie eine Rückbesinnung auf Werte wie Heimat, Tradition und die Beschäftigung mit der eigenen Volksmusik. Das Ergebnis ist ein sehr kreativer und ungezwungener Umgang mit Volksmusik, die auch für „volksmusikfremde" Menschen interessant wird, da sie nicht mehr konzertmäßig, sondern eventgeprägt ist. Dadurch wird projektbezogenes, zeitlich begrenztes Arbeiten ermöglicht, das eine längerfristige Bindung nicht voraussetzt. Interessant ist auch der kommerzielle Aspekt der „Neuen Volksmusik", besonders für Musiker, die aus anderen Musikstilen kommen und durch die Beschäftigung mit Volksmusik leichter Zugang zu subventionierten Aufträgen erhalten. Foren für die „Neue" Volksmusik bieten verschiedene Festivals wie „Alpentöne" in Altdorf / Schweiz, „Drumherum" in Regen / Deutschland (Bayrischer Wald), „Schräg dahoam", um die wichtigsten zu nennen. Die zahlreichen Abbildungen und Notenbeispiele stellen eine Bereicherung dar, genauso wie die zumeist ausführlichen Literaturangaben am Ende des jeweiligen Beitrages. Ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren mit ihren Forschungsschwerpunkten rundet den Sammelband ab.

Brigitte Mantinger, Bozen

Wilfried F. Noisternig, **Wie viel Erde braucht der Mensch? Lebensspuren eines Bergbauern. Ein fotografisches Portrait. Mit der gleichnamigen Erzählung von Leo Tolstoi.** Tyrolia-Verlag, Innsbruck/Wien 2016. ISBN 978-3-7022-3573-4. 120 S. mit 78 Farbabb.

Der Blick auf die bäuerliche Lebenswelt ist vielfach durch idealisierte Bilder von einer unberührten und schönen Naturlandschaft geprägt, die der als unästhetisch empfundenen Stadtlandschaft gegenübergestellt wird. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land wurde als Denkbild im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert verfestigt, als der Natur heilende und erzieherische Werte, der Stadt ihrerseits die Verführung zur Sittenlosigkeit zugeschrieben wurden. Rousseaus Klassiker „Émile" lebt von jener Natursehnsucht, die sich Ende des 19. Jahrhunderts zu einer Naturorientierung mit Breitenwirkung entwickelte. Davon inspiriert wandten sich pädagogische Modelle etwa eines Pestalozzi, der Philanthropen und Reformpädagogen dem Land zu. Leo Tolstois kurze Erzählung „Wie viel Erde braucht der Mensch?", veröffentlicht 1885, die dem hier zu besprechenden Buch den Titel gab, arbeitet mit eben jener Erziehungsfunk-

tion des Landes, allerdings mit moralisierender Note. Die Geschichte beginnt mit dem Streit zweier Schwestern, einer Bäuerin und einer städtischen Kaufmannsfrau, um die rechte Lebensführung und handelt sodann von der steten Suche des Bauern Pachom nach mehr Land, die in der Belehrung des Lesers mündet, bescheiden zu sein, und vor allem im Gebot, soziale Grenzen nicht herauszufordern.

Während wir bei Tolstoi Idealtypen und Dichotomien begegnen, wird „Landschaft" aktuell neu verhandelt. Das Interesse an Raum und Materialität in den Kulturwissenschaften versucht die Durchlässigkeit von Raumkonzepten, wie etwa zwischen Stadt und Land, zu betonen. Das führte auch zu einer vermehrten und differenzierteren Auseinandersetzung mit der ländlichen Lebenswelt. Als Beitrag hierzu ist Wilfried F. Noisternigs fotografisches Portrait des „Kugler Bauern" in Navis einzuordnen. In 78 Bildtafeln stellt Noisternig die Lebenswelt des Bauern vor, eine Symbiose aus den landschaftlichen und räumlichen Gegebenheiten innerhalb der Grenzen des „Kugler-Hofes", den Dingen, die der Bauer besitzt, mit denen er arbeitet, mit denen er fest zusammengewachsen ist, und schließlich dem Kugler selbst, dem der Leser durch die geschickte Anordnung der Bilder erst nach dem Streifzug durch dessen Lebens- und Arbeitswelt begegnet. Noisternig umrahmt die Fotografien mit einem knappen Vorwort und dem Abdruck von Tolstois Erzählung. Die Bildtafeln werden durch kurze Passagen aus den „Anekdoten" (S. 7.) begleitet, die der Bauer dem Arzt und Fotografen Noisternig bei seinen Besuchen über mehrere Jahre hinweg erzählte. Aus ihnen erfahren wir, dass Tolstois Erzählung zu den Kindheitserinnerungen des Bauern zählt. Wir lernen auch, dass der Kugler, wie übrigens viele verwaiste Kinder und Jugendliche seiner Generation, als Pflegekind auf den Hof kam. Er selbst wurde als Pflegekind adoptiert und schließlich selbst zum Bauer, ein ungewöhnlicher Umstand, dem größere Aufmerksamkeit gebühren würde. Wo der Leser aber mehr hören möchte von den „Anekdoten" des Kuglers, seiner Kindheit und Jugend, vom jungen Erwachsenenalter, auch seinem Leben im hohen Alter, allein auf dem Hof, verraten die kurzen Erzählpassagen gerade so viel, dass sie das Publikum mitzunehmen vermögen in seine Welt, welche die Fotografien in ausgewählten Sequenzen zeigen. Die Sprache der Bilder ist intim, aber nicht schaulustig, sie pointiert einzelne Szenen, tut dies aber unaufgeregt, sie ist still, aber trotzdem sehr beredt. So bekommt den tiefsten Einblick in die Lebenswelt des Bauern, wer die Bilder und weniger die Texte des Bandes „liest". Denn sie vermögen mehr zu zeigen, als der auf Tolstois Geschichte verweisende Titel erwarten lässt. Sie führen zentrale raum- und landschaftstheoretische Fragen vor Augen, etwa nach der Beziehung zwischen Mensch und Raum sowie der Bedeutung von Grenzen zur räumlichen Vermessung der individuellen Lebenswelt. Sie zeigen vor allem den fluiden Charakter der Landschaft, die wird und vergeht, indem wir sie begehen, bebauen, Zäune aufstellen und wieder niederreißen, Wiesen mähen oder brachliegen lassen, indem wir uns ihre Dinge zu eigen machen oder sie gar nicht bemerken. Noisternig gelingt mit diesem ansprechend gestalteten Bildband ein visueller Beitrag zum modernen Landschaftsdiskurs und er macht diesen einem breiten Publikum zugänglich.

Ulrich Leitner, Innsbruck

# Abstracts

Christoph Haidacher

**Destroyed Sources: The Fragment Collection of the Provincial Archive of Tyrol**

The fragment collection of the provincial archive of Tyrol arose from the collection and purchases of book wastepaper since the 19th century. It includes about 400 pieces. These still insufficiently recognized sources were identified and recorded as part of a research seminar of the Institute of History and European Ethnology at Innsbruck University in the fall semester in 2013/14.

Thematically the collection entails Liturgica, Musicalia, Scientifica, Litteraria, Iuridica, Acta, Varia and prints. The majority of the documents dates from the late Middle Ages and the Early Modern era; the oldest fragments date back to the 9th and 10th century.

Additionally to the fragments already known within the field of literary studies (Book of the Fathers, Christherre chronicle etc.), the collection contains extravagantly formed calligraphic fragments of missals on the one hand and on the other hand remarkable text fragments like the Jewish antiquities of Flavius Josephus, the Hohelied paraphrase of Williram of Ebersberg or the Politica of Aristotle.

The collections of the provincial archive of Tyrol are planned to be published online so that the examined fragments will be available in the internet.

*Keywords:*
Tyrol, Provincial archive of Tyrol, Middle Ages, Early Modern Times, Fragments, Codicology, Identification of historical records, Palaeography

Ursula Schattner-Rieser

**The Research Project *Genisat Tirolensia:* Registering the Medieval Hebrew Books and Documents in Tyrolean Libraries and Archives**

In contrast to the East of Austria, its western part and especially the *Genizat Tirolensia*, is still widely unexplored. Until recently the Tyrolean libraries had never been searched systematically for Hebrew and Aramaic fragments of medieval Hebrew books and documents recovered from book bindings and notarial files. The majority of medieval Jewish fragments are chance findings. However a systematic recording is promising: in the last three years more than two dozens were discovered and identified. Jewish presence in North- and South Tyrol is documented since the 13th century. Among the new findings are Talmud fragments, a Haftarah manuscript, Old French-Hebrew and German-Hebrew Glossaries, Halakhah commentaries from Ashkenazic, Sephardic and Italian provenance that shed new light on the spiritual life of the Jews of medieval Tyrol. Legal formulas and further findings of historical importance are

to be expected and will contribute to complete the history of the Jews of this border region. In this paper we want to present the new findings and the material for a new cross-border project within the European network "Books-within-books: Hebrew Fragments in European Libraries".

*Keywords:*
Hebrew fragments, Bookbindings, Jewish manuscripts, Jewish Tradition, Genizat Europa, Genizat Austria, Jewish History in Tyrol, Judaism, Hebrew manuscripts & Codicology, Hebrew and Aramaic Binding Fragments in Austria, Jewish liturgy, Books-within-Books, Medieval Biblical manuscripts, Medieval Hebrew Fragments in Tyrol

Konstantin Graf von Blumenthal

**The House of Velturns: A Contribution to its History from the Beginnings to the Year 1240**

The House of Velturns, mentioned first in 1142/1147 and extinct around 1330, was of ministerial status. Nevertheless it has its origin in the free nobility. As an in-depth investigation of the documents related to that family as well as an analysis of the structure of its possessions has shown, the House of Velturns can be traced back to the House of Schlitters. Wilhelm I. of Velturns was, in all likelihood, the son of Adalbert of Schlitters, who died before 1143/1144.

It seems probable that the *nobiles* of Schlitters had a relationship – with unkown background – to the counts of Ebersberg-Bozen-Eppan. This relationship may explain their connection to the Eisack valley and Ritten where the majority of their estates was located.

The members of the family of Velturns appeared among the leading *ministeriales* of the Prince-Bishop of Brixen, the Prince-Bishop of Trent, and, at the same time, of count Albert III. of Tyrol. In this position they were involved in various processes of political importance.

At the same time they pursued a policy of expansion. As a result the family gained de facto control over the extremely important road through the southern valley of river Eisack.

*Keywords:*
House of Velturns, House of Schlitters, Feldthurns, County of Bozen, Valley of the Eisack, Ritten, Ministeriales, Free nobility, High Middle Ages, In-depth investigation of documents, Analysis of structure of possessions, Genealogy

Thomas Bunte, Stefan Ehrenpreis, Benjamin van der Linde

**Tyroleans in the Dutch East India Company (VOC) (ca. 1680–1795)**

During the 17th and 18th century the Netherlands were one of the most powerful countries in Europe with a flourishing economy. The colonial trade with Asia played an important role. The Dutch East India Company (VOC) was founded in 1602 and grew rapidly. Especially the trade with the colony Batavia – today Indonesia – was

very important for Dutch economic growth. The VOC needed a lot of men to sail its ships and to work in the colony. Around 800,000 volunteers were recruited in the 17th and 18th century, including 130 men originating from Tyrol. It was not possible for the Netherlands to provide the men needed during this period. This article examines the local backgrounds of these men by analyzing records of the VOC-ships, which are available in a database of the Dutch National Archive in The Hague. It will be shown how many Tyrolean men were employed in general, where they came from and if they returned to Europe. Most of these men served as soldiers, some as seamen. The paper shows that the main reason for this extensive recruitment can be found in the increase of the Dutch colonial troops in the 18th century.

*Keywords:*
VOC, Dutch East India Company, Migration, Dutch Republic, East India, Labor market, Global history, Prosopography

Hansjörg Rabanser

**The Art-Historical and Historico-Cultural Description of the Certosa di Pavia by Andreas Alois Dipauli (1785)**

The Certosa di Pavia, a monastery situated between Milan and Pavia, is an impressive monument of art and architecture of the 15th century and it showcases the power of the Visconti dynasty. In 1785 the Tyrolean student Andreas Alois Dipauli (1761–1839) visited the monastery during his studies at the University of Pavia and wrote a short description of his observations, which is preserved in the collections of the library of the Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. This brief text is intriguing with precise information about the structural layout, architecture and works of art, but it contains almost no personal impressions of the writer. This essay represents the first transliteration of this report.

61 years after Dipauli another Tyrolean, the Benedictine Beda Weber (1798–1858) wrote another description of the monastery. In contrast to Dipauli his intention is a character sketch, representing not only the building and its design, but also including the life of the monks and the discussion about their benefit to society.

*Keywords:*
1785, Certosa di Pavia, Pavia, Andreas Alois Dipauli, Beda Weber, Visconti, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (library), Transliteration, Travelogue

Michael Span

**A Valley Full of Books? Private Book Ownership in the Stubaital between 1750 and 1800**

This article displays the results of a research project that aimed at investigating private book ownership in the catholically dominated rural areas of the Central Alps, or, more precisely, in historic Tyrol in the second half of the 18th century. Referring to comparable existing studies mainly focusing on protestant-pietistic regions, this study

investigates inventories. Books mentioned in 201 inventories from the Stubaital, an alpine valley located southwest of Innsbruck, were gathered in order to describe and systematically analyse private book ownership in the respective administrative district. The main research questions are: Who owned books and which patterns can be observed regarding the book-owners in terms of gender, profession and socio-economic background? Which and how many books were in circulation/popular in the region? Which differences and/or parallels come to light in comparison with the findings of existing studies?

*Keywords:*
Tyrol, 18th Century, History of books and reading, Private book ownership, Censorship, Inventories, Microhistory, Quantitative Analysis

Ulrich Leitner

**Built Pedagogy – Space and Education: The Meaning of Architecture for the Corrective Training with the Example of the Public Youth Reformatory on the Jagdberg**

The paper is a first attempt to describe the history of the public youth reformatory on the Jagdberg in Vorarlberg from a perspective of spatial theories. The Jagdberg shows a continuous change in its structural form. Starting with one single house at the end of the 19th century, the reformatory became larger and larger by one structural project following the other, the last one being done in the 1980s. The structural changes were justified with reference to educational changes or reforms. When the Jagdberg closed in 1999, as the last of the four public youth reformatories in Tyrol and Vorarlberg, an ensemble of buildings was left. The material reality of the Jagdberg allows us to reconstruct the Jagdberg's 130 years old history as an area of corrective training in western Austria. Thus the buildings can be questioned as testimony and source material at the same time.

*Keywords:*
Residential Care, Corrective Training, Tyrol, Vorarlberg, Architecture, Spatial Organization, Public Youth Reformatory, Public Youth Welfare, Stadt des Kindes/Vienna, Jagdberg/Schlins

## Autorinnen und Autoren dieses Bandes

Konstantin Graf von Blumenthal, Dott., unabhängiger Börsenanalyst, parallel historische Forschungen, ehrenamtliche Tätigkeit beim Südtiroler Burgeninstitut als Bibliothekar der Fachbibliothek Trostburg; davor sechs Jahre Mitglied des Jugendvorstandes des Südtiroler Burgeninstitutes; Knappenweg 2, D-82491 Grainau, St. Anton 29, I-39052 Kaltern, kgrafvonblumenthal@unibz.it

Stefan Ehrenpreis, Univ.-Prof. Dr., Professor am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck, Kernfach Neuzeit, Innrain 52d, 6020 Innsbruck, stefan.ehrenpreis@uibk.ac.at; Benjamin van der Linde, Dr., Universitätsassistent, ebd., benjamin.van-der-linde@uibk.ac.at; Thomas Bunte, Doktorand, ebd., thomas.bunte@uibk.ac.at

Christoph Haidacher, Dr., Leiter des Tiroler Landesarchivs, Michael-Gaismair-Straße 1, 6020 Innsbruck, c.haidacher@tirol.gv.at, Forschungsschwerpunkte: Regionalgeschichte, Historische Hilfswissenschaften, Archivwesen

Ulrich Leitner, Mag. Mag. Dr., Universitätsassistent am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck, Liebeneggstraße 8, 6020 Innsbruck, ulrich.leitner@uibk.ac.at

Hansjörg Rabanser, Dr. phil., Bibliothekar im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Museumstraße 15, 6020 Innsbruck, h.rabanser@tiroler-landesmuseen.at

Ursula Schattner-Rieser, PD. Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Judaistik der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz, und Mitarbeiterin des Projekts „Hebräische Handschriften in Österreich“ (hebraica.at) des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs (INJOEST), St. Pölten-Wien. Johannes Gutenberg-Universität, Judaistik-FB 01, Evangelisch-Theologische Fakultät, D-55099 Mainz, schattner.rieser@gmx.at

Michael Span, Mag. Mag. Dr., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Erinnerungskultur und Geschichtsforschung in Innsbruck (ZEG-Innsbruck), Innrain 52d, 6020 Innsbruck, michael.span@uibk.ac.at, Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Sattelzeit bzw. des 19. Jahrhunderts, Politische Kommunikation „von unten“, Erinnerungs- und Gedächtnispolitik, Geschichte des ländlichen Raumes, Mikrogeschichte.